

Kunst & Kontext

Außereuropäische
Kunst und
Kultur im Dialog

21 Februar 2021

SONDERHEFT
»RESTITUTIONSDEBATTE
Nr. 3«

Deutschland: Frustitutions-
debatte der 1970er

France: Le fait du prince

UK: Keeping their Marbles

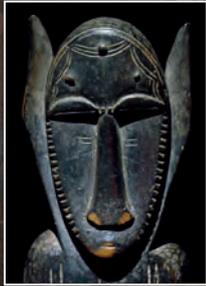
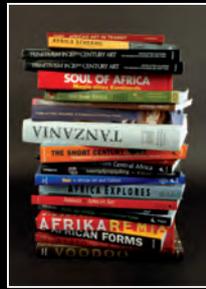
Austria: Federn für Rio

Berlin: Säule sucht Küste



shikra

Traditionelle und Zeitgenössische Afrikanische Kunst
Fotografie - Limitierte Editionen
Antiquarische Kunstbücher
mit Sonderabschnitt aus der Kegel-Konietzko Sammlung



shikra – ausgesuchte afrikanische Kunst

shikra wurde im August 2005 als Online-Galerie für traditionelle und moderne afrikanische Kunst gegründet.

shikra präsentiert eine erlesene Auswahl verschiedenster Kunstgegenstände aus zahlreichen afrikanischen Ländern.

shikra

Ansorgestr. 5, 22605 Hamburg, Germany
Phone: +49 (0)175-245 08 68
info@shikra.de · www.shikra.de

African Art



Vorab! Koloniale Schuld – heute?

Die Verantwortlichen sind tot. Und mangels Vererbbarkeit werden im Hinblick auf die koloniale Schuld Deutschlands dieser Tage, vier bis fünf Generationen später, zwei Fragen gestellt:

- Wer ist heute schuldig?
- Was war damals gerecht?

Die Bevölkerung eines Landes ist seit Langem das Ergebnis von Ein- und Auswanderung. Ein Teil der »Nachfahren des deutschen Kaiserreiches« hat Deutschland verlassen. Und wer sind »die Deutschen« heute? Etwa ein Drittel soll »Migrationshintergrund« haben – trifft auch diese Menschen eine Schuld aus der Kolonialzeit? Oder müssen wir zur Feststellung individualisierter Kollektivschuld jeweils den Anteil deutscher Gene ermitteln?

Wer heute glaubt, »historische Gerechtigkeit« feststellen zu können, wird nicht behaupten, dass gegenwärtige Meinungen und Bewertungen die Vergangenheit ändern könnten. Mindestens zwei Grundhaltungen sind möglich:

A. ein vergangenheitsorientiertes Verstehen des damals geltenden Rechtssystems und der damaligen politisch-gesellschaftlichen Debatten;

B. eine gegenwartsorientierte Neuinterpretation der Vergangenheit mit heutigen moralischen Maßstäben.

Die erstere – als Wissenschaft bezeichnet – ist der Versuch, gründlich und prüfbar sowie neutral und ergebnisoffen zu arbeiten. Die zweite ist etwas anderes, sicher jedoch keine Wissenschaft, wenn die genannten Werte nicht angestrebt und keine konträren Diskussionen zugelassen werden. Die Anhänger von B könnten, beim Blick auf ihre Grundhaltung, berücksichtigen, dass etwas, das heute als moralisch richtig erscheint, nur ein Durchgangsstadium im Spektrum zukünftiger Be- und Verurteilungen sein wird. Der Zeitgeist der jeweiligen Gegenwart – auch wenn von sehr vielen geteilt – verliert dadurch den Glanz scheinbar moralisch-göttlicher Absolution.

Eine wesentliche Frage wird nicht gestellt: Wie äußerten sich die damaligen Zeitgenossen zur Kolonialpolitik? Wer waren die Kritiker, und welche Argumente brachten sie vor? Beispielfähig sei auf die Reden zweier Reichstagsabgeordneter verwiesen: August Bebel (SPD) und Matthias Erzberger (Zentrum). Die Behauptung einer Mitschuld wäre bei diesen Politikern ebenso zu begründen wie bei denjenigen Journalisten und ihren Informanten, die sich gegen die damalige Regierungspolitik positionierten. Gleichzeitig gelebt zu haben ist kein hinreichender Beweis einer Schuld oder Mitschuld an den Untaten

von Zeitgenossen. Zu berücksichtigen sind sowohl die Aktivitäten des Einzelnen als auch seine Einflussmöglichkeiten; idealtypisch kann grob in Täter, Mitläufer, Kritiker und Masse unterschieden werden. Interessanterweise werden die möglichen Täter in Regierungenämtern, z. B. Wilhelm II., Otto von Bismarck, Leo von Caprivi, Bernhard von Bülow, in der Restitutionsdebatte nicht einbezogen und stattdessen das Handeln zufällig ausgesuchter Personen vor Ort untersucht. Gern wird ein Berufsstand („Militär“) unter Generalverdacht gestellt oder angenommen, dass die traditionelle Kultur deshalb unterging, weil Missionare das Christentum brachten. Der Kulturwandel und die jeweilige Geschichte vor dem Kolonialismus, aber auch dessen politische Strukturen bleiben dadurch unerforscht und unverstanden.

Dieses Heft enthält sieben Rezensionen, zwei Fallstudien und zwei Artikel zur Debatte in Frankreich. »Das Museum und die Dritte Welt« bündelt die Restitutionsdiskussion in den 1970er-Jahren. Das Buch von Vermeulen »Before Boas« zeigt, dass das Fach Völkerkunde in der Epoche der deutschen Aufklärung ab den 1730er-Jahren entstand. Das »Handbuch Geschichte der Sklaverei« von Zeuske betrachtet die »Sklaverei in allen Zeiten und auf allen Kontinenten«. Das bereits 2016 erschienene Buch »Keeping their Marbles« von Tiffany Jenkins hätte die Art und den Inhalt der Restitutionsdebatte in Deutschland beeinflussen können. In Fallstudien zu zwei Kameruner Objekten zeigt Spletstößer in »Umstrittene Sammlungen« die Fragilität dieser Rückgabeanfragen. Undifferenziert dagegen »Unser Raubgut. Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte« von Holfelder, das eine Legende verbreitet. Im Gegensatz dazu ist »"Raubkunst" – Wirklich geraubt? Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext« von Schaedler eine Streitschrift. Bei der Übergabe der Steinsäule von Cape Cross und dem Transfer der Lukesch-Sammlung von Graz nach Rio de Janeiro handelt es sich um Geschenke unter Freunden. Trotzdem wurden diese fälschlich von Medien als Restitutionen bezeichnet. Audrey Peraldi fasst die Ereignisse in Frankreich 2019/20 zusammen, wo der Sarr/Savoy-Rapport zu starken Reaktionen seitens der Museen führte und Macron ein ASAP-Gesetz durchsetzen konnte: *Le fait du prince*. Dem Wahrheitsgehalt des 90%-Mythos beim afrikanischen Kulturerbe ist Julien Volper nachgegangen. Und der reichhaltige Büchermarkt ist auch dieses Mal Harald Grauer zu verdanken.

Flensburg, den 2. Februar 2021

Andreas Schlothauer

Kunst & Kontext

21 Februar 2021

Vorab	1
Restitutionsdiskussionen in den 1970er-Jahren <i>Andreas Schlothauer</i>	3
„Before Boas“ – Völker-Beschreibung ab 1730 (Rezension zu H. Vermeulen) <i>Andreas Schlothauer</i>	22
„Geschichte der Sklaverei“ (Rezension zu M. Zeuske) <i>Andreas Schlothauer</i>	25
„Keeping their Marbles“ (Rezension zu T. Jenkins) <i>Andreas Schlothauer</i>	29
Ein Geschenk unter Freunden – die Säule von Cape Cross <i>Andreas Schlothauer</i>	41
Federn für Rio – Sammlung Lukesch <i>Andreas Schlothauer</i>	54
Zwei Rückgabeforderungen aus Kamerun (Rezension zu A. Splettstößer) <i>Andreas Schlothauer</i>	69
„Unser Raubgut“ – keine Streitschrift (Rezension zu M. Holfelder) <i>Andreas Schlothauer</i>	82
„Wirklich Geraubt?“ – eine Streitschrift (Rezension zu K.-F. Schaedler) <i>Andreas Schlothauer</i>	89
Frankreich: Politik als Kapitulation der Logik <i>Audrey Peraldi</i>	91
„Der 90% -Mythos“ <i>Julien Volper</i>	128
Büchermarkt 2018-2020 <i>Harald Grauer / Andreas Schlothauer</i>	132
NACHRUFE	
Boris Kegel-Konietzko	137
Bernd Muhlack	139
Achim Schäfer	142
Impressum	145



Restitutionsdiskussionen in den 1970er-Jahren

Die »Diskussion um das Problem der Rückgabe von Kulturgut [...] wurde von den verschiedenen Seiten mehr oder weniger mit Emotionen belastet und ist gelegentlich auf das Niveau von Schlagworten und Vorurteilen abgesunken. Am häufigsten hörte man die Worte: Plünderung in der Kolonialzeit. Übergriffe mögen [...] vorgekommen sein, aber in ihrer Verallgemeinerung sind derartige Vorwürfe unzutreffend.«

Jürgen Zwernemann, Direktor des Museums für Völkerkunde Hamburg (1977: 298)

»Das Museum und die Dritte Welt«¹ – unter diesem Titel fand vom 7. bis 10. Mai 1979 das »Dritte Internationale ICOM-Symposium am Bodensee« statt, das »von den ICOM-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz« veranstaltet wurde.² In der zugehörigen Publikation sind mindestens 84 der Teilnehmer³ genannt (1981: 354 f.), davon waren 20 Direktoren und Kuratoren von Völkerkundemuseen (Basel, Berlin, Bern, Bremen, Frankfurt, Kopenhagen, München, Stuttgart, Zürich)⁴ bzw. 38 von Kunst- und Technikmuseen, Natur- und Kunsthistorischen Museen sowie vier Wissenschaftler von Universitäten. Das Ethnologische Museum Berlin war zusätzlich durch den Präsidenten und eine Mitarbeiterin der Stiftung Preußischer Kulturbesitz vertreten. Außerdem waren der Generalsekretär und der Präsident der Deutschen UNESCO, die drei Präsidenten der ICOM (Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Schweiz) sowie je ein Vertreter des Auswärtigen Amtes, des Institutes für Auslandsbeziehungen und der Berliner Senatsverwaltung für kulturelle Angelegenheiten anwesend.

Es war eine Veranstaltung, die sich auch an die Öffentlichkeit richtete: In der Teilnehmerliste sind neun Journalisten von Regionalzeitungen (Badische Zeitung, Mannheimer Morgen, Schwäbische Zeitung, Südkurier) und überregionalen Medien (FAZ, Bayrischer Rundfunk/Deutsche Welle, Süddeutsche Zeitung, Welt) genannt. Es bestand also anscheinend das Bedürfnis, die Diskussionen mehrerer UN-Generalversammlungen und UNESCO-Konferenzen zwischen 1973 und 1978 zusammenzufassen, diese den eigenen Erfahrungen gegenüberzustellen, die Öffentlichkeit zu informieren und für die Politik Handlungsmöglichkeiten zu formulieren.

In der Publikation »Das Museum und die Dritte Welt«

sind ihre Argumente und Erfahrungen überliefert. Für die Restitutionsdebatte zwischen 2017 und 2019 wären diese hilfreich gewesen, wurden aber nicht einbezogen. Möglicherweise weil das Buch mit dem irreführenden Titel zu wenig bekannt ist. Jedenfalls ist es im Bericht von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr an den französischen Präsidenten Emanuel Macron (französisch 2018, deutsch 2019) nicht genannt. (siehe auch Peraldi 2019) Das erklärt, warum Bénédicte Savoy in Vorträgen die damalige Haltung deutscher Völkerkundemuseen als Blockade von Restititionen darstellt.

Der Journalist Moritz Holfelder verweist in seinem Buch »Unser Raubgut« auf das ICOM-Symposium 1979 (2019: 48 f.) und kommt, zwei Textstellen des Ethnologen Eike Haberland zitierend, zu dem Ergebnis: »Haberland lässt keinen Zweifel daran, dass man allen UNESCO-Bestrebungen in Bezug auf die Rückgabe von Kulturgütern zustimmen sollte«. (2019: 52) Das ist falsch, denn die kritischen Ausführungen Haberlands, die in diesem Artikel ausführlich wiedergegeben werden, hat Holfelder unterschlagen. Weiterhin kommt er zu dem Ergebnis, dass außer dem »mutigen Direktor« Herbert Ganslmayr (Überseemuseum Bremen) die »anderen Museumsdirektoren abblockten«. (2019: 52) Die kritischen Argumente, die damals gegen eine Restitution sprachen, werden von ihm mit folgendem Satz abgetan: »Die Argumente von damals hört man bis heute.« (2019: 52)

Weder Savoy noch Holfelder gehen auf die Argumente und Inhalte der damaligen Diskussion ein. Dies wäre jedoch unerlässlich, nicht nur um die eigene Meinung historisch einzuordnen. Auch die wissenschaftliche Gründlichkeit gebietet es, zunächst die Argumente und die dahinter stehenden Erfahrungen anderer zu verstehen, um darauf aufbauend den eigenen Standpunkt zu

begründen. Für den Autor ist es auch eine Frage des Respektes, das Denken anderer erst zu verstehen und dann zu hinterfragen.

Das Programm der Konferenz und allgemeine Gedanken zur Restitution

Inhaltlich befassten sich die Referenten in fünf Schwerpunkten mit den Themen: »Die Dritte Welt« (Kapitel I), »Die Entwicklungsländer. Kulturen der Vergangenheit – Lebensraum der Gegenwart« (Kapitel II), »Die internationalen Organisationen UN und UNESCO« (Kapitel III), »Die westlichen Länder« (Kapitel IV) und »Die westlichen Museen« (Kapitel V). Im Kapitel VI, »Abschließendes Rundgespräch«, sind gemeinsame Vorstellungen zum »kulturellen Erbe der Menschheit« formuliert: »Die gemeinsame Verantwortung der Völker für ihr Kulturerbe, für seine Wirkung in der Gegenwart und seine Bewahrung für die Zukunft.« Wiedergegeben sind jeweils auch die Diskussionen nach einzelnen Vorträgen oder Vortragsblöcken. (Siehe auch das Inhaltsverzeichnis des Buches in der Fußnote.)⁵

In seiner Einleitung schreibt der Präsident des Deutschen ICOM-Nationalkomitees und Direktor des Deutschen Museums, Hermann Auer, über die Länder der Dritten Welt: »In zunehmendem Maße wird zur Bestätigung ihrer kulturellen Identität die Berufung auf ihre eigenständigen Werte von Bedeutung, die Besinnung auf die kulturellen Güter ihres Volkes aus ihrer Geschichte und in der Gegenwart. Hier aber, in dem freilich in manchen Regionen sehr langsam wachsenden Bewußtsein kultureller Werte und der damit verbundenen Wertschätzung der Relikte der eigenen Kultur, liegt der Berührungspunkt zu den traditionellen Bewahrern solcher Schätze, den Museen.« (1981: 10) Auer verweist auch darauf, dass diese Objekte durch ihre lange Anwesenheit in die örtliche Kultur integriert wurden: »Nicht selten sind Zeugnisse fremder Kulturen zu bestimmenden Elementen abendländischer Kultur geworden und in das eigene Kulturerbe der westlichen Welt integriert.« (1981: 11) Und der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Werner Knopp, legt dar, »dass diese in großem Umfange [...] stattfindende Hinführung von Objekten fremder Kulturen nach Europa dort nicht nur von Fachleuten [...] sondern auch von der breiteren Schicht des Bildungsbürgertums, ja eigentlich von der Bevölkerung überhaupt rezipiert wurden. Rezipiert [...] in dem allgemeinen Sinne etwa einer Adoption, daß nämlich die Gegenstände in gesammelter Form als Eigenes, als Teil des eigenen fonds culturel oder Kulturerbes angenommen wurden. [...] All diese Dinge wer-

den, wie viele Befragungen zeigen, von vielen Bürgern [...] als eigener Besitz, Besitz des eigenen Volkes verstanden. Die Arbeit ist noch nicht geleistet, den Gründen für diese erstaunliche Rezeption auch an sich fernerliegenden Gegenständen nachzuspüren.« (1981: 193)

Der Generalsekretär der Deutschen UNESCO-Kommission, Hans G. Meinel, ist der Meinung, dass »es bei der kulturellen Restitution gar nicht so sehr um die Rückgabe« geht, sondern »um die Anteilnahme und das Mithelfen bei der Bewahrung der Kultur der Länder der Dritten Welt.« (1981: 33)⁶ Das sieht auch der Direktor des Frobenius-Instituts Frankfurt, Eike Haberland, so und schlägt vor, dass »man die ‚Rückgabe‘ in einen größeren Zusammenhang stellen [sollte]: Hilfe beim Bau oder der Erweiterung von Museen der Dritten Welt; Hilfe bei der Ausbildung und Schulung von Museumspersonal; Hilfe beim Aufbau von didaktischen Ausstellungen, die erst die zur Schau gestellten Gegenstände verständlich machen; Hilfe bei der Erschließung und Erfassung von Kulturgütern im eigenen Lande, denn noch immer schlummern in Afrika unbekannte Schätze in den Häusern der traditionellen Chiefs und Klan-Ältesten.« (1981: 152)

Das Thema Restitution wurde damals in einem weiten Rahmen diskutiert: Betroffen seien eine Vielzahl von Museen, und Rückgabeansprüche könnten auch von europäischen Ländern geäußert werden. In seinen »Überlegungen zur Frage der Rückgabe von Museumsgut an die Ursprungsländer« schreibt Gerhard Baer, damals Direktor des Museums für Völkerkunde und Schweizerischen Museums für Volkskunde Basel, dass »der Gedanke der Rückführung von Kulturgütern, insbesondere solcher von hohem künstlerischem Rang, eine Vielzahl von Museen – völkerkundliche, archäologische, kunst- und kulturhistorische, letztlich auch naturhistorische Museen – betrifft, weil in allen diesen Stätten, Zeugnisse und Dokumente aufbewahrt werden, die aus Überseegebieten, oftmals von früheren Kolonialländern, stammen und die durch Sammelexpeditionen, durch Geschenke, Tausch oder Kauf ins Museum gelangt sind. Mit Recht wurde verschiedentlich darauf hingewiesen, daß die Annahme des Rückführungsprinzips auch zu Forderungen europäischer Staaten an ihre europäischen Nachbarn führen würde. Dies gilt etwa für den Bereich der antiken Kunstschatze oder für mittelalterliche und neuzeitliche Kunstwerke. Dieser Hinweis zeigt schon, daß die Frage der Rückführung kultureller Güter in die Ursprungsländer rechtliche, ethische, in hohem Maß aber auch politische Aspekte hat.« (1981: 158) Knopp stellt fest, er habe es stets »als besonders ungerecht empfunden, daß nur die Entführungen von Kulturgütern aus früheren Kolonialländern angeprangert wer-

den, während man die Übernahme von Kulturgütern unterworfenen Völkern dann nicht anprangert, wenn die Unterwerfung so weit ging, daß sie in den eigenen Staat total absorbiert wurden. Die USA und die UdSSR bieten dafür ein-drucksvolle Beispiele. Hier spricht niemand von Restitution, das wird nur in bezug auf die schwächere Unterwerfungsform der Kolonialisierung getan.« (1981: 190)

Bezüglich der Rechtslage ist Eike Haberland der Meinung, dass diese »im Hinblick auf das Eigentum an den meisten hier zur Diskussion stehenden Gegenständen eindeutig sein [dürfte], zumindest nach europäischen Normen. Die ganz überwiegende Mehrzahl wurde – entgegen allen anderslautenden Behauptungen – rechtens eingehandelt. Die Stücke durchliefen oft so viele Hände, daß ihre Herkunft ungewiß ist und beim Käufer bona fide vorausgesetzt werden kann.« (1981: 145) Der damalige Direktor des Hamburger Völkerkundemuseums, Jürgen Zwernemann, nennt in einem Artikel weitere Hintergründe zum Objekterwerb: »Unbestreitbar kam in der Kolonialzeit [...] gelegentlich gewaltsame Fortnahme von Kulturgut vor. [...] Alles in allem dürfte aber gewaltsame Entwendung nur vereinzelt geschehen sein. Materieller Nutzen war nämlich aus den Stücken kaum zu ziehen, da sie einen geringen Wert besaßen. Die überwiegende Zahl der in den Sammlungen befindlichen Gegenstände wurde [...] von den ursprünglichen Besitzern völlig legal erworben, entweder durch Tausch [...] oder gegen Bezahlung, die dem damaligen Wert im Ursprungsland entsprach.« (1977: 298) Und: »Ethnologen wissen, dass sammelnde Europäer meist mehr angeboten bekamen, als sie haben wollten.« (1977: 299)

Zum Thema Verjährung hatte sich 1976 die schwedische UNESCO-Kommission in ihrem Bericht »Restitution of Cultural Objects« dahingehend geäußert, dass »Schweden nicht in Betracht zieht, daß auch ‚Kriegsbeute aus vergangenen Jahrhunderten‘ zurückgegeben« werde. Weiterhin wurde darauf hingewiesen, »daß der Staat keine juristischen Mittel hat, Gegenstände zurückzugeben, die in nicht-staatlichen Sammlungen sind.« (zitiert in Zwernemann 1977: 302) Haberland kommt bezüglich der rechtlichen Situation bei unrechtmäßigem Erwerb zu dem Ergebnis: »Bei den Stücken, die nachweislich geraubt oder mit Gewalt, Druck und Täuschung fortgenommen wurden, ist in den meisten Fällen Verjährung eingetreten. [...] Wir begeben uns allerdings mit dieser Argumentation auf schwankenden Boden: Was war ‚rechtens‘?« [...] Das gilt z. B. für das von Afrika oft zitierte Paradebeispiel der Fortschaffung der [...] Kunstwerke von Benin durch eine britische Strafexpedition 1897 [...] Seitdem befinden sich 99 % dieser Stücke [...] außerhalb Afrikas. [...] Und auch

wenn die Mehrzahl der Kunstwerke durch Kauf bei freiem Willen ihrer vorherigen Besitzer erworben wurde, so dürfen wir nicht vergessen, daß sehr viele Stücke, vielleicht die Mehrzahl der Kunstwerke, nur deshalb verkauft wurden [...], weil die durch den Kolonialismus veränderten Verhältnisse das möglich machten.« (1981: 145)

Diskussionen der UNO und UNESCO (1973–1978)

Eine knappe Zusammenfassung der Ereignisse der Jahre 1973 bis 1978 gibt Haberland: »Seitdem im Jahr 1973 der Staatschef von Zaire, Sese Seko Mubutu, im Zuge der ‚authenticité‘ forderte, alle aus Afrika durch den Kolonialismus nach Europa oder Amerika gebrachten Kulturgüter sollten in ihre Heimat zurückkehren, hat die Diskussion darüber nicht aufgehört. 1976 war dieses Problem Gegenstand erbitterter Auseinandersetzungen auf der Generalkonferenz der UNESCO in Nairobi. Dort wurde schließlich beschlossen eine UNESCO-Kommission einzusetzen, die in dieser Angelegenheit tätig werden kann und soll. Das ist 1978 in Paris denn auch geschehen.« (1981: 144)

Detailreicher ist der damalige Verlauf im Beitrag »Museumsbezogene Völkerrechtsinstrumente der UN und der UNESCO« von Wilhelm Bertram beschrieben.

Im Jahr 1972 wurde von der Generalkonferenz der UNESCO »das Abkommen zum Schutz des Weltkultur- und Naturerbes« angenommen. Dies »war in den Vereinten Nationen das Jahr einer neuen Initiative in Bezug auf das kulturelle Erbe, insbesondere der Entwicklungsländer.« (1981: 135) Die UN-Generalversammlung verabschiedete die »Resolution 3026 (XXVII), in der auf die Rückwirkungen des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts auf die Erhaltung und Entwicklung der kulturellen Werte hingewiesen wurde.« (1981: 135) Weiterhin wurde der Generaldirektor der UNESCO aufgefordert, der »Generalversammlung bei ihrer 28. Sitzung seine Ansichten« zum Thema »Contribution of UNESCO to the return of cultural property to countries that have been victims of de facto expropriation« zu erläutern. 1973 beschloss die Generalversammlung der Vereinten Nationen dann »die [...] Resolution 3187 (XXVIII)«. In deren operativen Paragraphen 1, 2 und 3 ist ein allgemeines Bedauern darüber ausgedrückt, dass in Folge kolonialer oder Fremdherrschaft Kunstwerke in großem Ausmaß von einem Land in ein anderes transferiert wurden. Außerdem ist dort zu lesen, dass die Rückkehr solcher Kunstwerke, Monumente, Museumsausstellungen, Manuskripte und Dokumente in die Herkunftsländer nicht nur eine Reparation für den

einstigen Schaden darstellt, sondern auch die internationale Kooperation stärkt. (1981: 136) Der Generaldirektor der UNESCO wurde aufgefordert, die Aufgabe der Restitution dadurch zu unterstützen, dass er sich allgemein zu geeigneten Methoden des Austausches (Leihverträge, bilaterale Vereinbarungen) äußern und diese fördern sollte. Auf der 18. Generalkonferenz folgten Empfehlungen zur Förderung und Entwicklung von Museen. (*»Development of museums, establishment and application of international standards concerning the cultural heritage«*, 1981: 136)

Während der 25. Generalversammlung der Vereinten Nationen im Jahr 1975 wurde die Frage der Kulturgüter wieder aufgenommen und die Resolution 3391 (XXX) wurde verabschiedet: *»Restitution of works of art to countries victims of expropriation«*. Damit wurden die in der früheren Resolution 3187 (XXVIII) aufgestellten Forderungen verschärft und detailliert. So heißt es in den operativen Paragraphen 1 und 2:

»1. Affirms that the prompt restitution to a country of its objects d'art, monuments, museums pieces and manuscripts by another country, without charge, is calculated to strengthen international co-operation in as much as it constitutes just reparation for damage done,

2. Recognizes in this connexion the special obligation incumbent upon those countries which had access to such valuable objects, either through particular claims or on other pretexts, as a result of their rule or their occupation of a foreign territory.« (1981: 136 f.)

Vom 29. März bis 2. April 1976 tagte in Venedig auf Einladung der UNESCO ein Komitee von 17 »nicht regierungsgebundenen« Personen, das »Committee of Experts to Study the Question of the Restitution of Works of Art«. Diese kamen aus den Ländern Ägypten, Belgien, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Griechenland, Indonesien, Italien, Jugoslawien, Mexiko, Nigeria, Polen, Schweden, Senegal, Thailand, USA und Zaire. Der einzige deutsche Teilnehmer war Herbert Ganslmayr, Direktor des Überseemuseums Bremen, als Vertreter der ICOM.⁷ Zwernemann verweist darauf, dass die Experten nicht unabhängig waren: *»Vier Mitglieder dieser Gruppe sind oder waren Delegierte ihres Landes bei der UNESCO und drei sind in Ministerien ihrer Heimatländer tätig, also in Kulturverwaltungen.«* (1977: 297) Das Komitee veröffentlichte einen *»Schlußbericht [...] , dessen wichtigste Gesichtspunkte folgende sind: Da in vielen Ländern Recht und Verfassung eine Rückgabe von Kulturgut verhindern, müßten zunächst die Gesetze ent-*

sprechend geändert werden. Einerseits unterstrichen die Experten das Recht, daß ein Volk Kultureigentum zurückfordern kann, welches es als bedeutenden Teil seines kulturellen Erbes betrachtet, andererseits waren sie sich einig, daß Rückforderungen nicht die Gesamtheit kulturellen Erbes betreffen können, da dies dem Sinn internationalen Kulturaustausches widersprechen würde und Kulturgut ein wichtiges Mittel zum gegenseitigen Verständnis der Völker ist. Außerdem waren die Experten einig, daß zunächst ein Meinungsklima zu schaffen ist, welches der Rückgabe förderlich ist.« (1977: 297)

Bertram schreibt, dass in dem Bericht »einige nicht unbedenkliche Thesen« enthalten waren: *»Hier sei nur erwähnt, daß offenbar eine Mehrheit der Experten sich für die Auffassung einsetzte, daß Forderungen auf Restitution oder Rückgabe nicht der Verjährungseinrede unterliegen dürften.«* (1981: 138) Zwei Jahre später kam es vom 20. bis 23. März 1978 in Dakar (Senegal) zu einer weiteren Tagung eines UNESCO-Komitees mit 13 regierungsunabhängigen Experten: *»Committee of Experts of the Establishment of an Intergovernmental Committee Concerning the Restitution or Return of Cultural Property«*. Von den 1976 in Venedig beteiligten Experten waren zwei anwesend: I. Murko (Jugoslawien) und Ekpo Eyo (Nigeria).⁸ Sie kamen laut Bertram zu *»einer etwas flexibleren Auffassung«* und in *»Paragraph 10 des Schlußberichts«* zu *»einer allerdings nicht ganz eindeutigen Auslegung des Berichts von Venedig«*: *»The problems that arise must be considered in their entirety without establishing strict limits of time and space. While realizing that it would be unrealistic to go back indefinitely into the past or to attempt to resolve questions of national history and State succession, the committee is unable to set such limits for restitutions or returns of cultural property which are desirable or even essential.«* (SHC-78/CONF.609/6: 3)⁹

Über die »rechtlich tatsächlich kontroverse Frage der Restitution« entschied die 30. Generalversammlung der Vereinten Nationen im Herbst 1976 zwar nicht, aber sie schuf ein juristisches Instrument, das *»einen praktischen Weg dafür ebnete, daß Völker und Staaten wechselseitig in stärkerem Maße an den Beständen ihres Kulturbesitzes, die für beide Partner von Interesse sind, teilhaben können«*. (1981: 136 f.) Weiterhin nahm die 19. UNESCO-Generalversammlung am 26. November 1976 eine Empfehlung *»über den internationalen Austausch von Kulturgütern«* an. In dieser Resolution 4.128 heißt es in den operativen Paragraphen a und b:

»Invites the Director-General of UNESCO:

(a) to take all necessary measures with a view to the establish-

ment, by the General Conference at its twentieth session, of an intergovernmental committee entrusted with the task of seeking ways and means of facilitation bilateral negotiations for the restitution or return of cultural property to the countries having lost them as a result of colonial or foreign occupation, and to convene for this purpose a committee of experts responsible for defining the terms of reference, means of action and working methods of such a committee;

(b) to launch an appeal to Member States to take all measures likely to bring about a state of mind conducive to the return of cultural property to the countries of origin, especially with the aid of the mass communication media and educational and cultural institutions.« (1981: 138 f.)

Der in Paragraph b erwähnte »Appeal« führte im Juni 1978 zum Aufruf des UNESCO-Generaldirektors Amadou-Mahtar M'Bow: »a plea for the return of an irreplaceable cultural heritage to those who created it.«⁹ Bertram schreibt, dass der Aufruf »deutlich erkennen läßt, daß die Bemühungen des Generaldirektors darauf gerichtet waren, es in der Frage der Restitution bzw. der Rückgabe von Kulturgütern nicht zu einer unversöhnlichen Konfrontation zwischen den Mitgliedern der UNESCO kommen zu lassen, sondern den Weg für eine gütliche Regelung zwischen den Ländern der Dritten Welt einerseits und den Industriestaaten zu ebnen.« (1981: 139) Zum »Problem einer Nichtverjährung von Restitutionsansprüchen« äußerte sich M'Bow in Paragraph 7: »They know, of course, that art is for the world and are aware to [sic] the fact that this art, which tells the story of their past and shows what they really are, does not speak to them alone. They are happy that men and women elsewhere can study and admire the work of their ancestors. They also realize that certain works of art have for too long played too intimate a part in the history of the country to which they were taken for the symbols linking them with that country to be denied, and for the roots they have put down to be served.« (1981: 139)

Das Zusammenwirken »der Generalversammlung der Vereinten Nationen [...] und der UNESCO« führte 1977 zur UN-Resolution 32/18: einer erneuten Aufforderung an die Mitgliedsstaaten zur Ratifizierung der UNESCO-Konvention von 1970. Im operativen Paragraph 3 heißt es: »the restitution to a country of its objects d'art, monuments, museum pieces, manuscripts, documents and any other cultural or artistic treasures constitutes a step forward towards the strengthening of international cooperations and the preservation and future development of cultural values.« (1981: 139)

Die 33. UN-Generalkonferenz befasste sich 1978 in ihrer Resolution 33/50 abermals mit dem Thema »Protection,

restitution and returns of cultural artistic property as part of the preservation and further development of cultural values.« (1981: 139) Und im selben Jahr beschloss die 20. Generalkonferenz der UNESCO in Paris die Errichtung des »Intergovernmental Committee for Promoting the Return of Cultural Property to its Countries of Origin or its Restitution in Case of Illicit Appropriation« (Resolution 4/6/5). »Das Komitee hat 20 Mitglieder, von denen z. Z. Belgien, Dänemark, Frankreich und Spanien zu den westlichen Ländern gehören, die Bundesrepublik ist nicht zum Mitglied gewählt worden, aber auch nicht die DDR.« (1981: 140) Laut Artikel 1 hat das Komitee beratende (»advisory«) Natur. »Damit ist der Versuch, das Komitee zu einem ‚tribunal‘ mit gerichtlichem Charakter zu machen, nicht durchgedrungen.« In Artikel 3, Absatz 2 sind die Objekte definiert, für die das Komitee zuständig sein soll: »A request for the restitution or return of a Member State [...] may be made concerning any cultural property which has fundamental significance from the point of view of the spiritual values and cultural heritage of the people of the Member State [...], and which has been lost as a result of colonial or foreign occupation or as a result of illicit appropriation.« (1981: 140)

Das Komitee sollte weiterhin »multilaterale und bilaterale Zusammenarbeit mit dem Ziel der Restitution und Rückgabe des fraglichen Eigentums an seine Herkunftsländer fördern.« Es sollten »Forschungen und Studien unternommen werden für ein zusammenhängendes Programm zur Herstellung repräsentativer Sammlungen in Ländern, deren kulturelles Erbe verstreut ist.« Ferner sollten »die Errichtung oder Erweiterung von Museen oder anderen Einrichtungen für die Erhaltung des kulturellen Erbes und für die Schulung des erforderlichen wissenschaftlichen und technischen Personals [sowie ...] der Austausch von Kulturgut [...] gefördert werden.« (1981: 141) Im Paragraph 6 ist u. a. vermerkt, »daß Kulturgüter der Schädigung als Resultat schlechter Unterbringungsbedingungen, schlechter Ausstellung, schlechtem [sic] Transport und schlechter Umgebung (ungünstige Beleuchtung, Temperatur, Feuchtigkeit oder atmosphärische Verschmutzung) ausgesetzt sind. In Paragraph 7 wird betont, daß die Verhinderung von Risiken auch der Entwicklung von Konservierungstechniken und Restaurierungswerkstätten und der Einrichtung wirksamer Schutzsysteme in Museen und anderen Sammlungen beweglichen Kulturguts bedarf.« (1981: 142)

Damit waren die Strukturen einer UNESCO-Einrichtung gelegt, die es den Vertretern der »Member States« ermöglichte, Restitutionsansprüche zu stellen. Haberland kommt zu dem Ergebnis: »Wenn auch die UNESCO nicht die Möglichkeit hat, bestimmte Staaten bzw. bestimmte

Museen zur Herausgabe von Kunstwerken zu zwingen, so besteht doch im Prinzip die Möglichkeit, eine Art von Tribunal zu veranstalten und Länder, die sich nicht zur Diskussion oder Restitution zwingen lassen wollen, auf eine moralische Anklagebank in der Weltöffentlichkeit zu bringen. Dadurch könnte bei beiden Seiten eine Verhärtung eintreten, was durchaus nicht im Sinne einer Verständigung und eines Kulturaustausches wäre, wie sie von der UNESCO gefordert werden, und wie sie im allgemeinen Interesse sein muß. Der gesamte Komplex der ‚Restitution‘, wie überhaupt der Existenz von Kunstwerken in anderen als ihren Schöpfungsländern, ist außerordentlich vielschichtig. Es handelt sich in Wirklichkeit um viele Komplexe. Sie sind weder mit klischeehaften Formulierungen und Forderungen, daß z. B. alles zurück ins Ursprungsland müsse und alles Raub des Kolonialismus sei, noch mit starrem Beharren auf juristischen Eigentumsansprüchen zu lösen. Nur eine fortgesetzte Diskussion und eine auf beiden Seiten vorhandene Bereitschaft, die Argumente des anderen zu respektieren, können hier weiterhelfen.« (1981: 144)

Wir wissen heute, dass die Welle von Restititionen an die Herkunftsländer (bzw. Herkunftsgemeinschaften) ausblieb. Bei dem 1978 in Paris geschaffenen UNESCO-Komitee meldeten sich wenige Staaten mit konkreten Forderungen zu einzelnen Objekten. Mögliche Gründe hierfür wurden schon während der Konferenz am Bodensee vorgetragen. Es lohnt sich daher, die Erfahrungen und Argumente der Ethnologen genauer zu betrachten.

Gedanken zur Restitution aus der Sicht von Ethnologen

In Kapitel II »Die Entwicklungsländer« berichten acht Ethnologen »über die Regionen der Dritten Welt im [sic] Blick auf das Sammlungs- und Bildungspotential ihrer Museen«; geben also einen Überblick zur Situation von Völkerkundemuseen in Afrika, Lateinamerika, Indien, Sri Lanka, Südostasien, Papua-Neuguinea und dem islamischen Orient.¹¹ Haberland ist mit zwei Beiträgen in zwei Kapiteln und Hans-Joachim Koloss, Oberkonservator des Linden-Museums in Stuttgart, mit einem Beitrag vertreten. Beide gehen auf die Situation der Museen in afrikanischen Ländern ein. In »Die Entwicklungsländer« (Kapitel II) schreibt Haberland zum »Museum in Afrika« und in »Die internationalen Organisationen UN und UNESCO« (Kapitel III) stellt er »Überlegungen zum Problem der Restitution von Kulturgütern an die Dritte Welt aus der Sicht des Ethnologen« an. Koloss berichtet in »Die west-

lichen Museen. Ideelle und praktische Zusammenarbeit mit Museen der Dritten Welt« (Kapitel V) über die »Funktionen und Perspektiven des Völkerkunde-Museums in der heutigen Zeit«.

Durch ihre regelmäßigen Feldforschungsaufenthalte und Auslandsreisen hatten die Kuratoren und Direktoren der Völkerkundemuseen jahre- oder jahrzehntelange Erfahrungen und Kontakte nicht nur in den Städten dieser Länder, sondern auch mit Gemeinschaften in den Rückzugsgebieten Afrikas, Ozeaniens und der Amerikas. Da sich die Argumente, Themen und Fragestellungen in den Beiträgen wiederholen, sind diese wie folgt verdichtet:

- Museum – ein kolonialer Export ... und Sammeln eine europäische Marotte?
- Kulturwandel – der Bruch mit Traditionen
- Erhalt der Objekte in Museen und Wiederbelebung von Traditionen
- Objekte als Nationalsymbole in Vielvölkerstaaten?
- Fremd im eigenen Land: das Völkerkundemuseum

Museum – ein kolonialer Export ... und Sammeln eine europäische Marotte?

In einigen Ländern Asiens war das Aufbewahren sakraler Objekte üblich. So bezeichnet Karl H. Henking, Direktor des Völkerkundemuseums der Universität Zürich, Sri Lanka als »ein Land der religiösen Heiligtümer, der Wallfahrtsorte, der Tempel und der Klöster. [...] Die meisten dieser religiösen Mittelpunkte besitzen Sammlungen von sakralem, zum Teil auch profanem Kultur- und Kunstgut.« (1981: 56) »Die Ahnen der heutigen Museen von Sri Lanka findet man in den Kunst- und Raritätenkammern königlicher Familien und in den Schatzkammern von Tempeln und Klöstern.« (1981: 57)

Anderswo gab es jedoch vor dem Kontakt mit Europa keine Tradition des ‚zeitlosen‘ Erhaltes von Gegenständen.¹² Die Tradition lebte vielmehr im gemeinsamen Herstellen und Verwenden von Objekten fort. Die Dinge unterlagen einem Nutzungs- und Bedeutungszyklus, der zu einem ständigen Aussortieren führte. Baer schreibt: »Es kam früher oft vor, daß Vertreter schriftloser Gesellschaften nach Abhaltung ihrer Zeremonien die für diese verwendeten Masken, Statuen, Malereien und Geräte vernichteten, weil diese Vernichtung aufgrund ihrer religiösen Vorstellungen sinnvoll war (die Kultobjekte waren ‚kraftlos‘ geworden).« (1981: 159) Und Heimo Rau vom Heidelberger Südasiens-Institut

kommt zu dem Ergebnis: »Die Kultur Südasiens zeigt ihrer Eigenart und Struktur nach keine Neigung zur musealen Sammlung und Aufbewahrung von Gegenständen welcher Art immer, die nicht genutzt und nicht mehr gebraucht werden. Der Hinduismus, der sie geprägt hat, kennt keinerlei Wertschätzung für das, was war und vergangen ist.« (1981: 47) Ähnliches bemerkt Ingrid Heermann, Kuratorin am Lindenmuseum Stuttgart, zu Papua-Neuguinea. »Es ist sicher nicht falsch zu sagen, dass das Museum in Port Moresby [Hauptstadt von Papua-Neuguinea] noch auf der Suche nach seiner ‚Öffentlichkeit‘ ist. Das ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß vielen traditionellen Kulturen ein Aufbewahren von aus dem Zusammenhang gerissenen und ihrer Funktion beraubten Gegenständen unverständlich erscheinen muß.« (1981: 74) Und: »Für einen Großteil der Bevölkerung [...] sind aus dem Zusammenhang gerissene Objekte vollkommen bedeutungslos.« (1981: 76)

Auch bei Haberland findet sich dieser Gedanke: »Es wird oft vergessen, daß im Gegensatz zu Europäern und Asiaten, bei denen das Bewahren und Pflegen von Kunst eine uralte Tradition besitzt, das Verhältnis der sogenannten Naturvölker zu ihren künstlerischen Schöpfungen ein unvergleichlich unbefangeneres und dynamischeres war. Es waren nicht nur das der Erhaltung ungünstige feuchte Klima der Tropen, das Zerstörungswerk der Termiten und anderen [sic] Insekten [...] oder die Unterbringung in leichten, alle paar Jahre notwendigerweise erneuerten Häusern, die sich negativ auf die Bewahrung von Kunst und Kunsthandwerk auswirkten. Diesen Völkern war eine uns in ihrer außerordentlichen Dynamik schwer vorstellbare Schöpferkraft und Kreativität eigen, die sie beflügelte, immer wieder Dinge zu produzieren. [...] In noch unvergleichlich stärkerem Maße gilt das hier Gesagte für die ‚einfachen Dinge‘ des täglichen Lebens anderer Kulturen, die schon von vornherein zum Verbrauch, aber nicht zum Aufbewahren produziert wurden. [...] Was hier in den Museen versammelt ist, stellt nur einen Bruchteil der ungeheuren Fülle vergangenen oder noch lebendigen Schaffens dar. Meist wurden sie nur unter ästhetischen Gesichtspunkten gesammelt. [...] Beim Erwerb dieser Dinge fand auch nicht – wie immer wieder behauptet wird – ein Ausverkauf statt. Das allermeiste verblieb im Lande und wurde verbraucht.« (1981: 148 f.)

Zwei weitere wichtige Erfahrungen sind von Koloss, der sich auf das Ende der 1960er-Jahre »von amerikanischen Entwicklungshelfern aufgebaute Museum in Bamenda« im Kameruner Grasland bezieht. Dort wurden die Objekte, »die bei den magischen und religiösen Praktiken von eigentlicher Bedeutung sind, nicht gezeigt und sind auch im Magazin nicht vorhanden.« (1981: 310) Da jedoch einige Masken in der

Ausstellung waren, die für »Frauen und Kinder« verboten sind, »kann ein Museumsbesuch für sie nicht in Frage kommen; für den Schulunterricht ist das Museum daher nicht geeignet.« (1981: 311) Die aufklärerische Idee eines öffentlichen Museums kollidiert hier mit den Aktivitäten von Geheimgesellschaften, die auf Zugangskontrollen basieren. Außerdem handele es sich bei den ausgestellten Exponaten »weitgehend um Objekte, die noch im Gebrauch sind und keine besondere Attraktion besitzen. Die Masken, Figuren und Stühle, die in Europa so viel Bewunderung finden, gelten im Grasland nicht als Kunstwerke, sondern als Gebrauchsgegenstände. Beispielsweise wird die Patina bei einem Schnitzwerk nicht als schön und wertvoll empfunden, sondern als ein profanes Zeichen dafür, daß das betreffende Stück bald zerschissen sein wird und durch ein neues ersetzt werden sollte.« (1981: 311) Daher stellt Koloss die Frage, »ob die afrikanische Geschichte und Kultur überhaupt schon ‚museumsreif‘ ist. Denn wesentliche Bereiche des politischen und kulturellen Lebens im traditionellen Afrika spielen sich bis heute im Geheimen ab, sind damit nur wenigen Auserwählten zugänglich und bekannt und können folglich nicht Gegenstand einer öffentlichen Ausstellung sein.« Weiterhin stelle sich aber bei den Objekten, »die in den Museen ausgestellt werden, zumindest auf dem Land noch in Gebrauch sind« die Frage: »Welchen Anreiz könnte es beispielsweise geben, die Stühle auf denen man täglich sitzt, nun in einem Museum zu besichtigen?« (1981: 312)

Da die Aufbewahrung und Erhaltung von Objekten nicht üblich waren, erstaunt es nicht, dass auch die Institution »Museum« in den außereuropäischen Ländern ein kolonialer Import ist. Henking schreibt, dass es »Museen im heutigen Sinn« in Sri Lanka »erst seit dem 19. Jahrhundert« gebe: Unter der englischen Verwaltung wurde »im Jahre 1877 das noch bestehende National Museum von Colombo eröffnet.« (1981: 58) Doch sei bis heute eine »Konzentrierung der Sammlungen, der Ausstellungen, der wissenschaftlichen Forschung auf das eigene Land« feststellbar. (1981: 61) Ähnlich formuliert es Rau für Südasiens: »Das Museum als konservierende, wissenschaftliche Forschungsstätte und als Bildungseinrichtung verdankt Südasiens den Engländern.« (1981: 47) Und bei Heermann steht: »Das gilt in besonderem Maße für Museen in Ländern der Dritten Welt, in denen sie eine relativ junge Einrichtung sind, häufig genug entstanden aufgrund kolonialer Initiative und mit einer erst allmählichen Verankerung in der Kultur der einzelnen Länder.« (1981: 71) In Afrika, schreibt Haberland, seien Museen sogar häufig mit negativen Erinnerungen an die Kolonialzeit verbunden. »Noch wird ‚das‘ Museum in Afrika häufig als Erbschaft des Kolonialismus

empfunden, das der sich neuformierenden afrikanischen Gesellschaft erst integriert werden muß. Allerdings müßte das Museum dazu mehr auf die Bedürfnisse der Afrikaner ausgerichtet werden und mehr als ein guter Abklatsch europäischer Vorbilder sein.« (1981: 84) Der Gedanke des letzten Satzes findet sich ähnlich auch bei Heermann: »Wie ein Kollege in Neuguinea es ausdrückte, tendieren wir dazu anzunehmen, daß alles, was sich in Europa bewährt habe, jetzt ganz genauso in einem anderen Land gehandhabt werden müßte.« (1981: 71)

Kulturwandel – der Bruch mit Traditionen

Es ist allgemein bekannt, dass die Bestände der Völkerkundemuseen vor allem in der Kolonialzeit wuchsen. Damals wurden die Stücke jedoch nicht als »Kunst« betrachtet, wie Zwernemann feststellt: »Afrikanische Kunst wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa noch kaum als Kunst angesehen, sondern als Gegenstände heidnischer Religionen, deren Sinn damals niemand begriff.« (1977: 299) Dadurch waren auch die Preise, sowohl in Afrika wie auch in Europa, nicht mit den heutigen vergleichbar: »Vor 50 und 25 Jahren gab es für afrikanische und ozeanische Kunst noch keine eigentlichen ‚Kunstpreise‘. (1977: 299)

Auch wenn viele Objekte des gleichen Typs erworben wurden, so war es doch immer nur ein sehr kleiner Teil des vorhandenen Gesamtbestandes (von diesem Typus). Die Mehrzahl verblieb vor Ort und wurde dort – wie oben beschrieben – aussortiert oder in Zeiten eines Kulturwandels vernichtet. Auf diesen Sachverhalt verweist Baer: »Die Geringschätzung der eigenen kulturellen Leistungen und darunter der Gegenstände, die man selbst fertigt, ist in Zeiten des Kulturwandels eine häufig zu beobachtende Erscheinung. Diese Geringschätzung hat in vielen Gebieten der Erde, namentlich in früheren Kolonialgebieten, dazu geführt, daß die Gegenstände traditionellen Stils dem langsamen Zerfall ausgesetzt, weggeworfen oder gegen Produkte westlicher Zivilisation eingetauscht wurden.« (1981: 160) Das Schwinden bestimmter Objektgruppen oder -typen war somit eine Folge davon, dass der Prozess ihrer Neuherstellung im Rahmen von Traditionen endete oder sich veränderte.

Das starke Interesse und die Nachfrage aus Übersee verlangsamten diesen Prozess bisweilen, entfaltete also traditionserhaltende Effekte für das Handwerk auf den heimischen Märkten, wie Koloss berichtet: »Die traditionelle Schnitzerei ist noch weitgehend erhalten, geriet aber unter europäischen Einfluß, seit professionelle Händler nun schon seit

Jahren durch das Land ziehen, um gebrauchte Masken und Stühle aufzukaufen. Einstweilen zeigt sich dieser Einfluß nur daran, daß die alten Stücke viel häufiger durch neue ersetzt werden, als das früher geschah, und daß die Schnitzer nun sehr günstige Verdienstmöglichkeiten erhielten.« (1981: 310)

Die Empörung über Gewalt und koloniale Arroganz führt dazu, dass die Attraktion neuer Waren und Ideen und deren Auswirkungen im Kulturwandel unterschätzt werden. Haberland beschreibt diesen Effekt: »Es waren nicht nur Kolonialbeamte, Händler und Ethnologen, die diese Dinge kaufen konnten, weil sie nun für ihre Eigentümer keinen spirituellen Wert mehr hatten, es waren auch die Eigentümer selbst, die diese Dinge ohne direkten äußeren Anlaß vernichteten oder verkommen ließen, weil sie in ihnen etwas Überholtes, Veraltetes, nicht ‚Fortschrittliches‘ erblickten, das man überwinden wollte. Es war Ausdruck einer allgemeinen Kulturauflösung.« (1981: 84) Es waren oft die jungen Generationen, die gegen Traditionen aufbegehrten und sich für neue Technik bzw. Moden begeisterten. Der bis heute geltende Gegensatz – Technik contra Tradition – wird in einem Satz des »Abschließenden Rundgesprächs« formuliert: »Dem steht allein schon der nachdrückliche eindeutige Wunsch fast aller Entwicklungsländer entgegen, durch Übernahme der technischen Zivilisation der Industrieländer eine möglichst schnelle Hebung des Lebensstandards zu erreichen – und dies, zumindest für eine begrenzte Schicht des Volkes, bis zu den Spitzenerzeugnissen der Technik.« (1981: 351) Haberland sagt dies noch drastischer: »Auch heute noch ist das Verhältnis vieler Afrikaner den noch im Lande befindlichen alten Kunstwerken gegenüber ein höchst ambivalentes.« (1981: 146) So wird zwar »das afrikanische Handwerk« gepriesen, aber »teure Fabriken zur Herstellung scheußlicher Plastikgefäße [werden gebaut], anstatt die Weiterentwicklung der einheimischen Flechtereie, Töpferei oder Schmiederei zu stimulieren. Man begeistert sich an den Bauwerken der afrikanischen Lehmarkitektur als lebendige Zeugen afrikanischer Kunst und Kreativität, aber man baut dreistöckige, ungesunde und heiße Zementblocks mit auf die europäische Kleinfamilie zugeschnittenen Wohnungen usw.« (1981: 84)

Der Faszination von Ethnologen und sammelnden Europäern für die materielle Kultur entspricht laut Koloss die dortige [Kamerun] Faszination für die »technischen Wunderwerke aus dem Westen wie Quarzuhren, automatische Kameras, Kassettenrekorder, Radios, Taschenrechner, Motorräder und Autos. [...] Der Unterschied zeigt sich auch in den Preisen. Stühle und Masken werden schon häufig für 10.000 CFA (DM 100,-) angeboten, ein Motorrad, der Wunschtraum

aller jungen Männer, kostet mehr als das Zwanzigfache. Da man allein die technische Überlegenheit der westlichen Produkte bewundert, ist man (noch) nicht in der Lage, den Wert der eigenen traditionellen Kultur zu verstehen und als Vorbild zu sehen.« (1981: 311)

Vierzig Jahre später könnte »Westen« durch »Osten« ersetzt werden, da das Allermeiste inzwischen aus China kommt.

Ein Ausdruck des Kulturwandels war die Abkehr oder das Desinteresse an der jeweils eigenen materiellen Kultur. Warum begannen die afrikanischen Museen nicht spätestens seit den 1960er- oder 1970er-Jahren aktiv zu sammeln? Die traditionellen Gegenstände verschwanden nicht einfach mit der Unabhängigkeit der Staaten. Als Beispiel nennt Haberland die zwangsweise Einziehung von Kulturgut in der Ära Mobutus: »Wieviel es davon noch immer in dem meisten Ländern Afrikas gibt, machte eine vor einigen Jahren in Zaire mit Zwang durchgeführte Aktion deutlich. Mit Hilfe der Behörden wurde auf Anordnung des Staatspräsidenten noch vorhandenes Kunstgut – viele Klan- und Familienerbstücke – gesammelt und in Kinshasa magaziniert.« (1981: 80) Das Sammeln wäre (auch ohne Zwang) möglich gewesen und hätte den Museen in afrikanischen Ländern solide Bestände beschert. Haberland schreibt: »Man muß immer wieder bedauern, daß es die meisten Staaten der Dritten Welt bisher versäumt haben, hier nur mit geringen Mitteln die Erzeugnisse ihres Handwerks oder Kunsthandwerks ausreichend zu sammeln und zu dokumentieren.« (1981: 149) Und Heermann bemerkt zum Nationalmuseum in Port Moresby, dass es »nur unzureichende Sammlungen aus dem Hochland und anderen Gebieten [gibt], in denen auch vor 10-20 Jahren noch hätte gesammelt werden können. Gleiches trifft auch auf andere Regionen zu.« (1981: 73) In dem Artikel Zwernemanns lautet eine Zwischenüberschrift: »Der Ausverkauf in der nachkolonialen Zeit«. Er schreibt: »Erst nach 1960 stiegen die Preise steil an, und seither kommen ungeahnte Mengen guter und sehr guter Werke afrikanischer Kunst auf den europäischen Markt.« (1977: 299) Er kommt zu dem Ergebnis: »Erfahrene Museumsleute wissen, daß das Angebot guter und sehr guter Werke afrikanischer Kunst niemals so umfangreich war, wie nach der Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten.« (1977: 300)

Erhalt der Objekte in Museen und Wiederbelebung von Traditionen

Wenn der Erhalt historischer Objekte in der Gegenwart und für die Zukunft die erste Priorität hat, dann spricht vieles gegen eine Aufbewahrung in tropischen Ländern: die hohe Luftfeuchtigkeit, die Hitze, eine Vielzahl von Insekten etc. Die Verhältnisse sind schwierig, wie Koloss berichtet: »Ungelöst ist vor allem die Frage, wie die Bestände an alten Masken, Figuren und Stühlen in den zahlreichen Königspalästen des Graslandes gerettet werden können. Immer wieder hört man von Diebstahl und Raub, aber auch von Verlusten durch Brand und Insektenfraß.« (1981: 312) Auch Zwernemann äußert sich eindeutig: »Zur Zeit ist die bauliche, personelle und finanzielle Ausstattung der Museen der Dritten Welt in fast allen Fällen nicht so, daß eine Überführung von Kunstwerken sinnvoll erscheint und zu verantworten ist. Die konservatorischen Zustände sind meist so katastrophal, daß die Gefahr des Verfalls zurückgegebener Gegenstände besteht.« (Zwernemann 1977: 302)

Laut Haberland sind der »Erwerb und die Aufbewahrung« historischer Objekte durch europäische und amerikanische Museen »die effektive Rettung von Kulturgütern vor ihrem Verschwinden bzw. vor ihrem Untergang. [...] Es muß in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß ohne den Sammeleifer der ersten Erwerber [...] sehr viele der schönsten Beispiele der Weltkunst heute nicht existierten.« (1981: 147 f.) Dieses Argument findet sich auch bei Baer, der die Museen »als Treuhänder des kulturellen Erbes« bezeichnet. (1981: 160) »Die Ethnologen jener Zeiten bewahrten die Ritualgegenstände vor der Vernichtung und brachten sie in die Museen, wo sie konserviert, gezeigt, besprochen und publiziert wurden.« (1981: 159) Dies ermöglicht dann eine Rückkopplung, denn auf »diese Weise erwuchs auch den Ursprungsländern und den Nachkommen jener Gruppen, die die Gegenstände einst hergestellt hatten, ein neues Verständnis für die Einmaligkeit, Bedeutung und Qualität der Stücke, und erst aus diesem neuen, so gewonnenen Verständnis kommen nun die Forderungen nach Rückgabe.« (1981: 159 f.) Baer stellt die Frage »was wohl geschehen wäre, wenn es nicht seit Jahrhunderten eine von Gemeinwesen und Staaten geforderte Sammel- und Museumstätigkeit gegeben hätte. Es steht fest, daß dann sehr viele der heute bewunderten Gegenstände längst zerstört, verloren und vergessen wären, und es ist ebenso sicher, daß sich ein Bewußtsein für die Eigenständigkeit und die handwerklichen und künstlerischen Werte der aus dem Bereich der schriftlosen Völker stammenden Gegenstände nicht entwickelt hätte.« (1981: 159)

Wenn »keine öffentlichen Museen existierten«, gäbe es auch keine »Rückforderungen seitens der Dritten Welt«. (1981: 160)

Bei Haberland findet sich weiterhin der Einwand, dass das in der Öffentlichkeit vorhandene Bild der Museumsbestände durch die Objektauswahl in Ausstellungen verzerrt wird. »Angesichts dessen, was in permanenten Ausstellungen vieler Museen in den Vitrinen zu sehen ist, wo ohnehin nur ein Bruchteil der Museumsbestände erscheint – und hier nur wieder die schönsten –, täuscht man sich über das Verhältnis von Kunst zur einfachen ‚materiellen Kultur‘, wie sie der Ethnologe oder Archäologe nennt. Also: Feldgeräte, Keramik, Weberei, Flechtwerk usw. usw. bilden gerade bei den Völkerkunde-Museen den Hauptteil der Bestände. Viele von ihnen kann man bereits zum ‚Kunsth Handwerk‘ rechnen.« (1981: 148)

Werden die religiösen Zeremonien nicht mehr praktiziert, dann ist auch die Weitergabe von mit diesen verbundenen Fähigkeiten und Kenntnissen unterbrochen. Die lebende Kette endet mit dem letzten Bewahrer einer Tradition. Was bleibt, ist die Erinnerung an eine Vergangenheit, die als Paradies erscheinen kann, und aus damals aussortierten historischen Objekten werden »Kunstschätze«. Diese neue Interpretation als Kunst ist jedoch eine des Westens. Dort wurden auch von Kunsthistorikern und Ethnologen die Stile und ein Kanon von Meisterwerken definiert. Historische Entwicklungen und frühere indigene Inhalte spielten dabei keine Rolle, weil nur das Material und eine angenommene Qualität der Herstellung betrachtet wurde und wird.

Diesen Zusammenhang beschreibt Baer: »Während die ältere Generation der Vergangenheit nachtrauert und an ihr orientiert bleibt, wenden sich die Jungen den modernen Einflüssen, die oft der europäisch-amerikanischen Zivilisation entstammen, zu. Schon eine nächste Generation kann aber diese Tendenz umkehren und vehement die Rückkehr zu Werten der Vorzeit fordern. Gerade in solchen Fällen kommt es vor, daß Vertreter junger Nationen an westliche Museen gelangen und von diesen die Herausgabe lange gehüteter Schätze verlangen. Sie begründen ihre Forderung etwa damit, daß die heranwachsenden Generationen ihres Landes Gegenstände vor Augen haben müßten, die ihnen zeigen, was ihre Vorfahren geleistet haben.« (1981: 159)

Wenn es um religiös bedeutende bzw. sakrale Objekte geht, ist zu bedenken, dass stets nur ein kleiner Teil einer Gemeinschaft in das Geheimwissen eingeweiht war. Koloss beschreibt dies am Beispiel der Bamenda (Kamuner Grasland): »Jeder Unbefugte, der verbotene Geheimnisse zu ergreifen suchte, würde aufgrund der gefährlichen ‚Medizin‘,

durch die die geheimen Bereiche gesichert werden, erkranken und sterben. Insgesamt sind es also nur wenige Menschen, vielleicht ein Prozent der Gesamtbevölkerung, die über die entscheidenden Elemente der traditionellen Kultur überhaupt unterrichtet sind.« (1981: 309) Es überrascht also nicht, wenn Heermann feststellt, dass junge Neuguineer »über Nachbargruppen oder gar Kulturen aus anderen Teilen des Landes [...] auch heute kaum etwas« wissen. (1981: 72) Wenn die Kette der Tradition unterbrochen ist, erschaffen die Nachkommen neue Bedeutungen oder sie adaptieren mit ihrer Rückbesinnung bzw. ihrem »neuen Verständnis« die amerikanisch-europäischen Interpretationen, Kriterien und Bewertungen. (Es ist schon auffällig, dass es sich bei den meisten Restitutionsforderungen um Objekte der Kategorie »Kunst« handelt, die auf dem Kunstmarkt viel Geld kosten würden.)

Was die Wiederbelebung von Traditionen betrifft, so stellt sich die Frage, ob alle oder nur Teile gewünscht sind. Haberland hat dies wie folgt formuliert: »Bei aller Hochachtung vor den Traditionen kann nicht erwartet werden, Institutionen wie Polygamie, die zweitrangige Stellung der Frau oder hierarchische Strukturen zu perpetuieren. Das Rad der Geschichte hat sich so weit gedreht, daß hier ein Rückgriff auf Traditionen einen Rückschritt bedeuten würde.« (1981: 83) Heermann gibt zu bedenken, dass die »Wiederbelebung traditioneller Kunst bei weitgehend fehlendem religiösen Hintergrund ein Rückschritt« sein kann, da »möglicherweise neue Entwicklungen im Keim erstickt werden.« (1981: 76)

Was bedeutet ein Begriff wie »assertion of cultural identity« bzw. »revalorisation du patrimoine culturel« angesichts der Tatsache, dass in riesigen Gebieten Afrikas sehr viele traditionelle Kulturen bis heute lebendig sind? Bedeutet es die Rückkehr aufs Land und ‚raus aus den Städten‘? Haberland schreibt: »Da besteht einmal eine ungeheure, gar nicht zu überschätzende Kluft zwischen Stadt und Land, zwischen den bäuerlichen ‚Massen‘, deren Lebensschnitt und Lebenserwartung sich in den letzten hundert Jahren wenig veränderte, und den städtischen Eliten, die zu Nutznießern des Fortschritts wurden, die die politische Macht in Händen halten und die oft wenig Beziehung zur wirklichen afrikanischen Kultur haben, wenn sie ihr nicht sogar ablehnend gegenüberstehen. [...] Ja – was ist überhaupt ‚die‘ afrikanische Kultur?« (1981: 82) Kußmaul vermutet, »daß die Aufwertung der Kunst dort [Asien] und auch auf dem afrikanischen Kontinent von einer ganz kleinen Gruppe getragen wird, die man noch nicht einmal als Oberschicht bezeichnen kann.« (1981: 33)

Wer sich für historische Objekte und Traditionen interessiert, dessen Weg führt in die Rückzugsgebiete, weit abgelegen von den Hauptstädten. Baer schreibt im Jahr 2007: »Was ich in Peru und allgemein in Lateinamerika erlebe, ist die Identifizierung der nationalen ‚Eliten‘ mit den westlichen, ursprünglich spanischen, dann europäischen, heute amerikanischen Zivilisationsmustern. Das westliche Paradigma, dem auch unsere Wissenschaft zugehört, hat gesiegt, und der kulturelle, auch der wissenschaftliche Diskurs wird vom Sieger bestimmt. Nur: dieser Diskurs ist kein Dialog. Der ‚Indio‘ erhält nicht das Recht, für sich selbst zu sprechen, sich selbst darzustellen. Er wird, in den Worten Edward Saids, von den nationalen ‚Eliten‘ und von uns – in den Museen – ‚repräsentiert‘. [...] Ich hege noch immer die Hoffnung [...], dass es lohnt mit den Urhebern unserer Sammlungen, hier also mit den Indios, einen Dialog zu führen und auf diese Weise unseren Sammlungen und Ausstellungen Leben einzuhauchen.« (2007: 28)

Objekte als Nationalsymbole in Vielvölkerstaaten?

Die meisten afrikanischen Staaten entstanden in der Kolonialzeit. Durch willkürliche Grenzziehung wurden Dutzende bis Hunderte von ethnischen Gruppen zusammengewürfelt oder getrennt. Haberland schreibt: »Mit der Formel ‚kulturelle Verschiedenheit und nationale Einheit‘ (cultural diversity and national unity) überdeckt man nur notdürftig eines [sic] der am schwierigsten zu lösenden kulturpolitischen Probleme, die der politischen Grenzen und die der gewachsenen Kultureinheiten. Die von den Europäern gezogenen Grenzen [...] sind zwar oft unsinnig, aber sie sind einer der wenigen stabilisierenden Faktoren auf diesem Kontinent, an dem [...] nicht gerüttelt werden darf. [...] Daher wird das Problem der über die politischen Grenzen reichenden Kultur- und Sprachgemeinschaften nur zögernd angesprochen. Es ist noch immer kaum möglich, von ‚der‘ Nationalkultur eines afrikanischen Staates zu sprechen, der sich aus vielen heterogenen, durch koloniale Willkür in künstlichen Grenzen eingeschlossenen Ethnien zusammensetzt.« (1981: 83)

Auch Heermann verweist darauf, dass das »Grundmotiv für die Errichtung der Museen – vor allem der Nationalmuseen – die Erkenntnis [war], daß ohne eine bewußte Verarbeitung der eigenen Geschichte eine eigenständige schöpferische Entwicklung nicht möglich ist.« Sie kommt zu dem Ergebnis: »Für einen Großteil der Bevölkerung ist diese Einsicht allerdings noch eine Projektion in die Zukunft.« (1981: 76)

Den Gedanken, dass ein Nationalstaat ein gefährlicher Gegner traditioneller Kulturen (und von Minderheiten) sein kann, formulieren sowohl Haberland als auch Koloss:

- »Wird nicht durch die Schaffung einer ‚nationalen‘ Kultur – was auch immer man sich darunter vorstellen mag – den echten, gewachsenen und sich noch entwickelnden Kräften Gewalt angetan?« (1981: 83)
- »Denn der Zeitpunkt ist abzusehen, wo durch die Aufklärung im westlichen Sinne, vor allem aber durch den wachsenden Einfluß der Zentralregierung die traditionellen Institutionen des Königtums bzw. der Geheimbünde [im Kameruner Grasland] aufgelöst sein werden.« (1981: 314)

Haberland meint, dass sich das Bemühen um nationale Konstrukte in den Museen afrikanischer Länder »zuungunsten ihrer Wissenschaftlichkeit« auswirkt. »Aus Furcht einen ‚Tribalismus‘ zu fördern, verzichtet man fast überall auf die Darstellung der Kultur historisch geprägter einzelner Völker oder Regionen innerhalb eines modernen Staates. Statt dessen werden von den Sachen her bestimmte Zusammenstellungen angeboten, in denen z. B. alle in einem Staate existierenden Schmuckformen oder Transportmethoden oder Schuhformen gruppenweise zusammengefaßt werden.« (1981: 84) Ähnliches stellt Heermann für Papua-Neuguinea fest. Die kulturelle Vielfalt sei äußerst groß und »für den Staat eine Herausforderung und vielleicht auch eine Gefahr. Während bei europäischen oder amerikanischen Wissenschaftlern die Tendenz vorherrscht, die vielfältigen Unterschiede zwischen einzelnen Kulturen zu betonen, versucht man in Papua-Neuguinea gezielt, auf die Gemeinsamkeiten bei traditionellen Werten, Gebräuchen und Institutionen hinzuweisen.« (1981: 71)

Immer wenn sich unterschiedliche kulturelle Gruppen zu einer Masse vereinigen sollen, kommen nationale Symbole ins Spiel. Auf diesen Sachverhalt weist Baer hin: »Oftmals dienen Kunstwerke der Repräsentation, sie sind Symbole der Würde, des Ansehens, der Macht [...] Kunstwerke als Zeichen der Einigkeit und des nationalen Zusammenhalts.« (1981: 158) Dies ist immer dann eine erfundene Qualität für die Objekte, wenn es zum Zeitpunkt ihrer Entstehung und ursprünglichen Nutzung die betreffenden Nationen noch nicht gab und diese bis heute Vielvölkerstaaten sind. Damit gilt für alles kolonialzeitlich Gesammelte: Die Interpretation von Objekten als nationale oder panafrikanische Symbole ist eine spätere Konstruktion. Ähnliche Verklärungen der Vergangenheit durch gegenwärtige Menschen gab (und gibt) es auch in europäischen Ländern und sie werden dort mit dem Wort »roman-

tisch« belegt. In einer der Diskussionen stellt der Kunsthistoriker Wend von Kalnein, damals Museumsdirektor im Ruhestand, »die Frage, ob eine solche romantische Strömung nicht eine nur temporäre Erscheinung [...] ist und die Rückgabe von Kunstwerken nur vorübergehend einem zeitlich begrenzten Bedürfnis dient, die Objekte dann letzten Endes am falschen Ort landen und schließlich endgültig, sozusagen als historische Objekte eingemottet werden.« (1981: 33) Darauf bestätigt der Direktor des Linden-Museums Stuttgart, Friedrich Kußmaul, »daß es sich in manchen [...] Ländern der Dritten Welt um eine zum Teil wirklich romantische und romantisierende Strömung handelt.« Auch lägen die wesentlichen Probleme in diesen Ländern in ganz anderen Bereichen: »Ernährung, Wohnung, Gesundheitsvorsorge, die Verbesserung der Infrastruktur.« (1981: 33) Ähnlich formuliert dies Heermann und meint, dass die »große Betonung des kulturellen Bereichs – in vielen Entwicklungsländern nur Lippenbekenntnis angesichts überwältigender wirtschaftlicher und sozialer Probleme« sei. (1981: 76) Und auch bei Koloss findet sich dieser Gedanke: »Um so bedauernder, wenn auch aufgrund der außerordentlich ungünstigen Wirtschaftslage verständlich, muß daher die nur ungenügende Förderung erscheinen, die diesem kulturpolitisch so wichtigen Bereich – und in diesem Zusammenhang vor allem den Museen – von offizieller afrikanischer Seite zuteil werden kann.« (1981: 316)

Weiterhin ist Koloss bezüglich Kamerun der Meinung, dass »vor allem das geringe Engagement der Museumsangestellten negative Auswirkungen auf die Museumsarbeit hat. Zumindest in einigen Städten kann man den Eindruck gewinnen, ihr wichtigster Auftrag bestehe darin, die Ausfuhrgenehmigungen für Kunstobjekte zu erteilen. Daß sie damit einen gewissen Einfluß bei den einheimischen Kunsthändlern besitzen, dürfte wohl sicher sein; jedenfalls ist es überraschend zu sehen, daß das Zentrum des Kunsthandels sich gerade im Umkreis der Museen findet. [...] Bei aller Kritik an den Museumsangestellten sollte man sich jedoch bewußtmachen, daß sie im allgemeinen nur mehr oder weniger zufällig diese Anstellung finden. Gewöhnlich besitzen sie für ihre Aufgabe keine spezifische Ausbildung und Qualifikation und wohl auch keine besondere Neigung. [...] Ähnlich wie in Bamenda spielen auch die übrigen wenigen Museen Kameruns keine Rolle im kulturellen Leben. Zurückzuführen ist diese Situation in allen Fällen auf die geringen finanziellen Mittel, auf die besondere kulturelle Situation und auf das ungenügende Engagement der Museumsangestellten.« (1981: 313)

Zur Situation in afrikanischen Ländern

Die Ausführungen von Haberland »stützen sich auf langjährige Kontakte mit Afrikanern aller Berufe und Regionen sowie auf die Kenntnis« von 23 Museen »südlich der Sahara«. (1981: 78)¹³ Zusammenfassend beschreibt er die damalige Situation der von ihm besuchten afrikanischen Museen:

»1. Fast alle Museen stammen aus der Kolonialzeit und/oder sind von Europäern angelegt worden. [...] Fast alle Museen liegen in den Hauptstädten, die meisten Länder haben nur ein Museum.

2. Der Inhalt der Museen bzw. das was ausgestellt wird, beruht in den seltensten Fällen auf systematischem Sammeln und Forschen, sondern ist das Ergebnis mehr oder weniger zufälligen Zusammenfließens von Ethnographica und anderen Dokumenten.

3. Im allgemeinen überwiegt [...] die Ethnologie, d. h. die ‚traditionelle‘ afrikanische Kultur und hier wieder sehr stark künstlerisch bzw. kunsthandwerklich gestaltetes Material. Gegenstände des täglichen Lebens, Arbeitsgeräte, Gebrauchskeramik usw. fehlen, ebenso wie in den meisten europäischen Völkerkunde-Museen. [...] So befindet sich z. B. im IFAN-Museum in Dakar, dem Hauptmuseum des Senegal, so gut wie kein Stück aus diesem Lande, weil dort auch früher ‚Kunst‘ nicht vertreten war.¹⁴

4. Didaktische, gut beschriftete und einem breiten Publikum verständliche Ausstellungen fehlen so gut wie völlig. Ausnahmen bestätigen die Regel, wie z. B. Accra. Der Inhalt des historischen Museums auf der Insel Gorée bei Dakar im ehemaligen maison des esclaves ist heute leider verschwunden, es zeigt nur noch nackte Wände.

5. Die Zahl der Besucher ist meist unbedeutend. Der europäische Tourist ist bei seinen Besuchen außer den unangenehm gestörten Wärtern oft der einzige Mensch im Hause. Eine Werbung bei der einheimischen Bevölkerung findet nicht statt.

6. Unterbringung der Museen und Ausstellungstechnik sind oft veraltet und unzureichend. [...] Je nach politischen oder administrativen Bedürfnissen wird den Museen Raum fortgenommen, werden sie exmittiert und in unzureichende Bauwerke versetzt. Das gleiche gilt für die Magazinierung, die oft in der ministeriellen Planung gar nicht erscheint.

7. Diese negativen Punkte finden ihre Erklärung zum Teil im geringen kulturpolitischen Stellenwert, den man dem Museum in Afrika zumißt. Ungeachtet aller Anstrengungen, die die UNESCO unternimmt, um gerade die Wichtigkeit der Museen in der Dritten Welt, und hier besonders in Afrika, zu betonen und ihre Situation zu verbessern, rangieren die Museen in den Regierungsprogrammen an unterster Stelle, falls man sie nicht als Relikt des Kolonialismus mit minimalen Unterhaltungskosten im Etat mitschleppt, was ihnen eine knappe Überlebenschance gibt. Das gilt für die frankophonen Länder stärker als für die anglophonen. Hier ist der Bereich ‚Kultur‘ meist unter zwei, wenn nicht drei Ministerien aufgeteilt [...] Die Situation der Museen kann nur durch eine bewußte Politik von oben verbessert werden. [...] Wesen und Sinn des Museums bleiben für den allergrößten Teil der Bevölkerung etwas Unbekanntes.

8. Eine aktive Anschaffungspolitik wird in den seltensten Fällen betrieben. Mangel an Mitteln und Raum machen das sehr oft unmöglich. So sind nur Bruchteile der wichtigsten Gegenstände der Volkskulturen überhaupt erfaßt worden. So gehen auch ununterbrochen die herrlichsten, nicht mehr ersetzbaren Schätze im Lande selbst verloren – weil sich keiner mehr ihrer annimmt und die jüngere Generation ihnen beziehungslos gegenübersteht oder weil sie illegal aus dem Lande exportiert werden. [...] Häufig ist man sich nicht darüber im klaren, was man alles besitzt, da keine Register und Inventare angelegt wurden. So wurde kürzlich von einem tansanischen Kulturbeamten – in übrigens sehr maßvoller Weise – in einem Interview der Wunsch geäußert, die berühmten Eisenfiguren nach Karagwe, die für ein sonst an plastischer Kunst nicht reiches Land schon etwas Bedeutendes dar-

stellen, sollten aus den europäischen Museen in ihre Heimat zurückkehren, weil es dort nichts Vergleichbares gäbe. Es war dem Fordernden unbekannt, daß sich eine viel größere Anzahl von Karagwe-Figuren im Magazin des Museums von Dar es Salaam befand. Mindestens ebenso bedauerlich, wenn nicht noch bedauerlicher, ist das von Afrikanern wie Europäern unbeachtete Verschwinden der gesamten ‚traditionellen‘ materiellen Kultur. [...]

9. Hand in Hand mit schlechter kulturpolitischer Einstufung, unzureichenden Räumlichkeiten und bescheidenen Mitteln geht die Personalsituation. Die Museen sind unterbesetzt, die Mitarbeiter [...] schlecht bezahlt und schlecht ausgebildet und zu wenige. [...] Auf die Gefahren der schlechten Bezahlung von Museumskräften – angesichts der Mengen von kaum inventarisierten Gegenständen – und ihre mögliche Anfälligkeit gegenüber dem Liebeswerben kapitalkräftiger einheimischer und ausländischer Kunstschmuggler sei nur am Rande hingewiesen. Ungeachtet der z. T. sehr strengen Exportbestimmungen für afrikanische Kunst verlassen Jahr für Jahr noch immer große Mengen herrlicher Kunstwerke den afrikanischen Kontinent. Die vielen Grenzen sind schwer zu überwachen und Exportlizenzen sind oft leicht zu kaufen. [...]

Wir müssen hoffen, daß eine zunehmende Reafrikanisierung auch der afrikanischen Kultur und Kulturpolitik eines Tages Besserung schafft.« (1981: 78 f.)

Fremd im eigenen Land: das Völkerkundemuseum

Im abschließenden Rundgespräch heißt es: »Sicher wird jedes Volk im tiefsten seinem eigenen Erbe verbunden sein.« (1981: 352) Dieser Gedanke stimmt nur dann, wenn sich der einzelne Mensch mit einem Kulturerbe in Ausübung gemeinsamer Traditionen verbindet und er zu diesen nicht in innerer Distanz steht. Die Wahlfreiheit des Einzelnen sich bewusst von seiner Herkunft (Volk) und dem kulturellen Erbe zu verabschieden, ist in dem Satz nicht mitgedacht. Weiterhin gibt es in einem demokratischen Staat durch die historisch-zufällige Vereinigung von Menschen von vielerlei Herkunft keine von allen gemeinsam ausgeübten Traditionen. Daher können es, wie der ehemalige Verfassungsrichter Hans-Jürgen Papier schreibt, in »einer pluralistischen Gesellschaft, die nicht mehr durch Homogenität der Traditionen, der Religion, der Wertvorstellungen und der Kultur zusammengehalten wird, [...] nur Verfassung und Gesetz sein, die für die notwendige Integration und den gesellschaftlichen Zusammenhalt sorgen.« (Papier 2019: 108) Um die Lücke gemeinsamer Traditionen zu schließen, bewirbt eine gewählte Mehrheit Gedenktage bzw. Erinnerungsorte und versucht auf diesem Weg eine ‚gemeinsame Erinnerungskultur‘ zu etablieren. Dies kann jedoch kein Zwang sein, sondern nur ein Angebot, denn demokratische Verfassungen garantieren dem Einzelnen und den Minderheiten auch die »Freiheit von« einem gemeinsamen Kulturerbe.

Der zweite Einwand bezieht sich auf den Begriff »eigenes Erbe«. Wie autark konnten Kulturen sein, wo doch Menschen, Objekte und Ideen reisten? Wie durchlässig war die Welt? Europäische Waren wanderten durch Länder und Kontinente, bevor ein Europäer diese erreicht hatte, und gleichzeitig kamen von dort Gegenstände nach Europa. Die erste gegenseitige Annäherung bestand lange vor dem direkten Kontakt durch den Austausch und den Besitz von Objekten, die für beide Seiten fremd und selten und dadurch auch wertvoll waren. Die eigene Kultur ist also das historische Ergebnis ständiger Mischung und Integration.

Wann einzelne Interessierte in Europa begannen, Objekte zu sammeln, die nicht der eigenen Welt entstammten, kann nicht gesagt werden, aber spätestens seit dem 16. Jahrhundert ist dies für einige Apotheker, Kaufleute, Kapitäne, Missionare u. a. nachweisbar. Deren Sammlungen gelangten dann teilweise in Raritäten- oder Kunstkammern, die vom Adel verwalteten Vorläufer staatlicher Museen. Anfang des 19. Jahrhunderts verbreitete sich in Europa die Idee des Völkerkundemuseums, in dem Objekte aus aller Welt, die nicht zum eigenen Kulturerbe gezählt wurden, vereinigt werden sollten. Möglich war »diese reiche Ausbeute fremder Kulturen für unsere Museen«, wie Knopp schreibt, durch »das ökonomisch-politische Übergewicht Europas, verbunden mit dem jetzt einsetzenden Forschungsdrang«. (1981: 192) Und Haberland bemerkt: »So kamen unendlich viele der schönsten Dinge aus allen Kontinenten zu uns.« (1981: 147)

Überraschend ist, dass für die Völkerkundemuseen ausdrücklich nicht mehr das eigene Kulturerbe gesammelt wurde. Das meint Knopp mit seinem Satz, »daß die Wissenden jedenfalls voll Stolz auf die Leistung sind, daß Europa zur Zeit seiner nicht nur kulturellen und ökonomischen, sondern auch politischen Vormacht in der Welt diese Vormacht dazu benutzt hat, Zeugnisse vieler Weltkulturen überhaupt zu retten und der Menschheit zu erhalten.« (1981: 194) Es ist beeindruckend, wie viele Menschen damals so interessiert waren, dass sie den Museen Objekte schenkten oder vererbten, den Erwerb vor Ort unterstützten, Museumsvereine gründeten und Gebäude finanzierten. Ebenso beeindruckend ist, dass Millionen die Ausstellungen besuchten. Zwernemann schreibt: »Die Bestände der europäischen Völkerkunde-Museen [...] wirken [...] als Zeugen und Botschafter fremder Kulturen, und sie haben Millionen von Besuchern einen Eindruck vom Erfindungsgeist, vom Wert, von der Würde, vom Schaffen fremder Kulturen und ihrer Träger vermittelt. Dieses

Kulturgut aus fremden Ländern ermöglicht die ständige Präsenz jener Kulturen in Europa.« (Zwernemann 1977: 301) Zu ergänzen bleibt, dass es sich wegen des Kulturwandels um historische Objekte handelt: materielle Zeugen vergangener Kulturen. Was keinesfalls bedeutet, dass heute keine Nachfahren der Hersteller mehr leben. Und es gibt durchaus noch ähnlich aussehende Objekte.

Völkerkundemuseen hatten (und haben) auf einzelne Menschen eine wichtige Wirkung: das Erahnen eines Kulturrelativismus. Es ist unbekannt, für wie viele Menschen in Deutschland oder Europa in völkerkundlichen Ausstellungen mit den historischen Objekten der lange Weg einer Emanzipation von nationaler Enge begann. Wie viele von ihnen reisten später in diese Länder? Wie viele suchten in den Rückzugsgebieten nach den Gemeinschaften und erlebten in dem gemeinsamen Alltag eine Veränderung, die sie nach der Rückkehr »fremd im eigenen Land« sein ließ? Diese Menschen blieben stets eine kleine Minderheit und gelangten selten in Positionen mit politischer Verantwortung. Doch diese Einzelnen wussten, auch wenn eine Mehrheit eine Leitkultur¹⁵ propagierte, dass die Kartoffel nicht aus Deutschland und die Tomate nicht aus Italien stammt, sondern beide aus Amerika. Anders gesagt: Was auf den ersten Blick als typisch deutsch bzw. europäisch erscheinen mag, kann bei genauerem Betrachten ein historisches Netzwerk globalen Austausches enthalten. Mit Sicherheit diffundierten die Erfahrungen und Erkenntnisse dieser Einzelnen in ihre nähere Umgebung und in gewissem Ausmaß auch in die Gesellschaft. Ähnliche Gedanken führen möglicherweise Knopp zu der Bemerkung, dass »die positiven Elemente [der] Erhaltung von Objekten, in unserem Fall so groß sind, daß man [...] mit erhobenem Haupt diskutieren kann. [...] Sonst würde man, wenn man sich auf einen Dialog einläßt, der durch abwertende Schlagworte beherrscht wird, ohne Not auch eine der wertvollsten Wirkungen der Übernahme fremder Kulturobjekte in die europäische Kultur, in das europäische kulturelle Bewußtsein aufgeben: nämlich das ständige Erinnertwerden daran, daß unsere Kultur [...] zu allen Zeiten in ein Zusammenwirken prinzipiell gleichberechtigter Kulturen eingebettet war und immer sein wird.« (1981: 195)

Diese Sätze stehen im Gegensatz zu der Behauptung, dass die »damalige Ethnologie in Diensten von Imperialismus und Kolonialismus stand.« (1981: 212) Die Art der Formulierung lässt auf eine kommunistische Kampfparole der Zeit des Kalten Krieges schließen. Koloss kontert diesen Vorwurf mit der Frage: »Welche ethnologischen Einsichten hät-

ten aber damals von militär-, verwaltungs- und wirtschaftspolitischem Interesse sein können? Oder will man den Standpunkt vertreten, es seien die Ethnologie gewesen, die die moralische Rechtfertigung, ja Pflicht für die Unterwerfung der ‚primitiven‘ Welt geliefert haben?« (1981: 212) Auch wenn nicht ausgeschlossen werden kann, dass einzelne Ethnologen dies möglicherweise getan oder gewollt haben, wäre die Verallgemeinerung durch Fallstudien zu belegen. Knopp meint, »daß wir von den die Atmosphäre vergiftenden Worten wie ‚Restitution‘ oder ‚Rückgabe geraubten Gutes‘ wegkommen müssen.« (1981: 194) Andererseits appelliert Andreas Lüdewaldt, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter am Überseemuseum Bremen, »an die Museumsmitarbeiter [...] der Geschichte ihrer Sammlungen nachzugehen, dann dürfte auch von unserer Seite mehr Verständnis für Rückgabeforderungen aufgebracht werden.« (1981: 155) Das kann sein. Allerdings unterstellt er mit seiner Behauptung, dass das Ergebnis schon bekannt ist, bevor mit der Aufarbeitung der Sammlungsgeschichte begonnen wurde. Da ist die Formulierung von Haberland ergebnisoffener: »Das alles sollte uns zu denken geben, auch wenn es ein Unding ist, heute über die Sünden der Väter und Großväter zu Gericht zu sitzen, die aus einer anderen historischen Situation und einem anderen Bewußtsein heraus handelten, als wir es heute tun (sollten). Im nachhinein ist man immer klüger und moralischer.« (1981: 148)

Die von Knopp gestellte Frage bleibt also aktuell: »Wie sollen wir uns heute unter den Bedingungen der Gegenwart zu diesem Teil unseres kulturellen Erbes stellen?« (1981: 194)

Die Restitutionsdebatte der 1970er-Jahre aus heutiger Sicht

Die Forderung des damaligen Präsidenten Zaires, Joseph-Désiré Mobutu (1930–1997), auf dem »3. Kongress des Internationalen Kunstkritikerverbandes vom 14. bis 17. September 1973 in Kinshasa« habe sich, so Ganslmayr, zunächst an Belgien gerichtet: »die Rückgabe aller Kulturgüter, die während der belgischen Kolonialzeit das Land verlassen haben.« (1980: 88) Am 4. Oktober desselben Jahres habe Mobutu dann in seiner Rede vor der UNESCO laut Zwernemann gefordert, »daß Kunstwerke aus Entwicklungsländern, die in der Kolonialzeit aus ihren Herstellungsländern entfernt wurden, an diese zurückgegeben werden müßten.« (1977: 297) Tatsächlich war die Rede Mobutus keineswegs so radikal: »As you know, our cultural heritage has been subjected to systematic pillage and those of us who speak of this and seek to reconstitute that heritage are often powerless, for the works of

art, often unique, have been taken out of Africa. [...] We consider that the International Association of Art Critics would perform a historic service if in one of its resolutions it drew the attention of the world to the proposal that the rich countries which have in their possession works of art from the poor countries should restore a part of them, particularly as the poor countries lack the means of recovering such works themselves.» (Mobutu zitiert in: Botombele 1976: 61)

Kaum bekannt ist, dass seit 1970, finanziert vom belgischen Staat (Geluwe 1979: 34 f.), auf der Grundlage eines Kulturabkommens zwischen Belgien und Zaire ein vierköpfiges Team um Frère Joseph-Aurélien Cornet Tausende traditioneller Objekte auf Forschungsreisen im Kongo für das neu gegründete Institut des Musées Nationaux du Congo in Kinshasa sammelte. (Botombele 1976: 88 f.; Holmstedt 2020: 42 f.) Dieses Kulturabkommen sah auch die Rückgabe von Objekten des Afrika-Museums Tervuren an das Museum in Kinshasa vor.¹⁶ Was Mobutu publikumswirksam forderte, war also schon seit Jahren vereinbart.

Der Verlust der Museen im Kongo und der in der Kolonialzeit von den Belgiern aufgebauten Sammlungen war auf den Bürgerkrieg der Jahre 1960 bis 1965 zurückzuführen. (van Reybrouck 2018: 333 f.) Bis zur Unabhängigkeit im Jahr 1960 hatte es im Land etwa 13 Museen gegeben, darunter auch eines in Leopoldville (Kinshasa). Zwerneemann schreibt: Bei »*einem kurzen Besuch in Kinshasa äußerte ich 1966 den Wunsch, das Museum zu sehen, worauf mir meine einheimischen Gesprächspartner sehr betreten antworten mußten, das Museum existiere nicht mehr, und niemand wisse, wo die Sammlungen geblieben seien.*« (1977: 300) Auch die Bestände der anderen Museen waren in den Jahren zwischen 1960 und 1965 geplündert worden. (Geluwe 1979: 34)

In der Geschichtsschreibung Afrikas steht Mobutu in einer Reihe mit anderen Diktatoren, die bei allgemeiner Armut fast aller Bürger ungeheuren Reichtum erlangten. Nach van Reybrouck war es die »*klassische Geschichte vom Laufjungen, der es zum Mafiaboss bringt.*« (2018: 337) An die Macht kam Mobutu durch einen Putsch, initiiert und unterstützt vom belgischen und vom US-amerikanischen Geheimdienst (van Reybrouck 2018: 360), was für den ersten 1960 vom Volk gewählten Präsidenten des Kongo, Patrice Lumumba (1925–1961), tödliche Folgen hatte. Während Mobutus Amtszeit wurden Tausende ermordet oder verschwanden. (Ganser 2020: 174)

Über seine »kulturelle Revolution« sagte der ehemalige Privatsekretär und Freund Lumumbas in einer Rede

im Jahr 1972: »*The revolution in progress in our country, based on what we call the return to authenticity*«. (Mobutu zitiert in: Botombele 1976: 53) Die Rückkehr zur Authentizität sei eine politische Methode, die jeden Bürger befähige seine echte Zairische Seele zu gewinnen. (Botombele 1976: 53 f.) Ein Konzept mit historischen Bezügen ist nicht erkennbar. Der Begriff war wie eine Schachtel, die mit Inhalten gefüllt werden konnte, die nur einer, nämlich Mobutu, jeweils vorgab. Seine Ideologie der Unterwerfung beinhaltete auch die Konstruktion nationaler Symbole und Objekte. Im Rahmen der »Authenticité«-Kampagne erhielt das Land 1971 den neuen Namen Zaire, christliche Vornamen wurden 1972 afrikanisiert und Männer mussten den »Abacost«, einen speziellen Anzug tragen.

Seit dem 30. November 1973, also nur wenige Wochen nach seinen Reden zur Restitution, »verstaatlichte« Mobutu private Unternehmen: »*Klein- und Mittelbetriebe, Bauernhöfe, Plantagen und Handelsunternehmen, die noch Eigentum von Ausländern waren, insgesamt ein paar tausend Firmen, wurden enteignet und seinen Getreuen gratis überlassen. Von heute auf morgen erlebten portugiesische Restaurantbesitzer, griechische Boutiqueninhaber, pakistanische Fernsehmechaniker und belgische Kaffeepflanzer, wie ihre langjährige Arbeit verloren ging.*« (van Reybrouck 2018: 423)

Der internationale Widerstand gegen diesen Raubzug wäre wohl größer gewesen, wenn Mobutu nicht gleichzeitig mit seiner Forderung nach Restitution an postkoloniale Schuldgefühle appelliert hätte. Sein weiteres Verhalten zeigte, wie wenig es ihm um das allgemeine Wohl ging und wie sehr die eigene Bereicherung dominierte.

Als es zwischen 1976 und 1982 zur Rückgabe von 114 ethnographischen Objekten des belgischen Afrikamuseums (Musée royal de l'Afrique centrale) in Tervuren kam¹⁷, verschwand ein Teil davon direkt in Mobutus Privatsammlung. Eine unbekannt Anzahl aus dieser Restitution hatte er 1997 bei seiner Flucht aus dem Kongo in seinem Gepäck, ein anderer Teil wurde in den Tagen danach in einem Hangar am Flughafen von Kinshasa gefunden. Auch Mobutus Nachfolger plünderten die Bestände des Musée National du Congo in Kinshasa. (Holmstedt 2020: 44) Eine Bestandsaufnahme der heute noch vorhandenen Objekte der Tervuren-Restitution gibt es nicht, und der Plan, die gestohlenen Stücke mit Foto zu veröffentlichen, wurde von keiner Regierung des Kongo umgesetzt. Die allgemein geäußerten Vorbehalte von Baer erwiesen sich als berechtigt: »*Eine gewisse Zurückhaltung*

seitens der Museen, die fremdes Kulturgut treuhänderisch gehalten haben, ist im übrigen um so eher am Platz, als schon verschiedentlich der Versuch einer teilweisen Rückführung von Kulturgut in Länder der Dritten Welt unternommen wurde, die zurückgegebenen Stücke aber in mehr als einem Fall verloren gingen.« (1981: 161)

Auch wenn der Initiator der Restitutionsdebatte der 1970er-Jahre weder sympathisch noch sein Handeln gemeinnützig war, kann nicht ausgeschlossen werden, dass seine Idee selbstlos, hilfreich und gut gewesen sein konnte.

In den Diskussionen der Vereinten Nationen und der UNESCO zwischen 1973 und 1978 war das Thema Rückgabe nicht auf die Kolonialzeit und nicht auf afrikanische Länder reduziert. Die Resolutionen ermöglichten es z. B. auch europäischen Ländern, die Plünderungen zweier Weltkriege vorzutragen. Doch das Bedürfnis nach zusätzlichen Konflikten war offensichtlich gering. Das lag auch an der politischen Situation: Der Kalte Krieg dominierte die Weltpolitik. Die dramatische Konfrontation der USA und der UdSSR in der Kubakrise (1962) lag gerade knapp zehn Jahre zurück, und der Vietnamkrieg endete im Jahr 1975. Die Verantwortung für die Zeit des Kolonialismus wurde von den Staatsführungen des Warschauer Pakts mit dem Kommentar an die »imperialistischen Staaten« der NATO weitergereicht: Kommunisten seien stets auf der Seite der Unterdrückten gewesen. Weiterhin ist die Restitutionsdiskussion im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen dieser Jahre um eine »Neue Weltinformationsordnung« (New World Information and Communication Order) zu sehen, die im Jahr 1984 zum vorläufigen Austritt der USA aus der UNESCO führte. Im November 1978 beschloss die Generalkonferenz der UNESCO unter Generalsekretär M'Bow die »*Deklaration für den Beitrag der Massenmedien zur Stärkung des Friedens und der internationalen Verständigung, zur Förderung der Menschenrechte, zur Bekämpfung von Rassismus, Apartheid und Kriegshetze*«. Darin enthaltene Zugeständnisse an die Länder des Ostens und des Südens wurden von einigen westlichen Staaten als Möglichkeiten der Kontrolle von Journalisten und Medien betrachtet. (Schneider/Bartz/Otto 2004: 107 f.)

Trotz der Lagerbildung erarbeiteten die UN-Generalsammlungen und UNESCO-Generalkonferenzen gemeinsame Ergebnisse. Das im Jahr 1978 in Paris geschaffene UNESCO-Komitee – »*Intergovernmental Committee for Promoting the Return of Cultural Property to its Countries of*

Origin or its Restitution in Case of Illicit Appropriation« – war kein Tribunal, und auf eine »Verjährungseinrede« war verzichtet worden, dennoch konnte dieses die Restitutionsansprüche der Mitgliedsstaaten thematisieren, unterstützen und dokumentieren. Von den mehr als 40-jährigen Erfahrungen könnte profitiert werden, und so stellt sich die Frage, wie viele Rückgabeforderungen diesem Komitee in all den Jahren vorgelegt wurden? Wurde es tätig und wenn ja, wie oft und auf welche Weise?

Trotz mehrfacher Anfragen und zweier Besuche gibt es derzeit keine genauen Antworten.

Die heutigen Befürworter von Restititionen müssten sich auch mit einer wichtigen Frage befassen: Warum fand der wesentliche Transfer von Kulturgütern in der post-kolonialen Phase – also seit der Unabhängigkeit – der afrikanischen Staaten statt? Zigtausende Afrikaner lebten – und leben auch heute noch – von deren Herstellung und dem Handel mit diesen. Das öffentliche Interesse in afrikanischen Ländern an diesen Gegenständen scheint gering zu sein und die Zahl afrikanischer Privatsammler ist klein. Daher gelangten die Stücke über ein Netz afrikanischer Kunsthändler meist in europäische und amerikanische, neuerdings auch asiatische und arabische Privatsammlungen. Wenn es durchschnittlich pro Jahr nur etwa 20.000 Objekte waren, dann läge die Gesamtzahl bei über einer Million. Tatsächlich werden es wohl mehrere Millionen Stücke gewesen sein. Was allerdings nicht bedeutet, dass es sich bei allen Objekten um historische Gegenstände, »Kunst« oder »Kulturgut« handelte. Ohne qualitative Definition ist eine quantitative Eingrenzung nicht möglich.

Die viel beschworene Kooperation mit den Herkunftsgemeinschaften gibt es bisher höchst selten, denn diese würde wenigstens das rudimentäre Erlernen der Sprache und wochen- bis monatelange Aufenthalte in Dörfern bedeuten. Es wäre mit anderen Worten eine Neuauflage ethnologischer Feldforschung. Deswegen beschränken sich die aktuellen Projekte gern auf »Vertreter in den Herkunftsländern«, wohl wissend, dass diese mit den Herkunftsgemeinschaften meist nichts zu tun haben. In seinem Vortrag »Naturwissenschaftlich-technische Museen und Entwicklungsländer« hat 1979 der Direktor der Berliner Senatsverwaltung für kulturelle Angelegenheiten, Günther Gottmann, einen Themenkomplex angesprochen, der sich schon jetzt, am Beginn der aktuellen Welle von Provenienzforschungsprojekten erneut abzeichnet. »*Unsere museale Kooperation kann sich nur auf die richten, die*

schon zu den Privilegierten zählen, die schon den Absprung geschafft haben, die schon in sauberer Schuluniform bessere Schulen besuchen können, als Erwachsene am technisch-ökonomischen Fortschritt teilnehmen und ihren Urlaub bereits in den Museen Europas und Amerikas verbringen und nun auch solch ein schönes Instrument in ihrer Hauptstadt haben möchten.

Diese Bilanz bedeutet nun keine zynische Resignation. Sie ist vielmehr als kritischer Maßstab gedacht, vor dem wir prüfen sollten, welche Museumsaktivitäten vielleicht sozial-gutmütiger, aber blinder Aktivismus sind oder gar der profilneurotischen oder arbeitsscheuen Reiselust musealer Kongreß- und Repräsentationsdirektoren entspringen oder aber umgekehrt der Reiselust bestimmter Vertreter der Führungsschicht in den Entwicklungsländern, die, finanziert von Austausch- und Entwicklungsdiensten, zu nicht viel mehr führen als zu prestigeschaffenden Reiseberichten mit Fata-Morgana-Planungen für die Regierungen.» (1981: 333 f.)

Die Wiederholung bereits gemachter Erfahrungen wird den Steuerzahler in den nächsten Jahren etliche Millionen Euro kosten. Welche Ergebnisse werden den Herkunftsgemeinschaften, sehr häufig Minderheiten im eigenen Land, nutzen? Wer wird sie in ihren Rückzugsgebieten, weit entfernt von den Städten, besuchen und fragen, ob die Museumsmitarbeiter in ihrem Interesse arbeiten? So gilt der Satz von Gottmanns auch heute: *»Ich glaube, daß zur Zeit mehr falsch als richtig gemacht wird, daß aber unendlich viel Richtiges und Wichtiges getan werden mußte und könnte.« (1981: 336)*

Zwernemann hat 1977 zwei Ziele für »Entwicklungshilfe« formuliert, die auch heute noch Gültigkeit hätten: *»1. Die Infrastruktur der Museen muß so entscheidend verbessert werden, daß die Erhaltung des Kulturguts auch unter den klimatisch ungünstigen Bedingungen der Tropen garantiert ist. 2. Die noch im Lande vorhandenen Bestände müssen gesichert werden. Hierzu gehört [...] die Hilfe bei der Sammlung noch vorhandenen alten Kulturguts. [...] Dem zweiten Ziel kann auch dienen, wenn ausländische Museen eingeladen werden, im Gastland zu sammeln. Als Anreiz könnte die Mitnahme von Dubletten dienen [...] Selbstverständlich müssen sowohl Unikate als auch besonders gute Stücke im Lande verbleiben.« (1977: 303)*

Fazit

Die Restitutionsdebatte der 1970er-Jahre ist im Zusammenhang mit der Blockbildung (NATO, Warschauer Pakt) und der Aufteilung der Welt in »östliche kommu-

nistische Staaten« und »westliche Demokratien« zu betrachten. Vereinzelt Diskussionen begannen nach der Unabhängigkeit afrikanischer Staaten, aber der Ausgangspunkt für die Debatten in UNO und UNESCO war die Rede eines afrikanischen Präsidenten (Mobutu) in Kinshasa 1973. Ihren Abschluss fand die damalige Debatte mit der Einsetzung eines UNESCO-Komitees, das 1978 seine Arbeit aufnahm. Wie viel hätte erreicht werden können, wenn die Ideen, Erfahrungen und Empfehlungen der Museumsdirektoren und Ethnologinnen von 1979 konsequent umgesetzt worden wären?

Die Restitutionsdebatte von 2017 bis 2020 zeigt auch, wie wenig völkerkundliches Wissen seit den 1970er-Jahren in die Gesellschaft eingesickert ist. Durch die Abwesenheit konkreter Objekte war sie bisher eine Phantomdebatte, die auf Glaubensbekenntnissen basierte. Da die in den afrikanischen Regionen lebenden Nachfahren der Hersteller historischer Objekte an der Debatte nicht beteiligt waren, ist sie das Ergebnis panafrikanischer und euro-zentrischer städtischer Intellektueller. Weiterhin mangelt es denjenigen, welche die Debatte öffentlich führten, den Journalisten, Historikern und Kunsthistorikerinnen, an Grundkenntnissen über die historischen Objekte, über deren Hersteller und über die Bestände in den Völkerkundemuseen.

Auch die kleinen und großen Anfragen der Fraktionen Die Linke und Bündnis 90/die Grünen im Bundestag in den Jahren 2018 und 2019 zeigten die Dominanz einer Ideologie zur Kolonialzeit, die nur vorspiegelt, an den damaligen Realitäten interessiert zu sein. Die Diskussion geschichtlicher Details, vielfältiger Motive handelnder Personen und des historischen Alltags der Menschen konnte sich nicht entfalten. Eine weitere tragische Folge ist, dass eine moralisierende Schulddebatte zur kolonialen Vergangenheit das Interesse für die komplexen Realitäten afrikanischer Minderheiten (Herkunftsgemeinschaften) und für deren heutige Probleme überlagert und verdrängt. Der Höhepunkt hilfloser Beredsamkeit war am 21. Februar 2019 mit den Reden im Bundestag zum Thema »Kulturpolitische Aufarbeitung des kolonialen Erbes« erreicht. In schlecht vorbereiteten Reden offenbarten die meisten Parlamentarier ihren Erfahrungsmangel hinsichtlich afrikanischer Länder und ihre mangelhaften Kenntnisse der Völkerkundemuseen. In keinem Verhältnis hierzu stand die Inbrunst der Ansprache, wohl inspiriert von dem Glauben die Wahrheit zu kennen und verkünden zu können, bei den drei Abgeordneten linker

Parteien (SPD, Bündnis 90/Grüne, Die Linken). Aber auch den Abgeordneten von CDU, CSU und FDP gelang es in ihren Vorträgen inhaltlich nicht, sich aus dem einseitigen Narrativ der Feuilletonisten zu erheben. So befand sich der Abgeordnete der AfD in der angenehmen Position, einige richtige Fragen stellen zu können.

Anders als in den 1970er-Jahren fehlte in der aktuellen Debatte die Stimme kompetenter Museumsdirektorinnen und -kuratoren mit Auslandserfahrungen, die damals öffentlich und gemeinsam in Publikationen falsche Behauptungen der Medien korrigiert und kritisiert hatten. Wie werden zukünftige Generation über diesen Mangel urteilen?

ANMERKUNGEN

- 1 »Im deutschen Sprachgebrauch steht die ‚Dritte Welt‘ für die sogenannten »Entwicklungsländer«. (Dress 1981: 22)
- 2 Das zugehörige Buch mit dem gleichnamigen Titel und Beiträgen von 32 Autoren erschien 1981, Herausgeber war der damalige Präsident des Deutschen ICOM-Nationalkomitees, Hermann Auer. Zitiert wird aus diesem im folgenden nur mit »1981: ...« und nicht mit »in Auer: 1981...«).
- 3 Das Teilnehmerverzeichnis listet 83 Personen, aber es fehlt der Referent Wilhelm Bertram.
- 4 Die folgenden Wissenschaftler vertraten ihre Museen:
Johanna Agthe, Kuratorin Museum für Völkerkunde, Frankfurt a. Main
Gerhard Baer, Direktor Museum für Völkerkunde, Basel
Klaus Brisch, Direktor Museum für Islamische Kunst, Berlin
Eberhard Fischer, Direktor Museum Rietberg, Zürich
Peter Gerber, Kurator Völkerkundemuseum der Universität, Zürich
Eike Haberland, Direktor Frobenius-Institut, Frankfurt am Main
Ingrid Heermann, Kuratorin Linden-Museum, Stuttgart
Karl Henking, Direktor Völkerkundemuseum der Universität, Zürich
Christian Kaufmann, Konservator Museum für Völkerkunde, Basel
Ernst J. Klay, Konservator Bernisches Historisches Museum, Bern
Hans-Joachim Koloss, Oberkonservator Linden-Museum, Stuttgart
Friedrich Kußmaul, Direktor Linden-Museum, Stuttgart
Andreas Lüderwaldt, Mitarbeiter Übersee-Museum, Bremen
Torben Lundbäl, Kustos Danmarks Nationalmuseum, Kopenhagen
Dharma Prakash, Mitarbeiter Ethnologisches Museum, Berlin
Walter Raunig, Direktor Staatl. Museum für Völkerkunde, München
Rose Schubert, Mitarbeiterin Staatl. Museum für Völkerkunde, München
Cornelia Vogelsanger, Mitarbeiterin Völkerkundemuseum der Universität, Zürich
Inger Wulff, Kustos Danmarks Nationalmuseum, Kopenhagen
Otto Zerries, Landeskonservator i. R. Staatl. Museum für Völkerkunde, München
- 5 Inhaltsverzeichnis des Buches »Das Museum und die Dritte Welt«:
I. Die Dritte Welt
O. v. Simson: Tradition und kulturelle Entwicklung – aus europäischer Sicht
G. Dress: Die heutigen kulturgeographischen Bedingungen in der Dritten Welt

Diskussion

II. Die Entwicklungsländer

Kulturen der Vergangenheit – Lebensraum der Gegenwart
Berichte über die Regionen der Dritten Welt im Blick auf das Sammlungs- und Bildungspotential ihrer Museen

Diskussion

III. Die internationalen Organisationen UN und UNESCO

H. Meinel: Die museumsbezogenen Aktivitäten der UNESCO für die Dritte Welt

W. Bertram: Museumsbezogene Völkerrechtsinstrumente der UN und der UNESCO

E. Haberland: Überlegungen zum Problem der Restitution von Kulturgütern an die Dritte Welt aus der Sicht des Ethnologen

Diskussion

G. Baer: Überlegungen zur Frage der Rückgabe von Museumsgut an die Ursprungsländer

IV. Die westlichen Länder

K. Müller: Auswärtige Kulturpolitik gegenüber den Ländern der Dritten Welt am Beispiel der BRD

Diskussion

V. Die westlichen Museen

Ideelle und praktische Zusammenarbeit mit Museen der Dritten Welt
W. Knopp: Die Bedeutung fremden Kulturgutes für die Entwicklung des abendländischen Bewußtseins

Natur- und Kulturobjekte aus der Dritten Welt in westlichen Museen

W. v. Kalnein: Die Rolle der Museen in der Vermittlung der bildenden Kunst der DW

Diskussion

H.-J. Koloss: Funktionen und Perspektiven des Völkerkunde-Museums in der heutigen Zeit

Diskussion

C. Kaufmann: Völkerkundliche Dokumentation aus und für Papua-Neuguinea

E. J. Klay: Orientierung über eine vereinheitlichende Inventarisierung völkerkundlicher Sammlungen in der Schweiz

Diskussion

A. Lüderwaldt: Vom Kolonialmuseum zum Informationszentrum Dritte Welt: Die neue Konzeption des Übersee-Museums Bremen

Diskussion

H. Pollig: Der wechselseitige Austausch von Ausstellungen durch das Institut für Auslandsbeziehungen

Diskussion

H. Durst: Schweizer Kulturgut nach Afrika – und zurück: Möglichkeiten und Grenzen, Probleme der Kooperation

H. Felten: Die Funktion der naturwissenschaftlichen Forschungsmuseen in der Dritten Welt

Diskussion

G. Gottmann: Naturwissenschaftlich-technische Museen und Entwicklungsländer

Diskussion

H. Auer: Physikalisch-technische Demonstrationsschau für Costa Rica
Erfahrungsberichte aus Museen der Dritten Welt

W. Raunig: Das Museum des Institute of Ethiopian Studies in Addis Abeba

H.-G. Bandi: Möglichkeiten und Probleme musealer Entwicklungen im Eskimogebiet

VI Das kulturelle Erbe der Menschheit

Die gemeinsame Verantwortung der Völker für ihr Kulturerbe, für seine Wirkung in der Gegenwart und seine Bewahrung für die Zukunft

Abschließendes Rundgespräch

6 Ähnlich äußerte sich der Baseler Museumsdirektor Gerhard Baer: »Es geht also wohl nicht nur um die Rückgabe von Kulturgütern; diese Forderung ist [...] vor allem eine politische Frage. Es geht vielmehr um eine veränderte, verbesserte Einstellung den Ländern der Dritten Welt gegenüber und um echtere, tiefere Beziehungen zu den Menschen, deren Lebensweise man betrachtet.« (1981: 164)

7 Siehe UNESCO Document SHC-76/CONF.615/5.

8 Siehe UNESCO Document SHC-78/CONF.609/6.

9 Weiterhin heißt es:

»14. Priority must be given to objects of ethnographic, historical or religious importance which are of significance for the identity of the people concerned and which only take on their full and true meaning when they are replaced in their original context.

15. The question whether an object belongs to one culture or another poses difficult problems to which even historians always have solutions. Such is the case of cultural property used by several cultures in succession, or which has become part of another national culture. [...]

16. The notion of country of origin itself is often ambiguous. It can indicate the country in which the work was created, the country of which its author is a national, or the last country to hold the object before its removal. As a result of the changing of national boundaries and state succession in the course of history, the three elements do not always coincide, and contemporary events show that these processes still continue.« (SHC-78/CONF.609/6: 4)

10 M'Bow war unter Leopold Senghor Erziehungsminister des Senegal und von 1974 bis 1987 Generaldirektor der UNESCO.

11 Klaus Brisch Islamischer Orient

Heimo Rau Bemerkungen zum Museumswesen in Indien

Karl H. Henking Museen in Sri Lanka

Friedrich Kußmaul Museen in Südostasien

Ingrid Heermann Museen und Sammlung in Papua-Neuguinea

Eike Haberland Museen in Afrika

Erwin Walter Palm Die Museen Lateinamerikas

Otto Zerries Die völkerkundlichen Museen Lateinamerikas

Einbezogen sind auch die Vorträge von G. Baer »Überlegungen zur Frage der Rückgabe von Museumsgut an die Ursprungsländer« (Kapitel III) und von H.-J. Koloss »Funktionen und Perspektiven des Völkerkunde-Museums in der heutigen Zeit« (Kapitel V).

12 Damit ist die Idee gemeint, dass ein Objekt um seiner selbst willen und ohne Vorgabe eines zeitlichen Rahmens erhalten wird.

13 Siehe die Auflistung auf Seite 78. Haberland nennt drei Museen in Kenia, je zwei Museen in Äthiopien, Benin, Ghana, Kamerun und Senegal sowie je eines in Elfenbeinküste, Mali, Niger, Nigeria, Obervolta (Burkina Faso), Togo und Zaire bzw. im Sudan und im Tschad. »Aus Schriften und persönlichen Kontakten mit Mitgliedern gut bekannt sind mir noch [...] das Universitäts-Museum in Zaria, Nigeria, Nationalmuseum in Kampala, Uganda, Nationalmuseum in Dar es Salaam, Tansania.« (1981: 78)

14 Das Gebiet des heutigen Senegal steht schon seit einigen Jahrhunderten unter dem Einfluss des Islam, welcher religiöse Artefakte wie Masken und Figuren, von westlichen Kunsthistorikern zu »Kunst« umdefiniert, ablehnt.

15 Der Verfassungsrechtler Hans-Jürgen Papier schreibt über Diskussionen zur deutschen »Leitkultur«: »Zum Einen ist der Begriff unbestimmt, seine Einklagbarkeit dürfte fraglich sein. Will man die deutsche Leitkultur mit der ‚Wertordnung des Grundgesetzes‘ umschreiben, dann muss man berücksichtigen, dass dazu auch religiöse und kulturelle Vielfalt gehören, Meinungsfreiheit und die freie Ent-

faltung der Persönlichkeit. Die Wertordnung des Grundgesetzes wird also nicht durch Homogenität, sondern durch Pluralität und Heterogenität gekennzeichnet, immer im Rahmen der für alle geltenden Gesetze.« (Papier 2019: 75)

16 »The Belgo-Zairian agreement comprised two main provisions: (a) placing of specialized scientific and technical personnel at the disposal of Zaire, to assist in the establishment and organization of a museum network; and (b) transfer of ethnographical and art collections from Belgium to Zaire.« (Geluwe 1979: 35)

17 »Moreover, Belgium had returned objects which could fill gaps in the Zaire national collections.« (UNESCO Document CC-78/CONF.609/6) Siehe außerdem: www.africamuseum.be/en/discover/myths_taboos, (26. Februar 2020)

LITERATUR

Agorsah, Emmanuel Kofi: Restitution of Cultural Material to Africa, in: Afrika Spectrum, 1977, S. 305-308

Auer, Hermann (Hrsg.): Das Museum und die Dritte Welt, München-New York 1981

Baer, Gerhard: Der Ethnologe als Treuhänder, in: Jahrbuch der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen, Band XLIII, Berlin 2007, S. 25-29

Botombele, Bokonga Ekanga: Cultural policy in the Republic of Zaire, Paris 1976

Ganser, Daniele: Imperium USA. Die skrupellose Weltmacht, Zürich 2020

Ganslmayr, Herbert: Wem gehört die Benin-Maske? Die Forderung nach Rückgabe von Kulturgut an die Ursprungsländer, in: Zeitschrift Vereinte Nationen, Heft 3, 1980, S. 88-92

Geluwe, Huguette van: Belgium's contribution to the Zairian cultural heritage, in: Museum, Vol XXXI, Nr 1., 1979, S. 32-37

Holfelder, Moritz: Unser Raubgut. Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte, Berlin 2019

Holmstedt, Leif Birger: Frère Cornet und der Kongo 1964 bis 1992, in: Kunst&Kontext Nr. 20, 2020, S. 42-45

Papier, Hans-Jürgen: Die Warnung. Wie der Rechtsstaat ausgehöhlt wird, München 2019

Peraldi, Audrey: Le rapport Sarr-Savoy. À qui profitent les restitutions?, in: Kunst&Kontext Nr. 18, 2019, S. 58-72

--- Emmanuel Macrons Restitutionsprojekt afrikanischer Kulturgüter, in: Kunst&Kontext Nr. 21, 2021, S. 91-127

Reybrouck, David van: Kongo. Eine Geschichte, Berlin 2018

Sarr, Felwine und **Savoy**, Bénédicte: Restituer le patrimoine africain, Paris 2018

--- Rapport N°2018-26 : «Rapport sur la restitution du patrimoine culturel africain. Vers une nouvelle éthique relationnelle» www.restitutionreport2018.com/sarr_savoy_fr.pdf

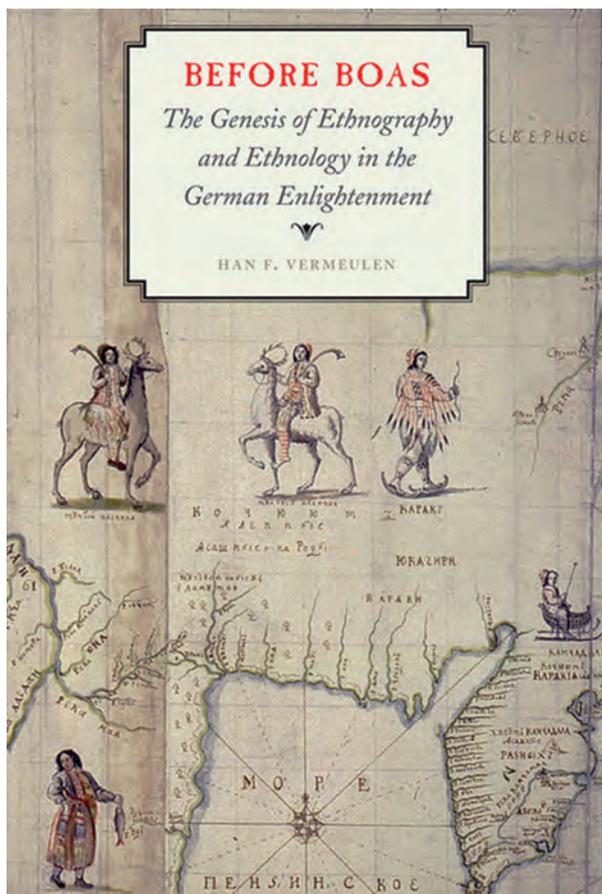
--- Zurückgeben. Über die Restitution afrikanischer Kulturgüter, Berlin 2019

Schneider, Irmela und Bartz, Christina und Otto, Isabell: (Hrsg.): Medienkultur der 70er-Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Band 3, Wiesbaden 2004

UNESCO: Document SHC-76/CONF.615/5, SHC-78/CONF.609/6

Vrdoljak, Ana Filipa: International Law, Museums and the Return of Cultural Objects, Cambridge 2006

Zwernemann, Jürgen: Gedanken zur Rückforderung von Kulturgut, in: Afrika Spectrum, 1977, S. 297-304



Eine verbreitete Legende zur Geschichte der Ethnologie besagte, dass das Fach ein Produkt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sei. (2) Die Mehrheit der Sozial- und Kulturanthropologen sucht »die Ursprünge ihrer Disziplin in den 1860er-Jahren« (5), und den wenigsten deutschen Ethnologen ist bewusst, dass der Beginn um mehr als 100 Jahre früher anzusetzen ist. (28) Ethnologie und Ethnographie entstanden in der Epoche der deutschen Aufklärung. (437)

Die Begründer der Völkerkunde waren für drei Institutionen tätig: die Russische Akademie der Wissenschaften, die Universität Göttingen und die Nationalbibliothek in Wien. Vermeulen beschreibt eine Entwicklung über drei Etappen. Den ersten wesentlichen Schritt machte seit den 1730er-Jahren der deutsche Historiker und Sibirien-Forscher Gerhard Friedrich Müller mit seinem Konzept der »Völker-Beschreibung« (1740), das durch dessen Teilnahme an der zweiten russischen Kamtschatka-Expedition entstand. (438 f.) Der zweite Schritt erfolgte in den 1760er- und 1770er-Jahren durch die beiden Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer und Johann Christoph Gatterer, die den Begriff der »Völkerkunde«

Han F. Vermeulen

Before Boas

The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment

Lincoln: University of Nebraska Press, 746 S.

Als Hardcover im Juli 2015 erschienen und als Paperback im September 2018

(1771–1781) prägten, durch den mit Schlözer befreundeten Nördlinger Gymnasiumsleiter Johann Friedrich Schöpperlin, der »ethnographia« verwendete, sowie den Wiener Hofbibliothekar Adam František Kollár der »ethnologia« einführte. (443 f.) Ein dritter Schritt waren dann Diskussionen zu »Ethnographie« oder »Ethnologie« in Europa und den USA Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts. (1 f., 34, 438 f., 448 f.)

Drei Kapitel werden im folgenden Text nicht behandelt: Kap. 1 Geschichte und Theorie der Anthropologie und Ethnologie (1 f.); Kap. 5 Anthropologie und Orient: C. Niebuhr und die Dänisch-Deutsche Arabien-Expedition (219 f.); Kap. 7 Anthropologie in der deutschen Aufklärung: Plural approaches to Human Diversity (357 f.).

Kap. 2 Theorie und Praxis: G. W. Leibniz und das Entstehen der Wissenschaft in Russland

Das ethno-linguistische Konzept von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und seinen empirischen Blick auf die Völker der Welt sieht Vermeulen als Ausgangspunkt für das moderne ethnologische Denken. (39) Leibniz hat nicht nur in vielen deutschen Städten gearbeitet und studiert, sondern u. a. auch in Paris, London, Amsterdam, Delft, Den Haag, Rom und Wien, und er hat mehr als 15.000 Briefe an etwa 1.100 Wissenschaftler und Politiker geschrieben. (83) Im Jahr 1696 war ein Brief an den

russischen Zar Peter I. (1672–1725) der Beginn eines regelmäßigen Austausches mit diesem und dessen Beratern. Leibniz traf den Zaren während dessen zweiter Europareise im Jahr 1716 in Bad Pyrmont. (50 f.)

Die Interessen des Zaren und die Eindrücke während der Europareisen führten einerseits zum Erwerb von Objekten und Sammlungen für die St. Petersburger Kunstkammer (58 f.), andererseits zu mehreren wissenschaftlichen Forschungsreisen in Sibirien sowie zur Gründung der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg im Jahr 1724/25. Dort arbeiteten und lehrten etliche Wissenschaftler, die an den pietistisch-protestantischen Universitäten Halle, Leipzig und Jena studiert hatten – der »Speerspitze der frühen Aufklärung«. (135)

Kap. 3 Aufklärung und Pietismus: D. G. Messerschmidt und die frühe Erforschung Sibiriens

Daniel Gottlieb Messerschmidt (1685–1735) sei, schreibt Vermeulen, »der erste gewesen, der systematische ethnographische Forschung in Sibirien durchführte.« (115) Während der Reise von 1719 bis 1727 war sein Auftrag die Geographie, Naturwissenschaft, Heilkunde, Monumente und Bauwerke, Völker und Sprachen des Landes zu studieren, Heilpflanzen und »alles bemerkenswerte« zu sammeln. (117) Bei seiner Rückkehr, Peter I. war 1725 verstorben, sah sich Messerschmidt mit einem sehr geringen Interesse an seiner Reise konfrontiert. (122) Er musste über die Ergebnisse Stillschweigen bewahren und durfte nichts ohne die Erlaubnis der St. Petersburger Akademie publizieren. (123) Allerdings wurden Messerschmidts Unterlagen bei der Vorbereitung der 2. Kamtschatka-Expedition benutzt; so setzte er den Standard für die folgenden Sibirien-Reisen. (129)

Kap. 4 Ethnographie und Empire: G. F. Müller und die Beschreibung der Völker Sibiriens

Die zweite Kamtschatka-Expedition (1733–1743) im Auftrag der russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg unter der Leitung des dänischen Marineoffiziers Vitus Bering (1681–1741) war mit mehr als 3.000 an der Vorbereitung und der Durchführung beteiligten Personen ein Großunternehmen. (145) Einer der Wissenschaftler war der Historiker Gerhard Friedrich Mül-

ler (1705–1783), der sich in den St. Petersburger Archiven gründlich vorbereitet hatte. (148) Er formulierte ein Programm, das die ethnographische Beschreibung der Völker Sibiriens, ethnologische Methoden und Instruktionen für seine Studenten und Kollegen beinhaltete, inspirierte andere Expeditionsteilnehmer zu ähnlicher Feldarbeit und entwickelte ein theoretisches Konzept, dass er »Völker-Beschreibung« nannte. (132, 163 f., 199) »[A]n empirical study of peoples or nations that should be comprehensive, critical, and historical.« (216, ähnlich 263) Das Ziel der »Völker-Beschreibung« war systematisch-vergleichend, um die Völkervielfalt zu erfassen. (170 f., 211) Bis vor wenigen Jahren waren Müllers Beiträge zur Ethnographie Sibiriens kaum bekannt (131), da er zu Lebzeiten nur wenige Artikel über seine ethnographische Forschung publizierte. (137, 155, 172 f., 182) Das lag an dem Desinteresse der Akademie in St. Petersburg (154, 156, 182) und der »policy of secrecy in Russia«. (155) Die Expeditionsteilnehmer mussten einen Vertrag unterzeichnen, nach dem sie nichts ohne Zustimmung russischer Behörden veröffentlichen durften. (156)

Kap. 6 Vom Feld zum Studium: A. L. Schlözer und die Erfindung der Ethnologie

In den 1760er- und 1770er-Jahren kam es zu einer »einzigartigen historischen Entwicklung, die lange übersehen wurde.« (353) Der Historiker August Ludwig Schlözer (1735–1809) war im Jahr 1761 nach St. Petersburg gekommen; er arbeitete das erste Halbjahr als Hauslehrer von Müllers Söhnen (217) und lebte bis 1762 als Gast in dessen Haus. (272) Er machte sich 1762 unabhängig und arbeitete bis 1767 in Russland, wo er einen Ruf an die Göttinger Universität erhielt. Hier begann er in seinen Vorlesungen ein ethnologisches Programm umzusetzen, das weitgehend auf Müllers Arbeiten basierte. (260) Im Jahr 1771 ist erstmals die Verwendung der Begriffe »Völkerkunde« bzw. »Ethnographie« durch Schlözer nachweisbar (260, 271 f.), beide sollten alle Völker dieser Welt und alle Aspekte ihres Lebens umfassen. (279) Der mit Schlözer befreundete Nördlinger Gymnasiumsleiter Johann Friedrich Schöpferlin (1732–1772) prägte den Begriff »ethnographia« und der Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer (1727–1799) benutzte spätestens ab 1775 »Menschen- und Völkerkunde«. (302 f.) Von dem slowakischen Historiker und Wiener Hofbibliothekar Adam František

Kollár (1718–1783) stammt der Begriff »ethnologia«. Vermeulen schreibt: »*Ethnology as a general study of peoples was formulated in the academy, whereas ethnography as an empirical description of peoples was developed in the field.*« (319) Die Völkerkunde/Ethnographie/Ethnologie war keine Schöpfung damaliger Philosophen, etwa Kants oder Herders oder von Naturwissenschaftlern, wie Linné, Buffon oder Blumenbach, sondern »*die Gründungsväter waren, assistiert von Linguisten, die Historiker Müller, Schlözer und Kollár.*« (456)

Epilog: Rezeption der deutschen ethnographischen Tradition

In diesem Kapitel geht Vermeulen der Frage nach, wie sich die in Deutschland geführten Diskussionen in verschiedenen Ländern auswirkten: Frankreich (395 f.), USA (400 f.), Russland (408 f.), Niederlande (410 f.), Großbritannien (412 f.).

Eine Übersicht listet die Museumsgründungen zwischen 1836 und 1901 auf. (426 f.) Kurz hintereinander entstanden die ersten spezialisierten Völkerkundemuseen in St. Petersburg (1836), Leiden (1837) und Kopenhagen (1841). Auch ethnologische Gesellschaften entstanden erst im 19. Jahrhundert. In Paris gründete sich 1839 die »*Société ethnologique de Paris*«, die nur bis 1848 existierte. (406, 417 f.) Im Jahr 1859 kam es dann zur Gründung der »*Société d'Ethnographie*«. (420) In New York City gründeten Albert Gallatin und John Russell Bartlett 1842 die American Ethnological Society (406, 418) und ein Jahr später, 1843, entstand die »*Ethnological Society of London*«. (418) Der erste Lehrstuhl für »*etnografia*«, der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg war seit 1837 von André Johann Sjögren (1794–1855) besetzt, einem in Finnland geborenen Historiker und Linguisten, der von 1824 bis 1829 Expeditionen im nördlichen Russland unternommen hatte. (409) Der nächste Lehrstuhl für Völkerkunde wurde dann im Jahr 1871 in Berlin von dem Arzt und Ethnologen Adolf Bastian besetzt. (409)

Exkurs: »Anthropologie und Kolonialismus«

Vermeulen kommt im 4. Kapitel zu dem Ergebnis, dass Ethnographie und Ethnologie in der Zeit von Messerschmidt, Müller, Georg Wilhelm Steller, Johann Georg Gmelin, Johann Eberhard Fischer etc. nicht auf die »an-

deren« Kulturen fokussierten, sondern »auf alle Völker aller Zeiten«. Dem Konzept von Leibniz folgend, klassifizierten diese Feldforscher die Völker in erster Linie nach ihren Sprachen. Mit ihrem ganzheitlichen Ansatz »aller Kulturen« war die »Völker-Beschreibung« kein »*bastard of colonialism but the legitimate offspring of the Enlightenment*«. (14)

Steller legte sich bei seinem Versuch, die Itelmenen zu schützen, mit der russischen Kolonialverwaltung und Missionaren an, denen er Machtmissbrauch vorwarf. (195) Müllers Vorgehen erschließt Vermeulen durch ein Zitat: »*Durch freundlichen Umgang mit vielen Völkern erlangte ich dort, wo ich mich einige Zeit aufhalten konnte, große Hilfe, da ich mit ihnen nahezu freundschaftliche Beziehungen entwickelte. Sie waren darüber sehr erfreut, ließen mich alles sehen und erzählten mir vieles.*« (175, Fußnote 74) Gmelin porträtierte seinen Kollegen Steller als Feldforscher, der »*keinen Luxus, Wein, Koch oder Perücke [brauchte]; statt dessen kochte er sein eigenes Essen, er wusste in schwierigen Situationen zu überleben, war gut an die örtlichen Gegebenheiten angepasst und reiste mit so wenig wie möglich.*« (211)

Einer der besten Kenner der Aufklärung im 18. Jahrhundert, Peter Hoffmann, vermerkt, dass die wissenschaftlichen Ergebnisse der zweiten Kamtschatka-Expedition keinen unmittelbaren Einfluss auf die koloniale Administration hatten. Diese hätte keine Notiz davon genommen und sie betrachteten die Expedition als lästig und ohne praktischen Nutzen. (213, 441) Vermeulen schreibt: »*Müller und andere Expeditionsmitglieder der Akademie waren keine Komplizen bei der russischen Kolonisierung Sibiriens. Sie hatten kein Amt in der kolonialen Verwaltung.*« (441)

Fazit

Vermeulens akribischer Recherche ist der Nachweis zu verdanken, dass die Entstehung der Ethnographie und der Ethnologie eine Leistung deutschsprachiger Wissenschaftler der Aufklärung in den 1730er- bis 1780er-Jahren war und daher der Beginn der Völkerkunde um mehr als 100 Jahre früher anzusetzen ist, als bislang von den meisten Vertretern des Faches verbreitet wird.

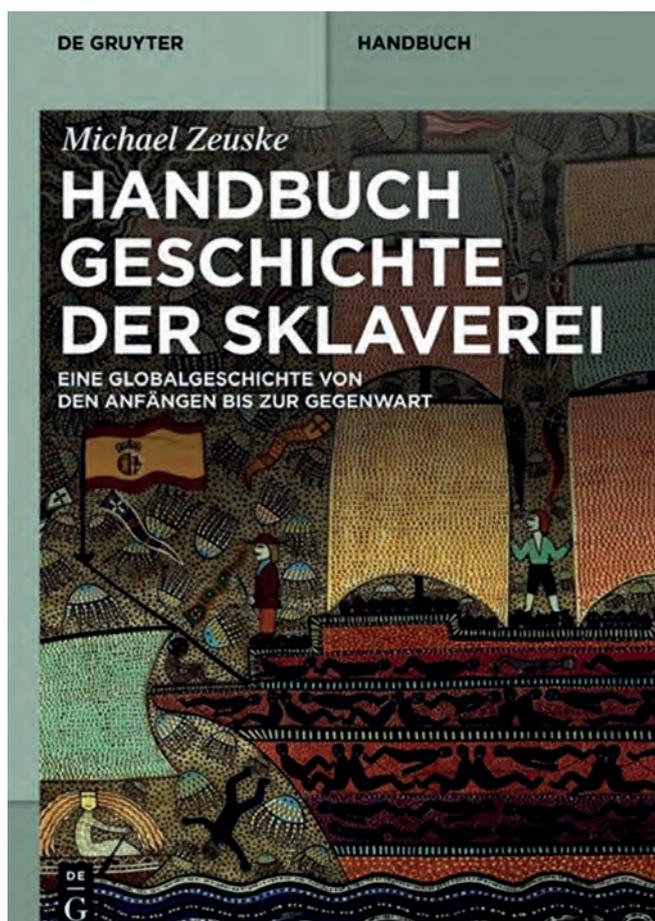
Dieses für ethnologisch und historisch Interessierte höchst spannende Buch vermittelt auch einen einfühlsamen Blick in die Zeit um das Jahr 1700 mit ihren Philosophen, Historikern und Naturwissenschaftlern, ihren Akademiegründungen und Forschungsreisen. Ganz ne-

benbei wird vermittelt, dass bereits damals ein Europa der Wissenschaftler existierte; der Austausch von Gedanken und Techniken, Sammlungen und Objekten kannte keine Grenzen, sondern vor allem Neugierige und Suchende.

Erstmals hat Vermeulen im Jahr 1999 in seinem Artikel »Anthropology in Colonial Contexts« erste Ergebnisse vorgestellt, die dann z. B. in der »Geschichte der Ethnologie« des deutschen Ethnologen Werner Petermann (2004) zitiert wurden. Trotzdem verbreitete die überwiegende Zahl der Sozial- und Kulturanthropologen weiterhin fälschlich, dass die Ethnologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sei.

Tradierte, aber doch falsche Lehr(weisheit)en mit einem Buch zu stürzen, ist nur durch jahrzehntelange Detailarbeit und ein in die damalige Zeit einführendes Verstehen möglich. Das Ergebnis von Vermeulens Buch ist ein Paradigmenwechsel (im Sinne von Thomas S. Kuhn), der in der ideologischen Black Box kolonialer Schulddebatten noch nicht seine volle Wirkung entfalten konnte. Das wird erst der Fall sein, wenn der neugierige und suchende Geist der Aufklärung wieder in ergebnisoffenen und konträren Diskussionen aufleben kann. Dann aber wird das Buch die breite öffentliche Würdigung erhalten, die es verdient.

Andreas Schlothauer (Rez.)



Michael Zeuske

Handbuch Geschichte der Sklaverei

Berlin: De Gruyter.

2 Bände, 1.399 Seiten,

1. Auflage 2013, 2. Auflage 2019

Die »Sklaverei in allen Zeiten und auf allen Kontinenten« (360) zu beschreiben, eine Weltgeschichte »der versklavten Menschen und der Sklavenhandelsysteme« (VII) von 10.000 v. u. Z. (197) bis in die Gegenwart zu sein, ist das Ziel des Handbuches. Denn: »Menschen im Sklavenstatus gab es überall auf dem Globus, die meiste Zeit«. (51) Da ein erster »chronologischer und nach Kontinenten organisierter Versuch unpublizierbar« war (IX), sind nun die Meere das »Orientierungsprinzip« (X); betrachtet werden »Hemisphären,

die atlantische und die indisch-pazifisch-ostasiatische«. (VIII) Wegen der »Typen- und Formenvielfalt« (29) – es gab »viele Sklavereien und viele Formen des Menschenhandels« (191) – werden sechs »Sklaverei-Plateaus« unterschieden. (233)

Definition

Die »Entstehungsbedingungen der jeweiligen lokalen Sklavereien« sind unbekannt und niemand weiß, wann es die ersten Versklavten gab. »Was wir kennen, ist der Streit darum, ob und seit wann der Begriff anwendbar ist.« (268) Eine Definition von Sklaverei sei »deshalb so schwierig, weil Sklaverei eine Frage der Definition ist« (193), und im allgemeinen Sprachgebrauch diene das Wort »oftmals nur noch als Metapher für Ausbeutung und Unterdrückung.« (31) Auf eine Definition möchte er sich ungern festlegen, doch finden sich mehrere einer solchen ähnliche Stellen: »Gewalt, Statuszerstörung und Zwangsmobilität/Zwangsfixierung und extreme Arbeitszeiten waren immer das Alpha und Omega von Sklavereien.« (7, siehe auch 195, 481)

Perspektivwechsel

Fast alle bisherigen Geschichten der Sklaverei seien »aus der Perspektive der Institution, der Sklavhalter, des Staates, der Sklavenhändler, etc. geschrieben«. (155) Die Hauptakteure – die Versklavten – seien die Unbekannten. (XIX) Daher fordert Zeuske einen »Wechsel der Perspektive: weg von den Strukturen und Rechten der Herren, hin zu den Erlebnissen« der Versklavten.« (360) Denn: »Geschichte wird von Menschen; nicht von Konzepten oder Systemen gemacht.« (193) Allerdings sei das fast völlige Fehlen »von Ego-Dokumenten und Selbstrepräsentationen von Versklavten« ein Problem. (154)

Europa

Als »Grundproblem der Diskurse« sieht Zeuske deren »Fixierung auf ‚große‘ und ‚hegemoniale‘ Sklavereien«. (132) Seine Exkurse auf den europäischen Raum zeigen, in welchem Ausmaß die Menschen auch hier Opfer von Sklavensjagden waren. Weiße und »blauäugige Menschen aus Europa waren im frühen Mittelalter durchaus Sklaven von dunkelhäutigen Menschen aus Nordafrika oder Arabien«. (32) Deren Anzahl zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert wird auf mehrere Millionen geschätzt, und noch »in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« wurden in Ägypten für weiße

Mädchen, z. B. aus Georgien, Armenien oder Griechenland, die »höchsten Preise« erzielt. (540) Etwa im 16. Jahrhundert begann die Phase der von Europäern »kontrollierten wirtschaftsorientierten Massensklaverei«. (122) Die Versklavten kamen zwar nur in geringer Zahl in europäische Länder, aber dortige Städte hätten »als Vermittler-, Kredit- und Profitzentren in einem mehrheitlich Süd-Süd-Geschäft« fungiert. (73, ähnlich 870) Der »atlantische Sklavenhandel« habe »die Industrialisierung Europas und die Entwicklung seines Finanzsystems begünstigt«. (853)

Kolonialwarenkonsum

Doch was »hatten Unter- und Mittelschichten«, z. B. in der »Klassengesellschaft Englands«, mit den Versklavten »in anderen Weltgegenden wirklich zu tun?« (49) Die Hauptverbindung sieht Zeuske im Konsum. So habe das britische Weltreich »seinen Mittel- und Unterschichten den bis dahin eher aristokratischen Konsum und Luxus tropischer Produkte ermöglicht.« (10) »Kolonialwaren« seien »in Europa immer stärker nachgefragt« worden (853), ebenso »Genussmittel wie Zucker, Tabak und Kaffee oder Kakao sowie Industrieressourcen wie Baumwolle oder Indigo«. (355, ähnlich 850, 952, 972) Dieser Luxuskonsum sei »seit ca. 1800 eine Grundbedingung für den Aufstieg der europäischen Variante des Kapitalismus« gewesen. (10) Ein »Deal nach dem Motto: ‚Ihr macht keine Revolutionen und wir geben euch den Konsum von Kolonial-Luxus‘«. (952) Andere Historiker sahen technische Entwicklungen sowie neue Arbeitsabläufe und Organisationsstrukturen als Motor der Industrialisierung seit dem 19. Jahrhundert. Dies ist eine weitestgehend anerkannte Erklärung. Meint Zeuske also, dass Tee und Zucker, Kaffee und Rum die Kreativität europäischer Ingenieure und Betriebswirte beflügelten?

»Europa war aus Sicht Afrikas Peripherie« (848)

»Menschenjagd und -handel war keine Erfindung Europas«. (27) Afrika war »Lehrmeister der Europäer in Bezug auf die Kapitalisierung von Körpern« (515), denn dort sei »Kontrolle über Menschen als Basis von Politik und Gesellschaft immer wichtiger als die Kontrolle über Land« gewesen. (21) »Möglicherweise gab es innerhalb Afrikas mehr Sklaven als exportiert wurden«. (759) »Afrika war seit jeher Territorium vieler Sklavereien und vieler Kriege, denn die meisten Reiche »betrieben Menschenjagd sowie aktiven Menschen- und Sklavenhandel«.

(529) Die Sklaven waren nicht nur Arbeitskräfte und Handelsware; sie wurden auch rituell hingerichtet, z. B. im Königtum Benin, im Ashanti-Reich, in Dahomey.

Afrikanische Eliten

»Ab 1460 transportierten portugiesische Schiffe Sklaven für afrikanische Eliten.« (531) In afrikanischen Königreichen, z. B. Kongo und Benin, kämpften »Portugiesen als Söldner unter afrikanischem Befehl« (25), doch die Europäer »hatten keinen Zugang zu den Raziengebieten im Interior Afrikas.« (518) Bis zur europäischen Kolonialzeit (ca. 1880) behielten »afrikanische Eliten die Kontrolle über den land-, fluss- und küstengestützten Menschenkapitalismus«. (533) In der Nähe der Küsten und an Land lieferten sie die »Kriegsgefangenen und Sklaven aus dem Innern des Kontinents« an die »europäischen Kaufleute und Sklavenhändler«. (19) »Die meisten Sklavenhändler waren Schwarze und Mestizen, aber auch ‚Weiße‘ [...], oft Deserteure, Geflohene und Abenteurer«. (652) Die westafrikanischen Reiche im heutigen Benin, in Ghana und in Nigeria waren »Zulieferer mit eigenen Interessen«. (76) Interessanterweise gibt es keine »nennenswerte afrikanische nationale Historiographie aus der jeweiligen Binnenperspektive«. (77)

Wie lange noch wird der eigene Anteil am Sklavenhandel in diesen Ländern verdrängt? Auch postkoloniale und panafrikanische Theoretiker vermeiden diesen Teil der Geschichte in ihren Narrativen.

Atlantikkreolen

Europäer erkrankten in den Tropen meist schnell, und ein hoher Prozentsatz von ihnen verstarb. (»No white men's land.«) Daher etablierten sich als »Spezialisten der Sklavenbeschaffung zwischen Afrikanern und Europäern« die Atlantikkreolen: »in der ersten Generation oft Söhne von iberischen Vätern und afrikanischen Müttern.« (26) Diese »ersten Menschen (auch) europäischer Herkunft, die daran gewöhnt waren, dauerhaft in den Tropen zu leben« (701) wurden »in der Frühzeit der Atlantisierung (1350-1550) führend im Menschenhandel« – oft auf Seiten von Piraten und Korsaren (129) – und bewahrten das »Slaving-Monopol der Anlieferung auf europäische Schiffe etwa 400 Jahre lang.« (515, ähnlich 694) Die afrikanischen Eliten und die Atlantikkreolen seien »die Hauptschuldigen am brutalen Sklavenfang sowie -transport« gewesen. (175) Sie wurden in einigen Regionen als »Portugiesen« (515) oder auch als »Weiße« bezeichnet. Im

SOCKEL UND HALTERUNGEN AUS STAHL



FÜR HOLZFIGUREN, MASKEN, BRONZEN UND TERRAKOTTEN STÄNDER FÜR TÜREN UND SCHILDE

GRUNDPLATTE AUS 4 MM STAHLBLECH
HALTER UND STIFTE AUS RUNDSTAHL/STAHLDRAHT VERSCHWEISST
MATT-SCHWARZ LACKIERT, STANDFLÄCHE MIT VELOURSFILZ

INDIVIDUELLE ANFERTIGUNG VON STAND-UND WANDHALTERUNGEN
AUSSTELLUNGS SOCKEL, VITRINEN, RESTAURIERUNGEN

KONTAKT: HERMANN BECKER
TELEFON: 02151/ 521131 • MAIL: HB@BECKER-STAHLMOEBEL.DE

Hinterland von Angola reichte es, Schuhe zu tragen, um – ohne Ansehen der Hautfarbe – als Weißer bezeichnet zu werden. (652)

Kontrolle der Meere?

Zur Frage, wer die Weiten des Atlantiks kontrollierte, findet sich im Handbuch Widersprüchliches. Zwar konnte »keine Monarchie die Kapitäne auf den Meeren wirklich kontrollieren« (19), doch gewannen »die Europäer zwischen 1400 und 1850, besonders zwischen 1495 und 1650« die »Kontrolle über den Atlantik«. (709) An anderer Stelle heißt es, dass diese Kontrolle »im 17. Jahrhundert zeitweilig massiv von Piraten, Atlantikkreolen und Korsaren bedroht« (534) und dass das 19. Jahrhundert eine »Hochzeit des illegalen Menschen- und Sklavenschmuggels« war. (650, ähnlich 725) Trotzdem behielten die Europäer »die Kontrolle, indem sie die Hochseeschiffe, die Kapitäne sowie Flotten streng reglementierten und kontrollierten«. (709, ähnlich 514) Bleibt die Frage, wie Re-

gierungen Piraten, Korsaren und Schmuggler kontrollieren konnten?

Gegenwart

Die Zeit der großen Sklavereien »und der meisten sklaverei-ähnlichen Zwangsarbeitssysteme des 20. Jahrhunderts« ist vorbei. »Heute gibt es kein gültiges Rechtssystem mehr, das Sklaverei erlaubt.« (399) Doch auch »ohne eine legale Institution der Sklaverei« gebe es »in der heutigen Welt in absoluten Zahlen immer mehr Sklaven«. (1) »Mehr denn je« existieren, so Zeuske, unter unseren Augen »Sklavereien, Menschenhandel und unfreie Arbeit – und wir sehen sie nicht.« (3) Die Schätzungen »reichen von 12 Millionen über 27 bis zu 250 Millionen Menschen«. Die Schwankungsbreite ist derart immens, so der Autor, weil »es keine gültige Rechtsdefinition von Sklaverei mehr gibt«. (2)

Meistererzähler

»Makrogeschichten wie Welt- und Globalgeschichte sind konstruierte Narrative; manchmal auch ‚Meistererzählungen‘ genannt« (161 f.), die sich »in dieser Breite nur auf Grundlage publizierter Literatur erzählen« lassen (XII), »auch weil kein einzelner Historiker alles mit eigenen Forschungen abdecken kann.« (167) Genau hier liegen aus Sicht des Rezensenten die Schwachstellen der historischen Analyse Zeuskes.

Schwachstelle 1 – zu wenig Quellen Versklavter

Das »erste Paradoxon« sei, »dass ‚Hegemonische‘ Sklaverei allen bekannt ist, aber keiner das Leben Versklavter und Sklavereien wirklich kennt«. (31) Denn Sklaven haben nur selten über ihr Leben berichtet. »Wenn überhaupt ‚sprechen‘ meist Andere für Menschen, die Versklavte sind oder waren.« (31) Noch magerer ist die Quellenlage bei den schriftlosen Kulturen. Auch Meistererzähler können ohne Quellen nur dichten und aus konstruierten Narrativen werden leicht spekulative. Das Aneinanderreihen vieler Beispiele aus allen Kontinenten und Zeiten mag dem Narrativ dienen, ist aber nicht mit einer Beweisführung zu verwechseln. Die Prüfbarkeit im Handbuch wird dadurch erschwert, dass keine genauen Textstellen zitiert, sondern ganze Artikel als Quellen genannt sind. Zeuske schreibt: »Das ist alles keine Empirie, sondern es handelt sich um elaborierte Konzepte, Traditionen und Theorien aus Jahrtausende al-

ten Erfahrungen«. (200)

Was unterscheidet Narrative dann noch vom Glauben?

Schwachstelle 2 – die Frage der Definition

»Ein zweites Paradox besteht darin, dass europäische Leibeigenschaft oder asiatische und afrikanische Sklavereien nicht mit den Sklavereien Amerikas im 18. und 19. Jahrhundert verglichen werden sollen.« (32) Diese Schwachstelle ist in Verbindung zu sehen mit einer der wichtigsten Debatten um Sklaverei: »die Frage der Definition des Sklaven«. (122) Ohne eine Definition mit empirisch messbaren Indikatoren verschwimmen die Übergänge zur »Unfreiheit«. Wahrscheinlich stimmt es, dass bis »um 1890 die Masse aller Menschen auf der Erde in unfreien Verhältnissen lebte.« (222, ähnlich 349)

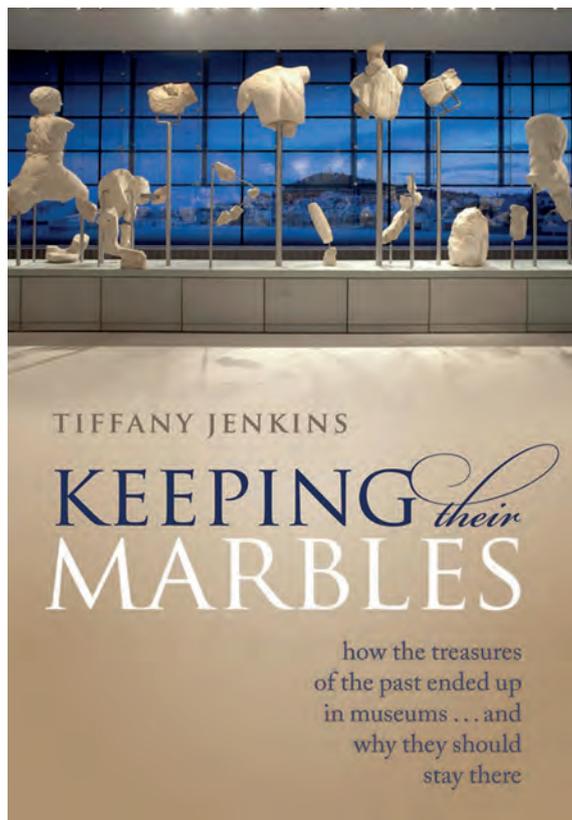
Aber waren sie deshalb alle Sklaven?

Schwachstelle 3 – das Schreiben in Netzwerken

Das Handbuch ist zu einem guten Teil auch für ein akademisches Netzwerk geschrieben. Erkennbar ist das z. B. an Sätzen wie: »Das Florentiner Wucherkapital suchte neue Kapitalschöpfungsmöglichkeiten.« (16) Ohne Erklärung und empirische Nachweise ist eine solche Behauptung eine Parole, die ihren Sinn nur bei denen entfalten kann, die bereits Ähnliches glauben. Ein geschmeidiges Narrativ sich wiederholender Interpretationen, Spekulationen und geteilter akademischer Legenden sollte nicht als Ersatz dafür dienen, mindestens die zentralen Behauptungen im mathematisch-logischen Sinne abzuleiten und Beweise zu entwickeln. Denn: »Objektivität gibt es nicht, aber sie muss ein Ziel bleiben.« (171)

Verdienst

Ein »drittes Paradoxon« sei, schreibt Zeuske, dass »Sklaverei fast immer mit Rassismus verwechselt« (32) werde, als hätte es nur schwarze Sklaven und weiße Herren gegeben. Hier liegt das große Verdienst des Handbuches, denn es widmet sich dem weltweiten Verbrechen Sklaverei. Die Hautfarben von Herr und Sklave wechseln – wesentlich ist das Unrecht der totalen Herrschaft eines Menschen über einen anderen.



Tiffany Jenkins

Keeping their Marbles – how the treasures of the past ended up in museums ... and why they should stay there

Oxford: Oxford University Press 2016
(Paperback 2018, 367 Seiten)

»Die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart zu beurteilen, ändert nicht, was geschehen ist. [...] Der beste Weg, das Leben der Menschen zu respektieren, die vor uns da waren, ist, die Geschichte ohne ein solches Vorhaben zu erforschen.« (289)

Werden wesentliche Fragen nicht gestellt oder vernachlässigt, bleibt eine Diskussion einseitig und oberflächlich. Das bereits 2016 erschienene Buch von Tiffany Jenkins hätte die Art und den Inhalt der Restitutionsdebatte in Deutschland beeinflussen können – ja müssen. Es scheint jedoch kaum bekannt zu sein, zumindest wird es in deutschsprachigen Publikationen zum Thema Restitution nicht erwähnt. Der Inhalt, die Argumentation und die Fragen sind daher im Folgenden zusammengefasst. (In Klammern sind nach zitierten oder zusammengefassten Stellen die jeweiligen Seitenzahlen aus dem Buch von Jenkins.)

Jenkins verfolgt mit dem Buch drei Ziele. Erstens: zu erzählen, wie die Museen entstanden und wie sie ihre Objekte erhielten. Zweitens: den Einflüssen nachzuspüren, die den Aufstieg und die heutige Dominanz einer Ideologie in der Repatriierungskontroverse ermöglichten. (7) Drittens: die Rolle des Museums neu zu formulieren und

neu zu bewerten, was wir von Objekten erwarten können. (10)

Jenkins Bedenken sind, dass *»die negative Wolke, welche die Institution Museum derzeit umgibt, ebenso schädigend für deren tägliche Arbeit ist wie die Forderungen nach der Rückkehr alter Schätze. Diese Negativität lädt zu Repatriierungsforderungen ein und untergräbt die guten Gründe der Museen, Artefakte zu behalten.« (181)* Einige Theoretiker hatten die Möglichkeit eines unparteiischen, ungebundenen Strebens nach Wissen in Frage gestellt und behauptet, dass Kultureinrichtungen für die herrschenden Eliten arbeiten würden: *»So wurden Museen und andere Kultureinrichtungen zum Tummelplatz von politischem Aktivismus.« (181)* Diese Theoretiker seien der Meinung, dass die Artefakte in einer Zeit westlicher Dominanz erworben wurden und mit der Repatriierung von Objekten die Fehler der Vergangenheit repariert werden könnten (5): *»weil eine Kultur ihre eigene Kultur besitzt, weil die Artefakte in der Zeit des Imperialismus mit Gewalt erworben und aus ihrem Originalkontext gerissen wurden, in welchen sie – so wird gesagt – gehören. Die Rückgabe von Artefakten solle – so wird gesagt – als eine Art Therapie der Nachfahren die Wunden der Vergangenheit heilen.« (8)* Aus diesen Glaubenssätzen ergeben sich für Jenkins die fol-

genden Fragen: »Warum erregt die Eigentumsfrage alter Artefakte heute so viel Leidenschaft? Kann eine Rückgabe dahingehend erfolgreich sein, dass dadurch historische Fehler korrigiert werden? Warum wenden wir uns an Museen und Objekte, um solche Ergebnisse zu stimulieren?« (8)

Eine Erklärung für die Invasion des Aktivismus in die Museen sieht sie darin, dass wir »in einer Zeit des sozialen und politischen Defätismus leben. Da ökonomische und soziale Lösungen gesellschaftlicher Probleme nicht länger Teil der politischen Agenda sind, haben nach gesellschaftlicher Veränderung strebende Aktivistengruppen den Kulturbereich besetzt. Durch diese sozialen Veränderungen sind Museen heute eine zentrale Arena kultureller und politischer Schlachten.« (8) In der Folge werde »Kultur als die Lösung vieler Probleme angesehen«. (9) Erleichtert wurde die schleichende Eroberung dadurch, dass »die großen Museen im neuen Jahrtausend darum kämpfen, ihren Platz als Institutionen zu finden. [Dies ist] ein wichtiger Faktor dafür, dass sie das Objekt von Begierden wurden und selbst defensiv agieren.« (9) Dazu passe, dass zur Zeit »die lautesten und wichtigsten Stimmen, welche die Rolle der Museen hinterfragen und für Repatriierung agitieren, Akademiker und Führungskräfte dieser Institutionen« seien: »Es gibt einen Druck zur Repatriierung aus dem Inneren der Institution, wie auch einen Sog von außen.« (10)

Zwei Sätze kennzeichnen die Grundhaltung von Jenkins:

- »Nie wird ein Dokument oder Argument aus der Vergangenheit gefunden werden, das kein Gegenargument zulässt.« (248)
- »Sollen wir nur eine Brille nutzen, durch welche wir die Vergangenheit betrachten und verstehen?« (230)

Daraus folgt eine skeptisch-nüchterne Perspektive, die sich deutlich von der moralisch-anklagenden Rechthaberei derjenigen Kulturwissenschaftler, Anthropologinnen, Kunsthistoriker, Globalhistoriker etc. absetzt, die sich in Deutschland in der Restitutionsdebatte seit 2017 im gemeinsamen Chor mit den meisten Feuilletonisten öffentlich positionierten. Jenkins schreibt: »Die Dinge waren damals anders. Es waren Aktionen und Taten erlaubt und genehmigt, die es heute nicht wären. Der Blick in die Vergangenheit ist eine privilegierte und erhöhte Position der Gegenwart, die oft von aktuellen Interessen verzerrt ist. Wir sollten uns vor einfachen, vorschnellen Überlegenheitsgefühlen bei der Betrachtung der Vergangenheit – Jahrhunderte später – durch die Brille heutiger Regeln und Gewohnheiten hüten. Der Versuch zu verstehen ist weitaus besser – und schwieriger – als zu

verdammten. Wir sollten die Vergangenheit mit den damals geltenden Regeln beurteilen, und nicht mit dem, was wir heute als richtig empfinden.« (122)

PART I

Jenkins benennt mehrere Beispiele von Restitutionsansprüchen (2 f.), z. B. die »Elgin Marbles«, marmorne Teile des Parthenon-Frieses der Akropolis (Griechenland), die Gelbgussarbeiten Benins (Nigeria), die Büste der Nofretete (Ägypten) und Gegenstände aus dem kaiserlichen Palast in Peking (China). Als Fälle vollzogener Transfers erwähnt sie z. B. ein Lakota-Geistertanzhemd ehemals in Glasgow (Schottland) und einen Totempfehl der Haisla in Stockholm (Schweden), beide Ende der 1990er-Jahre in die USA restituiert; weiterhin 30 hölzerne Grabpfosten, ehemals in Denver (USA), die 2014 an das Nationalmuseum Kenia (6, 195) transferiert wurden und präkolumbische Grabfunde aus Göteborg (Schweden), heute im Nationalmuseum in Lima (Peru) (6, 196 f.).

»Great Explorers and Curious Collectors« (15)

Es war u. a. der britische Philosoph Francis Bacon (1561–1626), der im 17. Jahrhundert argumentierte, dass Erkenntnis auf Beobachtung und Begründung beruhen solle, und damit eine wesentliche Grundlage empirischer Wissenschaft formulierte. Die Forschungsreisen des 18. Jahrhunderts sind eng mit Konzepten der Aufklärung verbunden. Jenkins führt die drei Reisen James Cooks (1728–1779) an. Getragen wurden diese auch durch die nicht-reisenden Wissenschaftler, die es sich zur Lebensaufgabe machten die einströmende Vielfalt der weltweiten Daten auszuwerten. Es wurden nicht nur Temperatur- und Höhenmessungen, Meeresströmungen etc. erfasst, sondern auch Exemplare von Pflanzen, Tieren, Mineralien sowie Artefakte gesammelt. Wenn Alltagsgegenstände, Waffen, Schmuck etc. erworben wurden, so seien – wie die Historikerin Jenny Newell schreibt – die Begegnungen nicht nur für die Europäer interessant gewesen: »Die Leidenschaft exotische Objekte zu erwerben war gegenseitig.« (29) Diese Daten und Objekte sammelnden Wissenschaftler schufen das empirisch-systematische Fundament, auf dem unsere heutige Welt entstand. Auch für die schriftlosen auf mündlicher Überlieferung basierenden Kulturen seien deren Publikationen heute eine

wesentliche Quelle ihrer Interpretation der Vergangenheit.

Mit dem Interesse der Naturwissenschaftler entstanden große Privatsammlungen und es etablierten sich Händler und Auktionshäuser. Die heutige Verteilung dieser Objekte auf die Museen zeige das damalige Interesse in vielen Ländern, und über die Sammlungsgeschichten lassen sich die Verbindungen zwischen den Beteiligten erschließen. Wegen der Veränderungen nach den Kontakten gelten die Stücke heute als wichtig und wertvoll. (35) Die meisten der täglich genutzten Objekte wurden anschließend nicht mehr hergestellt oder sie veränderten sich stark. So sprechen diese »zufällig gesammelten und heute in Museen gezeigten Objekte von einer Zeit vor dem Kontakt mit Europäern. Wenn wir diese Kulturen und ihr Leben verstehen wollen, dann ist deren materielle Kultur – Alltagsgegenstände, Ritualobjekte, Waffen und Schmuck – wichtiges Forschungsmaterial.« (35) Ergänzend zu den damaligen Reiseberichten können also die Objekte selbst etwas über das Leben dieser Zeit erzählen: »Deshalb wenden wir uns heute an Museen, um etwas über die Vergangenheit zu erfahren.« (36)

»The Birth of the Public Museum« (37)

Der Ursprung des Wortes Museum aus dem griechischen *mouseton* verweist auf eine verwandte Idee, aber erst seit dem 18. Jahrhundert entstand die Institution, die wir heute als Museum bezeichnen. Dies fiel in eine Epoche, die das intellektuelle, politische und soziale Leben im frühen modernen Europa grundlegend veränderte. »Über die Jahrhunderte verwandelten sich die Sammlungen von privaten, scheinbar eklektisch erscheinenden und verwirrenden Assemblagen zu taxonomisch geordneten und politisch nützlichen Ausstellungen für die Öffentlichkeit.« (37)

Mit Aristoteles (384–322) begannen im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Studium der Natur und die Entwicklung empirischer Methodik. Durch einen seiner Schüler, Demetrios von Phaleron (350–280 v. u. Z.), entstand in Alexandria (Ägypten) die damals größte Bibliothek. Im römischen Reich setzte sich das Sammeln von Handschriften, Landkarten und Bildern in Gemäldegalerien (*pinacotheca*) fort. Auch im Mittelalter gab es Sammlungen von Aristokraten und Kirchenvertretern, doch waren diese für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Mit den Humanisten stieg das Interesse an griechischen, römischen und arabischen Schriften und führte in der Renaissance nicht nur zu entsprechenden Sammlungen,

sondern auch zur Suche nach bislang unbekanntem Werken und zu Ausgrabungen. Es kam zu einer Neubelebung der Idee des *musaeum* und zu einer Neubewertung der eigenen Gegenwart. Jenkins schreibt: »Ein neues Bewusstsein entwickelte sich, als die Gelehrten zu erkennen begannen, dass diese Vergangenheit sich von der Gegenwart unterschied.« (39)

Die räumliche Ausdehnung des Handels erweiterte die Lebenswelt der reisenden Kaufleute und aus Neugier legten Adelige, Kaufleute, Finanziers und wissenschaftlich Interessierte die unterschiedlichsten Sammlungen an. Diese standen zwar Besuchern offen, waren aber nicht im heutigen Sinne öffentlich. Das erste zugängliche Museum soll die Privatsammlung der Medicis in Florenz des 16. Jahrhunderts gewesen sein. Weitere bekannte Sammlungen besaßen damals z. B. Kaiser Rudolf II. (1552–1612) in Prag, der Jesuit und Astronom Athanasius Kircher (1602–1680) in Rom und der Arzt Ole Worm (1588–1654) in Schleswig. Diese Kabinette bildeten die individuellen Interessen und Möglichkeiten des jeweiligen Sammlers ab und zeigten die Vielfalt der Welt. Sie »waren der Versuch, die riesige Menge empirischen Materials zu verwalten und zu verstehen, die aus den Studien und der Verbreitung alter Texte sowie aus den Forschungsreisen resultierten.« (41)

In London legten seit Anfang des 17. Jahrhunderts der Hofgärtner John Tradescant (1570–1638) und später sein gleichnamiger Sohn (1608–1662) Sammlungen von Pflanzen, Tieren und Ethnographica an, die sie u. a. während ihrer Reisen durch Europa erworben hatten. Im Jahr 1656 erschien ein Katalog des *Musaeum Tradescantianum*, der erste seiner Art im Vereinigten Königreich, der sowohl die Sammlung als auch den Garten dokumentierte. (45) Diese Kombination entsprach der Ansicht von Francis Bacon: »a huge cabinet [is] as vital for the learned gentleman – together with a library and a garden.« (46) Von Bacon kam auch der Vorschlag, eine Sammlung in einer Galerie zu präsentieren. Im Ashmolean Museum in Oxford war eine weitere Idee der Aufklärung realisiert: Neben der Sammlung und der Bibliothek gab es ein Labor und eine Schule. All dies war Ausdruck der neuen Philosophie: »große Menge von Daten zu vergleichen und durch Experimente Hypothesen zu testen.« (46)

Der Arzt Hans Sloane (1660–1753), Nachfolger von Isaac Newton als Präsident der Royal Society, hatte etwa 71.000 naturwissenschaftliche und kulturelle Objekte gesammelt, darunter 23.000 Münzen, außerdem über 51.000 Bücher. Zu seinen Lebzeiten war die Sammlung in seinem Haus am Bloomsbury Place in London öffentlich

zugänglich gewesen. Mit dem Verkauf an das Vereinigte Königreich war die Auflage verbunden, dass die Sammlung bestehen bleiben und der weltweiten Öffentlichkeit zugänglich sein solle: »for the use of learned and studious men both native and foreign«. (48) Mit der Zustimmung zum Ankauf durch das britische Parlament wurde am 7. Juni 1753 offiziell das British Museum als Trust gegründet, eine von Regierung und Parlament unabhängige Organisation. Jeder solle eintreten und die Sammlungen betrachten können, aus Neugier, um Wissen zu erlangen oder um sich zu informieren. (55)

Nach 1789 mussten sich die Revolutionäre in Frankreich auch mit dem Problem auseinandersetzen, dass der abgesetzte König eine der größten Kunstsammlungen der Welt besessen hatte. Nach dem Sturm der Tuileries im Jahr 1792 gab es zwei Alternativen: »to save or destroy.« (59) Zwar wurde am 10. August 1793, dem Tag, an welchem das Ende der Monarchie und die Geburt der Republik gefeiert wurden, das Musée Français gegründet, doch in den drei Jahren zwischen 1792 und der Einsetzung eines Direktorats 1795 gab es extensiven, kaum kontrollierbaren Bildersturm. Mit dem Ancien Régime assoziierte Bauwerke wurden zerstört und Bilder verbrannt. In Schriften agitierten Radikale gegen den Erhalt und die Ausstellung dieser Kunstwerke. Erst wenn die Objekte vernichtet seien, wären auch die Werte und Ideen des Ancien Régime endgültig ausgelöscht. In diesem Zusammenhang wurde erstmals das Wort »Vandalismus« gebraucht. Doch es gab auch Widerstand gegen diese Haltung. Der damalige französische Innenminister Jean-Marie Roland de La Platière (1734–1793) schrieb: »Das Museum muss die größten Schätze der Nation zeigen. Frankreich muss seinen Ruhm über die Jahrhunderte und hin zu allen Völkern ausbreiten: Das Nationalmuseum wird das Wissen in all seiner mannigfaltigen Schönheit umarmen und von aller Welt bewundert werden.« (58) Die Idee öffentlicher Nationalmuseen wurde im revolutionären Frankreich quasi als Reaktion auf die Zerstörung von Objekten geboren. So gesellte sich zu der aufklärerischen Idee, dass Erziehung und Bildung durch Museen möglich sei, eine weitere: das Museum zur Förderung nationaler Identität.

Weitere Nationalmuseen entstanden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts z. B. in Bogotá, Rio de Janeiro, Budapest, Prag, Kopenhagen. Weiterhin gab es in den schnell wachsenden britischen Städten ein Bewegen, die Museen für soziale und politische Zwecke nutzen wollte. James Silk Buckingham (1786–1855) schlug im

Jahr 1834 vor, Parks, Theater, Museen und Kunstgalerien zu etablieren: »The hope was that this would civilize the working classes, and limit their drinking.« (62)

»Antiquity Fever« (66)

Im 18. und 19. Jahrhundert stieg das Interesse vor allem britischer, französischer und deutscher Wissenschaftler an den Antiquitäten Italiens, Griechenlands und des Nahen Ostens. Seinem Vorbild Alexander dem Großen folgend, eroberte Napoleon im Jahr 1799 Ägypten. Dies war nicht nur eine militärische, sondern auch eine mediale und wissenschaftliche Kampagne; außerhalb Kairo entstand das Institut d'Égypte. »Es gab dort chemische und physikalische Laboratorien, eine Druckerpresse mit arabischen Lettern, Konferenzräume, eine Bibliothek und ein Museum: das erste ägyptologische Museum.« (71) In den folgenden Jahren gelangten aber auch etliche Artefakte in französische Museen und Privatsammlungen. Mit dem gemeinsamen Sieg britischer und ottomanischer über die napoleonischen Truppen 1801 partizipierten nun auch britische Museen und Sammlungen: »Europa interessierte sich damals in hohem Maß für Altägypten«. (73) Dies führte zur Gründung ägyptologischer Lehrstühle, der Entzifferung der ägyptischen Schrift und einer Serie von Ausgrabungen.

Bei der Überarbeitung der Verteidigungsanlagen in einem kleinen Dorf des Nil-Deltas fand ein französischer Offizier im Jahr 1799 einen in einer Mauer verbauten Stein mit Inschriften, der heute unter dem Namen Stein von Rosetta bekannt ist. Begleitende Wissenschaftler erkannten dessen Bedeutung und ein französischer General übernahm diesen. Die Existenz des Steines wurde öffentlich bekannt und so war auch er 1801 Teil der Friedensverhandlungen: Der französische General musste ihn an einen Briten übergeben. Heute befindet sich der Stein von Rosetta somit im British Museum.

Wesentlicher Fall einer Restitutionsforderung ist für Jenkins die Geschichte der »Elgin Marbles«. Seit 1787 war Thomas Bruce (1766–1841), der siebte Earl of Elgin, britischer Botschafter im Osmanischen Reich, das damals seit etwa 350 Jahren auch Griechenland umfasste. So konnte Elgin im Jahr 1801 mit Erlaubnis der Osmanen Teile des Parthenon-Frieses abbauen und von Athen nach London bringen lassen: »Elgin neither looted nor stole the sculptures.« (98) Bei deren Ankunft in London gab es nicht nur Begeisterung, sondern auch Gegenstimmen. So

schrrieb der Dichter Lord Byron, dass Elgin Athen ruiniert habe. Trotz der erregten Debatte erwarb das British Museum später die Marmorskulpturen und am 8. August 1826 wurden diese dorthin verbracht. (110) Mit der Anerkennung Griechenlands als selbstständiger Staat im Jahr 1832 wurde Otto zum König ernannt, der aus Bayern stammende Sohn Ludwigs des Ersten. Wenige Jahre später begannen die Forderungen nach Rückgabe der Skulpturen, doch diese blieben in London. »In England stimulierten sie zwar nicht zu großer Kunst, aber sie veränderten unser Verständnis der alten Kunst der Griechen.« (111)

Jenkins kommt zu dem Ergebnis: »Eindringende oder wandernde Europäer stimulierten die Wertschätzung für vergangene Kulturen sowohl innerhalb des jeweiligen Landes wie im Ausland. In der Folge füllten sich die Museen in Europa mit diesen Artefakten. [...] Aus heutiger Sicht ist es keine Frage, dass die Militärinterventionen damals fragwürdig wenn nicht grundfalsch waren. [...] Viele gingen davon aus, dass es ‚ihre‘ Artefakte seien und nahmen sie mit nach Europa oder Amerika, wo Antiquitäten oft genutzt wurden, um politische Projekte voran zu bringen oder Führer zu legitimieren. Diese Handlungen erscheinen uns heute mindestens zweifelhaft.« (121) Zu bedenken sei aber auch, dass wir wegen der Ausgräber und Eindringlinge heute etwas über diese alten Kulturen wissen. (122)

Die Monumente und Skulpturen wurden aus ihrem Originalkontext entfernt und können dadurch öffentlich in Ausstellungen bewundert werden. Allen gemeinsam ist: »They were not made for museums.« (122) Sammeln bedeutet notwendigerweise, dass Artefakte oder Teile davon zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort vom einen Ende der Welt entnommen, in eine eigene Sphäre verbracht und dort erhalten werden. »Diese Separierung entfernt Objekte aus ihrem Originalgebrauch, um sie dann in einen weiteren, reicheren Beziehungsrahmen zu verbringen: Das ist die Besonderheit von Museen.« (123)

»Cases of Loot« (124)

»Das Verbringen von Artefakten nach Rom spielte eine wesentliche Rolle bei der Zurschaustellung militärisch-politischer Triumphe. Die Schätze wurden im Forum Romanum öffentlich gezeigt.« (125) Plündern war Teil der römischen Kriegsführung, und schon damals gab es Kritiker dieser Praxis. Erhalten ist die Rede von Marcus Tullius Cicero (106–43 v. u. Z.) zu den Plünderungen des Gaius Verres (114–43 v. u. Z.).

Neueren Datums sind die Kunstraubzüge Napoleons. Im Jahr 1794 wurde die Plünderung von Gemälden aus belgischen Museen damit gerechtfertigt, dass »die Meisterwerke am Sitz der Freiheit residieren« sollten. Zweitens sei »Paris die Hauptstadt von Kunst und Kultur« und drittens wurden frühere Beispiele zitiert, »als Plündern die Belohnung für den Sieg war.« (129) Nach damaligem Verständnis galt: »This was not looting, it was legal seizure.« (129) So unterzeichnete Napoleon Verträge mit den Besiegten, in welchen die Übergabe von Kunstwerken geregelt war. Dies wurde als Reparationszahlung für die Kriegskosten betrachtet. Auch hier gab es in Frankreich Proteste von Intellektuellen, die nach dem Italienfeldzug in einem Brief an das Direktorium des Musée Napoléon gegen die Mitnahme von Antiquitäten protestierten. (133) Als sich das Kriegsglück gedreht hatte, beschuldigte der Museumsdirektor Dominique-Vivant Denon (1747–1825) den Briten William Hamilton (1730–1803), dass er das »damals so genannte Musée Napoléon zerstören wolle, damit das British Museum die beste Sammlung in Europa hätte.« (136)

Im Jahr 1860 kam es im zweiten Opium-Krieg zur Plünderung des Yuanmingyuan, des Alten Sommerpalasts, in Peking. Teile der Beute wurden noch vor Ort verkauft und das Geld wurde unter die Soldaten verteilt. Da französische Militärs die Briten unterstützt hatten, gelangten etliche Stücke nach Frankreich, und ein anderer Teil wurde nach England transportiert. »Viele Objekte wurden Queen Victoria gesandt, wo sie ihren Platz neben anderer Beute aus Siegen des britischen Militärs fanden.« (146)

»Die Geschichte zeigt, dass Plünderungen in Kriegen über viele Jahrhunderte verbreitet waren, aber es hat sich vieles verändert.« (126) In den Haager Konventionen von 1899 und 1907 wurden Statements formuliert, um Kulturgut im Kriegsfall zu schützen. Trotzdem kam es, z. B. im Zweiten Weltkrieg, zu massiven Verstößen gegen diese Regeln: »Nazi-Deutschland und Sowjetrussland beraubten Museen in besetzten Gebieten.« (152) Bis zum Jahr 2014 war die Haager Konvention von 126 Staaten ratifiziert worden, »including in 2009 the USA, but not Andorra, Irland, Philippines, or the United Kingdom.« (152)

PART II

In Teilen der akademischen und der populärwissenschaftlichen Literatur werden die Museen seit einigen Jahren stark kritisiert. Auch die meisten Feuilletonisten fokussieren sich auf Kriegsbeute und Raubkunst. Jenkins

schreibt: »Es ist faszinierend, dass Museen, nicht nur in Bezug auf historische Sammlungspraktiken, sondern auch auf ihre heutige Rolle eine derartige Feindschaft stimulieren. Ich glaube, dass oft vergangene und heutige Praktiken ohne angemessenes Verständnis der signifikanten Veränderungen vermischt werden.« (159) Es sei daher »Zeit sich zu fragen, warum wir heute so viele kritische Statements zum Thema Plündern und Museen hören. Was wird gesagt? Warum? Von wem? Welches sind heute die verborgenen Dynamiken für Repatriierung?« (Jenkins 2018: 160)

»Museum Wars« (163)

»In Opposition zur Aufklärung entwickelte sich Ende des 18. Jahrhunderts eine einflussreiche Bewegung, die den Rationalismus und die Autonomie des Individuums in Frage stellte: die Romantik.« (165) Die Denker der Aufklärung einte die Ablehnung von Vorurteilen und Aberglauben sowie die Annahme, dass Fortschritt durch rationale Argumentation möglich sei. Dagegen sahen die Romantiker die Gefahr der Vernachlässigung menschlicher Empfindungen. »Der romantische Ansatz [...] betrachtete Fortschritt als gefährliche Verdunkelung spiritueller Formen des Wissens und der Kultur.« (167)

Im 20. Jahrhundert wurde das rationale, aufklärerische Denken durch eine Behauptung Max Horkheimers (1895–1973) und Theodor Adornos (1903–1969) signifikant herausgefordert: Rationalismus habe eine Schlüsselrolle bei den Ereignissen gespielt, die zur Entstehung von Konzentrationslagern führten. Seitdem finde sich im Denken der Linken eine Skepsis gegenüber dem Rationalen. (167) Als in den 1950er- und 1960er-Jahren der Glaube an das progressive Potential des Klassenkampfes zu bröckeln begann, entdeckten linke Bewegungen als neue Themen die revolutionären Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Afrikas, den Feminismus und die gesellschaftliche Rolle von Kultur, »um einen gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen.« (168) Sie hinterfragten die bisher üblichen »Arten des Denkens: das Vertrauen in Rationalität, Wahrheit und Fortschritt. So entstand die Grundlage für die intellektuellen Trends des Postmodernismus, Postkolonialismus und der cultural studies.« (168)

Postmodernismus ist ein Ansatz, welcher die Möglichkeit der Erkenntnis bezweifelt und danach fragt, ob Wahrheit möglich ist. Jenkins zitiert den Literaturtheoretiker Terry Eagleton: »Postmodernism is sceptical of truth, unity and progress, opposes what it sees as elitism in culture,

tends towards cultural relativism, and celebrates pluralism, discontinuity and heterogeneity.« (168) Zunächst waren die Museen von diesen Ideen nicht tangiert. Dies änderte sich mit dem Ansatz der »New Museology«, dem Versuch, Museen eine neue Funktion zu verschreiben. In der Folge rückten diese in den Fokus ideologischer Kämpfe, die auf drei Behauptungen basieren: »Erstens: Museen erfüllen Interessen der Mächtigen; zweitens: das Narrativ oder der intellektuelle Rahmen der Museen präsentiert sich als Wahrheit, ist aber weder eine Wahrheit noch die Wahrheit, sondern eine subjektive, von Natur aus voreingenommene Meinung; drittens: Museen und ihre Narrative können Menschen schädlich beeinflussen.« (169)

Ausgehend von seinen Forschungen der 1960er-Jahre, hatte der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1930–2002) behauptet, dass Museen den Interessen der Elite diene. Der Kunsthistoriker John Berger (1926–2017) verwies in seinem 1972 erschienenen Buch »Ways of Seeing« auf die »versteckten Ideologien in Kunstwerken und Galerien.« (170) Die wahre soziale Rolle von Museen und Galerien würde hinter einem Diskurs über Wahrheit, Schönheit und l'art pour l'art versteckt. (171) Diese Behauptungen von Bourdieu und Berger avancierten zur Standardanalyse von Museen: »In akademischen Zirkeln und Museumsstudien etablierte sich als konventionelle Weisheit, dass Museen entstanden, um die soziale Position der Mächtigen zu verstärken, und sie dies bis heute tun.« (172)

In einem weiteren Schritt wurden Museen mit der Zeit des Kolonialismus und westlicher Dominanz verbunden. So ist die Archäologin Sonya Atalay der Meinung, dass Museen, Sammeln, Anthropologie und Archäologie vor allem eins seien: »strongly colonial in nature.« (173) Noch drastischer formuliert es die Museologin Moira Simpson: »viele indigene Völker verbinden mit den westlichen Museen Kolonialismus, kulturelle Unterdrückung, Verlust von Kulturerbe und Tod.« (173) Somit reiche die koloniale Verbundenheit als Grund für eine Repatriierung, ein unrechtmäßiger Erwerb müsse gar nicht nachgewiesen werden. Dem folgend ist die Juristin Catherine Bell der Meinung, dass die »Verweigerung von während der Kolonialzeit erworbenen Objekten eine Fortsetzung kolonialer Unterdrückung« sei. (173) Museen werden bei der Museologin Janet Marstine zu »colonising spaces« mit »evolutionären Hierarchien von Rasse, Ethnizität und Geschlecht, die eine verschlüsselte Agenda enthalten, welche weiße (männliche) Bürger mit imperialer Macht (the self) gegen eroberte Völker (the other) stellt.« (174)

Der Historiker James Clifford meint, dass Museen ihre Sammlungen »dezentrieren« sollten, um mehr »diverse Kunst, Kulturen und Traditionen« einzubeziehen. Dies hätten, so Jenkins, die Museen schon lange getan. »Was Clifford zu meinen scheint, ist, dass die Kuratoren aufhören sollten, die Sammlungen zu kuratieren und, dass sie diese Aufgabe besser den jeweiligen Kulturen überlassen sollten, die – in einem intellektuellen und moralischen Sinne – rechtmäßige Eigentümer der Objekte seien.« (175) Die Museen sollten nach Cliffords Meinung als Kontaktzone agieren und Beziehungen mit »Communities« pflegen. (175)

Da im Museum die Besucher angeblich von den Mächtigen dominiert und geschädigt würden, wollen die Kritiker dieses von Grund auf verändern. Tony Bennett, ein Museumstheoretiker, war so weit gegangen, Museen als Gefängnisse zu beschreiben. (177) Darauf erwiderte James Cuno, Kunsthistoriker und Präsident des J. Paul Getty Trust: »Ist dies Ihre Erfahrung in einem Museum? [...] Fühlen Sie sich manipuliert durch eine höhere Gewalt, den herrschenden Eliten ihrer Stadt oder gar des Staates?« (177) Untersuchungen zeigen, dass Museen vor allem von Vertretern der Mittel- und Oberklasse besucht werden. (176) Was auch immer »die bewussten oder unbewussten Ambitionen von Museumsmitarbeitern sein mögen, so haben doch die Besucher ihre eigene Meinung: Sie hinterfragen und interpretieren Ausstellungen und Darstellungen.« (177) Jenkins meint daher, es könne nicht davon ausgegangen werden, dass die Ausstellungsnarrative, mit denen die Objekte präsentiert werden, einfach übernommen würden. Vielmehr (ver-)forme der Besucher die Pläne und Absichten der Kuratoren mit seiner Wahrnehmung und seinen Kenntnissen. Dies führe auch zu Neu- und Fehlinterpretationen. Nichts sei endgültig, abgeschlossen oder final. Die Objekte seien in Beziehung mit anderen Quellen zu interpretieren und mit unseren Gedanken und Fragen verbunden. »That is why museums will continue to be relevant for generations to come.« (179)

Es sei »keine Frage, dass viele Menschen Trost und Ruhe in Museen erfahren, dass sie alle Arten von Gefühlen erleben, wenn sie die Objekte betrachten. [...] Abhängig von unserer Stimmung, haben wir verschiedene Erfahrungen. [...] Begegnungen mit Artefakten erheben uns über den Alltag, sie helfen uns zu vergessen. [...] Die Wirkung eines Artefaktes ist nicht vorhersehbar und messbar; und dies bedeutet, dass es schwierig ist, es politisch zu missbrauchen, selbst wenn es gewollt wäre.« (184) »Wenn die Menschen eine Institution besuchen [...] bringt jeder seine eigenen Gedanken, sein Verständnis und seine Vorstellungen mit.

Besucher sind keine leeren Behälter, die darauf warten mit vorgefertigten Gedanken und Ideen gefüllt zu werden.« (231)

Wegen dieser Fehlinterpretation sei das Museum »zu einem Ort des politischen Aktivismus geworden, einem Platz an welchem Probleme der Gesellschaft behandelt werden.« (182) So hat die Museumsvereinigung des Vereinigten Königreiches in einem Dokument zur Zukunft der Museen (»Museums Change Lives«) ausgeführt, dass diese »zur Stärkung von Gemeinschaften beitragen [und] eine faire und gerechte Gesellschaft schaffen« könnten sowie die »geistige und physische Gesundheit verbessern, die Arbeitsfähigkeit steigern und marginalisierten Teilen der Gesellschaft helfen sich als Staatsbürger« zu integrieren. (183) Der Literaturtheoretiker Terry Eagleton komme hingegen zu dem Ergebnis, dass der »Versuch, Kultur zur Lösung fundamentaler Widersprüche zu nutzen, unausweichlich fehlschlagen wird.« (184)

(Der Autor erinnert in diesem Zusammenhang an den o. g. Optimismus von J. S. Buckingham im Jahr 1834, der die englische »working class« mit Museen, Theatern etc. vom Trinken abhalten wollte. Der Erfolg war bis vor kurzem jedes Wochenende nach dem Besuch englischer Fussballstadien zu bewundern. Erst ein chinesisch-stämmiges (?) Virus veränderte 2020 – für kurze Zeit – diese englische Tradition.)

Der Historiker Steven Conn kommt zu dem Ergebnis: »Die Vertreter der Museum Studies fordern von den Museen politische Buße und Wiedergutmachung für die Sünden des Kolonialismus und des Kapitalismus [...]. Manchen erscheint dies zu links, anderen nicht links genug; die Fakten realer Politik bleiben dadurch jedoch unverändert.« (185) Jenkins schließt daraus, dass die Aktivisten in ihrer Fokussierung auf Kultur »in einer Sackgasse verschwunden [sind], wo Kämpfe hauptsächlich über Sprache, Bilder und Repräsentation stattfinden.« (185) Das habe zu einer wichtigen Veränderung in der Wahrnehmung geführt:

»Das Museum erlebte eine Bedeutungsverschiebung vom Kulturtempel zum Debattenforum.« (190) Dadurch seien »Kulturinstitutionen mit der Verantwortung [belastet], Lebensbedingungen zu verbessern, wobei sie kaum Möglichkeiten haben, dies in der nötigen Weise zu tun.« (185) Diese Veränderung habe Jurist Stephen Weil so beschrieben: »from being about something to being for somebody.« (185) Diese geänderte Idee bezüglich der gesellschaftlichen Rolle von Museen sei »einer der Gründe, warum die Institution sich heute auf weniger festem Boden befindet. Ihr historisch-konzeptionelles Fundament ist destabilisiert.« (186) Museen seien umkämpft und als Konsequenz davon defensiv geworden. (193)

Die in diesem Zusammenhang gestellten Fragen ähneln denjenigen der Restitutionsdebatte: »Wem gehört Kultur? Wer entscheidet, was in Ausstellungen gezeigt wird? Welche gesellschaftliche Rolle haben kulturelle Institutionen?« (191) Indem das Museum zu einem Ort derartiger Kontroversen wurde, eskalierten auch die Forderungen nach Repatriierung. Diese würden »von den Museen verstärkt und sogar angeregt« (186): »Some of the loudest voices calling for changes in museums and their role have been museums professionals.« (194) Es wird bislang übersehen, dass einige der prominentesten Fürsprecher von Restitutionsen aus der Museumswelt selbst kommen.

»Who owns Culture?« (202)

In Griechenland lebende Bildhauer schufen den Parthenon-Fries um 350 v. u. Z. Nach London kam ein Teil desselben im 19. Jahrhundert (als sich niemand dafür interessierte) aus einem Gebiet, das damals vom Ottomanschen Reich beherrscht wurde, welches die Mitnahme genehmigte. Athen war damals »eine Sklaven haltende Gesellschaft und diese Sklaven halfen beim Bau des Parthenon.« (213) Vor diesem historischen Hintergrund stellt sich die Frage: »Wem gehören diese Objekte? Wohin gehören sie?« (207)

Die Idee einer kausalen Beziehung zwischen den Artefakten alter Zivilisationen und den heute im jeweiligen Staatsgebiet lebenden Menschen sowie »der exklusiven Beziehung einer bestimmten Nationalidentität und identitätsstärkender Objekte, beschränkt sich nicht auf Aktivisten oder Regierungen, sie wird auch von Akademikern und im internationalen Recht vorgetragen.« (210) Sie argumentieren, dass »diese Identität besonders und exklusiv sei, dass der Besitz von Artefakten die Identität stärkt, und diese zurückgegeben werden sollten, weil dieses Volk eine Beziehung zu seinen Objekten hat, die kein anderes haben« könne. (207 f.) Jenkins wendet ein, dass »niemand heute alte Kultur in einer Weise erfahren [kann] wie die Menschen, die sie schufen. Mit deren Tod verschwand der originale Blick auf die Artefakte.« (217) Außerdem seien »keine Kultur und kein Volk jemals durch die Geschichte hindurch konstant gleich« gewesen. Wer eine »antike Vergangenheit und eine Nation der Gegenwart miteinander verbindet«, ignoriert ihr zufolge »Jahrhunderte von Invasionen, wechselnden Grenzen und der Vermischung von Völkern.« (213)

Jenkins zitiert den Philosophen Kwame Anthony Appiah, der sich mit dem Kulturerbekonzept befasst hat, das typischerweise in Restitutionsdebatten genutzt wird:

»Was heißt es genau, dass etwas zu einer Gruppe, einem Volk gehört? Das meiste Kulturerbe Nigerias entstand bevor der moderne Staat Nigeria existierte. Wir wissen nicht, ob die Nok-Terrakotten (800 v. u. Z. bis 200 n. u. Z.) von Königen oder gewöhnlichen Menschen beauftragt wurden. Wir wissen nicht, ob die Menschen, die sie machten und diejenigen die dafür bezahlten, dachten, dass sie dem Königreich, einem Menschen, einer Lineage oder den Göttern gehörten. Eines wissen wir jedoch sicher; sie stellten diese nicht für Nigeria her.« (215) Appiah kommt zu dem Ergebnis: »Nigeria's material culture no more 'belongs' to the people of present-day Nigeria than to anyone else.« Was jedoch nicht bedeute, dass »eine Gruppe oder ein Volk nicht eine besondere Bindung zu kulturellen Artefakten ihrer Region haben kann.« (216) Sein Anliegen sei es »den einseitigen Charakter der Argumente zu zeigen, die – speziell von Politikern und Aktivisten – verwendet werden, um den eigenen Eigentumsanspruch zu unterstützen.« (216) Das Problem, z. B. von Mali, sei nicht, dass Mali zu wenig Kunst aus Mali habe, sondern dass Mali nicht genug Geld hat. (183)

Aktivisten unterstellen identitätsstärkende Eigenschaften kultureller Artefakte, diese enthielten die nationale Identität von Gruppen. Jenkins ist skeptisch und meint, dass die »Artefakte zwar bestimmte Ideen enthalten und ausdrücken können«, es aber unwahrscheinlich sei, dass sie speichern könnten, »wer wir sind«. Dies sei besonders dann der Fall, »wenn die zu stärkende Identität schon fragil ist oder sich aufgelöst hat. Der Blick in die Vergangenheit, um heutige Identitätszweifel zu lösen, verleitet nur dazu, heutige Unsicherheiten in die Vergangenheit zu projizieren.« (216) Ein weiterer Aspekt der Idee, dass Dinge Identität speichern könnten, sei, dass »du nur ‚deine‘ Kultur mögen und verstehen kannst oder solltest, und das andere Kulturen nicht für dich sind.« (216) Daraus ergibt sich für Jenkins die Frage, wer diese Ansprüche an Objekte formuliert und wem sie heute nutzen. Artefakte »sind manchmal Schachfiguren in politischen Agenden, die entweder aus inländischen Gründen oder für diplomatische auswärtige Zwecke gespielt werden.« (219) »The work of the museum is characterized as being in the service of ‚cultural diplomacy‘« (227)

Der von Jenkins zitierte James Cuno geht davon aus, dass Kultur dynamisch sei und sich stets verändere. »Nationale Regierungen ignorieren dies [...] und setzen Primat vor Reinheit: alte Herkunft und ungebrochene Identität. Aber das ist nur Politik.« Warnend verweist er darauf, dass sich »in der Vergangenheit nationalistische Gefühle und rassistische Gedanken in Ideologien verhärteten, die in Angst vor und Hass gegen die Anderen wurzelten.« (224)

Wer heute eine Rückgabeforderung stellt, kann sich der Aufmerksamkeit der Medien sicher sein. Damit ist nicht nur der Erfolg eines Anspruches, sondern auch der Akt des Forderns wichtig, denn dies sei »auch eine Möglichkeit die Bedeutung der heutigen Türkei, Griechenlands und Chinas zu zeigen.« (223) Jenkins geht davon aus, dass wir »die Lösung für heutige Konflikte nicht in den Museen finden« werden. (233) Das Starren auf historische Objekte verhindere den angemessenen Umgang in aktuellen Konflikten: »It obscures the current reasons behind clashes of interest and ideology.« (233)

Die Erwartungen an Museen und historische Objekte seien zu groß und wohl nicht zu erfüllen. So könnten die »Elgin Marbles« zwar »nach Athen in ein Museum gebracht werden, das einen entsprechenden Platz für sie hat« (243), aber sie könnten nie wieder in der Zeit zurückreisen, »an ihren Originalplatz im Parthenon auf der Akropolis.« Auch sieht »keine der Figuren heute noch so aus, wie sie einst erschaffen wurden; sie waren farbig bemalt und vergoldet, mit Metallgürteln auf den Figuren und Zaumzeug an den Pferden – also nicht blank und weiß, wie sie heute sind.« (241)

»The Rise of Identity Museums« (251)

Eine Folge der Idee, dass historische Objekte gleichsam genetische Erinnerungen speicherten bzw. die kulturelle Identität eines Volkes enthielten, ist die Annahme, dass nur die jeweiligen Indigenen deren Geschichte erzählen könnten und sollten: »Nur, Native Americans‘ können die Geschichte von ‚Native Americans‘ erzählen, die Maori die der Maori und die Gruppen australischer Aborigines ebenso.« (264) Damit werden die Fragen wichtig: »Wer ist indigen? Wer entscheidet dies? Und auf welcher Basis?« (264) Kritisiert wurde an diesem Entwurf, dass es ein panindianischer Ansatz sei, der alle Indianer in einen Topf werfe, obwohl es heute mehr als 600 registrierte Stämme gebe. Jenkins stellt darauf die Fragen: »Wie viele und welche Stammesmitglieder werden benötigt, um den traditionellen Weg als gültig zu autorisieren? Was ist mit denen, die nicht zustimmen? Und was ist mit denjenigen, die dies als interne Opposition nicht wollen?« (264)

Bei verständlichen Motiven seien diese neuen Identitätsmuseen auf mehreren Ebenen beunruhigend. »Zunächst ist da der Vorschlag, dass Geschichte und Artefakte nur von jemand mit einer bestimmten genetischen Herkunft oder Religion richtig erforscht und verstanden werden können.« (265) Die Idee, dass »Wissen und Wahrheit auf Blut und Glauben

gründet, lässt Denkweisen über Menschengruppen wiederaufstehen, die Alarmglocken bei denen auslösen müssten, die Museen als eine Möglichkeit betrachten, um Rassismus zu bekämpfen.« (265) Ein derartiger Ansatz schaffe Barrieren zwischen Menschen und Artefakten: »It advances the idea of impenetrable differences between fixed identities.« (265) Die Entwicklung von Wissen könne nicht gelingen, wenn das Recht, Geschichte zu rekonstruieren und zu erzählen auf der Basis ethnischer Zugehörigkeit zugewiesen würde. Das Streben nach Wahrheit und das Verständnis der Vergangenheit müsse für jeden offen sein, unabhängig von seiner Klasse, seiner Ethnie oder seinem Geschlecht: »So können Fragen erkundet und alte Formen von Autorität herausgefordert werden.« (265)

Einige Kuratoren argumentieren, dass die Konsultation indigener Gruppen uns mehr über die historischen Objekte erzählen könne. Natürlich können Indigene viel neues hinsichtlich der Herstellung, Verwendung und der Bedeutung vermitteln, wenn die traditionellen Zusammenhänge noch Teil ihres Alltages sind. »Es wäre seltsam, nicht mit ihnen zu diskutieren. Aber es ist ein Unterschied, die finale Autorität an Personen auf der Basis ihrer kulturellen Wurzeln zu delegieren.« (265) Jenkins verweist darauf, dass der freie Zugang von Wissenschaftlern und der Öffentlichkeit eingeschränkt sei. Geheime Zirkel entscheiden, wie die Objekte zu präsentieren sind und ob sie gezeigt werden dürfen. Heilige und zeremonielle Stücke sind dann nur noch bestimmten Personen zugänglich – meist Männern. Die Kunsthistorikerin Ruth Phillips bezeichnet dies als Zensur, denn die klassischen Methoden von Forschung werden ausgehebelt: »sie untergraben die Idee des universalen Zugangs zu Wissen.« (266) Jenkins schreibt: Das Entfernen von Objekten aus Ausstellungen und der restriktive Zugang für Wissenschaftler sei heute allgemeine Praxis. »Infolgedessen gibt es weniger zu sehen, weniger, worüber man etwas erfahren, und weniger, wovon man lernen kann.« (266)

Beispielhaft erwähnt sie ihren Besuch des National Museum of the American Indian (NMAI) in Washington, D.C. In den Ausstellungen gebe es viele generelle Statements über Native Americans, aber »zu den ausgestellten Objekten fanden sich nur minimale Informationen.« (268) Über die Menschen, welche diese hergestellt und verwendet haben, sei ebenso wenig zu erfahren gewesen wie über die Stücke selbst. Die Kritik, dass die Ausstellungen banal und verklärend seien, sei vielfach geäußert worden. Ed Rothstein, Kunstkritiker der New York Times, schrieb: »In einem romantischen Nebel porträtiert das Museum eine un-

mögliche, friedliebende, harmonische, homogene und idyllische Welt vor Ankunft der Weißen – eine Vision mit deutlich weniger Details und Verständnis als sie das alte naturhistorische Museum einst verfügbar machte.« (268)

Über die Mitarbeiter des NMAI sagte der Anthropologe Robert McCormick Adams (1926–2018), »dass er das alte Bild des Museums als Tempel mit seiner abgehobenen, sich selbst genügenden Priesterschaft abgelehnt« habe. Aber hier entstünde eine neue Priesterschaft nach ethnischen Auswahlkriterien. Es würden nur alte gegen neue Vorurteile und historische gegen moderne Mythen getauscht. »That is not a step forward for anybody.« (272 f.)

»Atonement Making Amends for Past Wrongs« (274)

Es wird, so Jenkins, angenommen, dass die Repatriierung von Objekten an den Ort ihrer Herkunft die eroberten Völker für die Verbrechen der Kolonialisierung entschädigen könne. So seien z. B. der Historiker Elazar Barkan und der Politikwissenschaftler Richard Vernon der Meinung, dass materielle Kultur geeignet sei, um historische Ungerechtigkeit neu zu verhandeln. Die Rückgabe eines Objektes sei Teil eines Prozesses der Anerkennung und der öffentlichen Klärung der Vergangenheit, wodurch sich die beidseitigen Beziehungen verbessern würden. Da sei zum einen der Wert des Objektes für seinen ursprünglichen Besitzer. Zum anderen beende der Akt der Rückgabe die Dominanz einer Seite über die andere. Die Rückgabe könne also dabei helfen, die Vergangenheit zu reparieren. (274) Der Kommentar von Jenkins ist kurz und knapp: »But can it—or should it?« (275)

Die Idee sei nicht neu, sie habe seit den 1980er-Jahren Zulauf. (275) Trotz der aktuellen Popularität sei das Konzept der Restitution jedoch kaum analysiert und nicht das Ziel empirischer Forschung. Dadurch blieben viele Fragen unbeantwortet: »Was bedeutet das Artefakt und warum tauchte es in einem bestimmten historischen Moment auf? Welche Kräfte und Interessen sind heute am Werk? Warum findet dieser Prozess gerade jetzt statt? Welche Belege gibt es für die Forderungen? Und vor allem: Ist die Rückkehr von Artefakten wirklich ein geeignetes Mittel, um historische Ungerechtigkeiten zu verhandeln?« (276)

Barkan habe festgestellt, dass »regierende Politiker vermehrt ihre Aufmerksamkeit darauf richten, welche Fehler durch ihren Staat in der Vergangenheit begangen wurden«. (279) Er folgert daraus, dass sich die heutigen Eliten von Restitu-

tionen »moralische Glaubwürdigkeit erhoffen, indem sie einen Kontrast zu den anrühigen Taten ihrer Vorgänger herstellen.« (283) Die politische Philosophin Jean Bethke Elshtain (1941–2013) nannte derartige Verbeugungen politischer Führer und Institutionen »contrition chic (Reue-Chic), einen Schnäppchenkeller-Weg, um Öffentlichkeit, Sympathie und sogar Absolution zu gewinnen, die sich dann auf ganze Nationen ausdehnt.« (283) Jenkins gibt zu bedenken, dass »Reparationen und Entschuldigungen auch dazu genutzt werden können, um heute Notwendiges nicht zu tun.« (283) Sogar wenn wir davon ausgehen, dass heutige politische Eliten von ihrer Restitutionsrhetorik profitieren, wäre damit nicht zwingend verbunden, dass auch die Opfer etwas gewinnen. Es würde davon ausgegangen, dass sich »Repatriierung, Restitutionen und Reparationszahlungen positiv für die Opfer historischer Fehler auswirken. Es wird angenommen, dass die Menschen in den Ländern, wohin die Objekte restituiert oder wohin Reparationen gezahlt werden, davon profitieren. Aber diese Annahme verdient auch eine Überprüfung.« (282)

Die heutigen Briten und ihre Institutionen – so wird gesagt – seien für das Leid der vom British Empire eroberten und unterworfenen Völker verantwortlich, und sie sollten daher eine Bereitschaft zur Kollektivschuld für die Sünden des Imperialismus entwickeln. Für Jenkins ist dies ein unangenehm-beunruhigendes »Echo früherer rassistischer Diskurse, welche die Vorstellung eines biologischen Erbes moralischer Eigenschaften propagierten und die Verantwortung von Populationen und Gruppen für die Taten ihrer Vorfahren« postulierten. Außerdem wendet sie ein, dass so die »überaus wichtige Beziehung zwischen Taten und Verantwortung erodiert, indem Menschen ermutigt werden die Vergangenheit für heutige Schwierigkeiten haftbar zu machen, statt sich den Problemen der Gegenwart und der Zukunft zu stellen.« (285 f.) Die Aktivisten würden sich auf »Restitution und die Anerkennung von Schaden fokussieren anstatt das Leben zu gestalten, das sie gern führen würden.« (282) Es sei aber wichtiger, die »Aufmerksamkeit darauf zu richten, was sein soll und nicht darauf, was war. Der Transfer von Objekten und die restriktive Kontrolle von Geschichtsinterpretationen durch einige Gruppen wird die gegenwärtigen Probleme nicht lösen: Dies überschattet die Probleme und lenkt von der Suche nach Lösungen ab.« (289)

Die identitäre Neuschreibung von Geschichte habe klare Grenzen: »Wenn Geschichte nur von den Opfern geschrieben werden kann, oder wenn sie neu geschrieben wird, damit diese sich besser fühlen, wird es keine Geschichte sein. [...] Außerdem, wo würden solche Aktionen enden? Und wer ent-

scheidet?» Geschichte sei lang und unordentlich. »It is always more complicated than the goodies versus the baddies.« (287) In der Vergangenheit wurde stets Unrecht begangen, aber dieses könne nicht ‚repariert‘, sondern nur studiert und verstanden werden. Die Fixiertheit auf Museen und ihre ‚Beute‘ habe zur Folge, dass wir uns nicht »mit den tiefer liegenden Kräften von Krieg, Kolonialisierung und Imperialismus befassen.« (289)

Auch würden durch die Betrachtung der Objekte unter den Aspekten der Tragik und der Schuld deren ursprüngliche Bedeutungen und Zwecke nicht mehr wahrgenommen. »Dies behindert unsere Wertschätzung der Artefakte: was diese für ihre Hersteller und Besitzer bedeuteten, und was sie über den Moment ihrer Entstehung sagen.« (289)

»Burying Knowledge. The Fate of Human Remains« (290)

Als US-amerikanische Anthropologen, Archäologen und Museen in den 1980er-Jahren erstmals die Rückführung von Skeletten, Schädeln etc. diskutierten und erste Projekte inszeniert wurden, »zeigten die meisten Stämme nur minimales Interesse und die Museen hatten einen schweren Job, die Communities dafür zu interessieren.« (312) Barbara Isaac, Kuratorin des Peabody Museums, dokumentierte, dass »von 117 an Stämme versandte Schreiben 80 unbeantwortet blieben. Unter denen die antworteten, waren 12 der Meinung, dass sie nicht bereit seien, aktiv zu werden. Letztendlich konnte das Museum mit drei Stämmen Konsultationen zur Repatriierung beginnen.« (313)

Die geringe Begeisterung der Native Americans entsprach zwar nicht dem Aktivismus der Museumsmitarbeiter, aber sie schafften es trotzdem, ihr Thema zu etablieren. »Human remains« würden »eine geheiligte Authentizität suggerieren« (309) und seien, schreibt Jenkins, zu Symbolen eines Schadens geworden, von dem geglaubt würde, dass Museen diesen verursacht hätten. (317) Die Anthropologin Katherine Verdery habe eine Reihe von Gründen genannt, warum »Human remains« als Symbole so geeignet seien. Sie seien konkret, trotzdem vielfältig, hätten keine eindeutige Bedeutung und seien offen für die verschiedensten Interpretationen. (309) Diese Mehrdeutigkeit sei für diejenigen hilfreich, welche sie als Symbole nutzen, da sie manipuliert werden können. Zudem haben tote Körper und deren Bestandteile einen weiteren großen Vorteil, sie reden nicht mehr: »Es können ihnen Worte in den Mund gelegt werden.« (309)

In den USA trat 1990 ein Gesetz in Kraft, das Native American Graves Protection and Repatriation Act (NAGPRA). In den folgenden Jahren erwies sich ein komplexes Problem als unlösbar: »das Schicksal der Überreste, die nicht einem der staatlich anerkannten Stämme zugeordnet werden konnten.« (305) Laut den Archäologen/Anthropologinnen Chip Colwell-Chanthaphonh, Rachel Maxson und Jami Powell handelte es sich immerhin um die Überreste von mehr als 115.000 Individuen und um fast eine Million Grabbeigaben: »[They] have sat on museum shelves in legal purgatory.« (305) Fegefeuer ist ein sehr emotionales Wort und die Wahl zeige, schreibt Jenkins, die Haltung der Anthropologen: die Selbstverpflichtung zum proaktiven Handeln. So kamen die Mitarbeiter zu dem Ergebnis, dass sie die ethische Pflicht hätten das Schicksal dieser Überreste aufzuklären, auch wenn es dafür keine gesetzliche Verpflichtung gäbe. (305) Sie verbrachten, finanziert durch mehrere staatliche Stipendien, drei Jahre damit, die nicht zugeordneten Überreste in Museumssammlungen zu sortieren, und versuchten Stämme ausfindig zu machen, die irgendwie mit diesen verbunden sein könnten und ihnen dankbar die Stücke abnehmen würden. Zur Aufklärung wurden auch mündliche Überlieferungen und Stammeslegenden einbezogen. Diese sind nicht unbedingt zuverlässiger als wissenschaftliche Methoden und können also nicht ohne weiteres als Herkunftsnachweis dienen. Aber es gebe, meint Jenkins noch weitere Probleme. »Die Repatriierungsansprüche basieren auf Ideen biologischer und kultureller Abstammung, die annehmen, dass wir eine Gruppe mit der anderen biologisch oder kulturell verbinden könnten. Aber menschliche Populationen sind über die Zeit nicht so miteinander verbunden; sie sind flüssiger als es diese Strukturen erlauben würden. Die Vorstellung von stabilen Gruppen und kultureller Kontinuität über mehrere hundert Jahre oder gar Tausende von Jahren ist nicht stichhaltig.« (305)

Die Anthropologin Elizabeth Weiss dokumentierte die Kosten, welche die Auswirkungen von NAGPRA auf ihre Arbeit hatten. Es würden nun große Summen dafür ausgegeben um festzustellen, was sich in Museen befände und abgegeben werden könnte. Dieses Geld fehle für Neuerwerbungen, Veränderungen in den Ausstellungen, Vermittlung und Führungen etc. Und die Archäologin Amy Dansie stellte fest, dass zehntausende Stunden ihres Lebens in den letzten neun Jahren verschwendet wurden: »NAGPRA work is sucking day after day, year after year, out of our careers.« (308) Der erschreckendste Aspekt von »repat-

riation and reburial« sei laut Elisabeth Weis: »*the loss of scientific freedom.*« (308)

Einige Museumsdirektoren und -kuratoren scheinen ihre Besucher nicht mehr verstehen zu wollen. So ließ der damalige Direktor des Manchester Museums, Nick Merriman, im Jahr 2010 einige Vitrinen ägyptischer Mumien abdecken und stellte der Öffentlichkeit die Frage: »*Welches ist die respektvollste und angemessenste Art diese auszustellen?*« (317) Die Empörung der Besucher führte dazu, dass das Museum nach wenigen Monaten die Mumien wieder unverhüllt zeigte. Der Kurator des Petrice Museums of Egyptian Archaeology in London, Hugh Kilmister, untersuchte in einer Studie, ob die Museen in der Frage von »Human remains« übermäßig sensibel agierten. (317) Seine Interviews mit Besuchern ergaben, dass 82,5 % der Meinung waren, dass den Museen erlaubt sein sollte, menschliche Überreste auszustellen in »*wie auch immer sie es für angebracht hielten.*« (318) Trotz des Interesses und des Vertrauens der Öffentlichkeit sei Kilmister zu folgendem Ergebnis gekommen: »*die Ausstellung von und der Umgang mit menschlichen Überresten mussten sich ändern.*« (318)

»Concluding Thoughts« (319)

»*Weil Museen ein guter Ort sind, um interessante historische Objekte zu präsentieren und zu verstehen.*« (324)

Es sei aus dem Blickfeld geraten, schreibt Jenkins, was Museen können, während gleichzeitig explizit erwartet werde, dass sie mehr leisten, als ihnen möglich sei. Das Repatriierungsproblem sei nicht einfach nur ein Argument: »*Im Kern betrifft es die Idee was ein Museum ist und wofür es da ist.*« (322) Besonders in den vergangenen 40 oder 50 Jahren seien die Museen auf destruktive Art und Weise herausgefordert worden: »*Sie wurden sowohl als Ursache wie auch als Lösung aller Art sozialer Krankheiten präsentiert.*« (322) Dies habe zu einer grundlegenden Krise der Autorität von Museen geführt, während gleichzeitig eine Politisierung von Kultur stattgefunden habe. »*Das Museum wird nicht mehr als ein neutraler sondern als ein bedrohlicher Raum betrachtet. [...] Die mehr und mehr ernst genommenen, lauter werdenden Anschuldigungen über Fehlverhalten in der Vergangenheit und Forderungen, dass Artefakte einer Gruppe und nicht einer anderen gehören, führten dazu, dass wir immer weniger über die Objekte hören, die ja eigentlich im Zentrum der Auseinandersetzung stehen, und über die Menschen, welche diese schufen und gebrauchten.*« (322)

Die gegenwärtige Beschäftigung mit »grubby stories«

sei so stark geworden, dass diese »*sowohl eine Bedrohung für die Institution Museum darstellen, als auch für unser Verständnis vergangener Zivilisationen.*« (323) Bei diesen Schmuttelgeschichten handele es sich um die Frage, wie Artefakte dorthin gelangten, wo sie sich heute befinden, um die Idee, dass nur bestimmte Kulturen mit ‚ihren‘ Artefakten verbunden seien, sowie um den Glauben, dass sich durch die Rückführung von Objekten die schädliche Wirkung des Imperialismus reparieren oder heutige Konflikte beeinflussen ließen. »*Politische Herausforderungen können nicht durch die Manipulation von Objekten überwunden werden. Derartige Versuche sind naiv und werden eine schädliche Wirkung auf unser Verständnis und unsere Wertschätzung von Kultur und Geschichte haben.*« (323)

Jenkins schreibt, dass »*wir uns von einem Verständnis kultureller Institutionen – und der Vergangenheit – [...] abwenden müssen, das unsere sehr realen heutigen Probleme lösen möchte, weil Museen, Objekte und Geschichte hierfür nicht geeignet sind. Ich würde lieber die Kämpfe für eine bessere Gegenwart und Zukunft außerhalb der Museen sehen, mit realistischeren Erwartungen hinsichtlich der Schätze der Vergangenheit und der Museen, in denen sie sich befinden.*« (324)

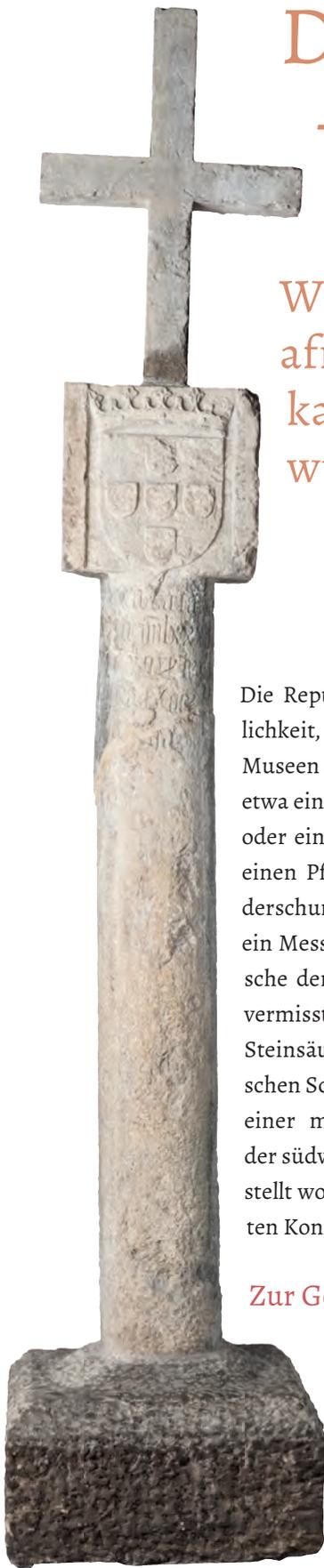
Es gebe in den Museen so vieles, was unsere Neugier wecken könne, »*aber zu viele haben den Blick für den simplen Zweck von Museen verloren, zu erforschen und auszustellen, was uns Artefakte über die vergangenen Zivilisationen erzählen können, um andere Völker, ihr Leben und ihre Schöpfungen zu verstehen. Die Zukunft für Museen sollte eine sein, welche Objekte, Forschung und die allgemeine Öffentlichkeit ins Zentrum stellt.*« (323)

»*The mission of museums should be to acquire, conserve, research, and display the collections to all. That is all and that is enough. At present, the debate over objects and museums is too much about us, what culture could do for you and me today. It is not enough about them and then. The object should be at the centre of the museum, not you and me. The questions that should be at the heart of the museums are these: who came before us; how did they live; what did they believe, what did they make, how did they make it; and what did these treasures mean?*« (324)

Andreas Schlothauer

Die Säule von Cape Cross – ein Geschenk unter Freunden

Wie eine Säule aus Portugal an die Küste Südafrikas gelangte, von dort nach Deutschland kam und von Berlin nach Namibia verbracht wurde



Die Republik Namibia hatte die Möglichkeit, genau ein Objekt in Berliner Museen auszusuchen, und wählte nicht etwa eine Kette aus Straußeneierschale oder einen Holzlöffel der Herero bzw. einen Pfeil und Bogen oder einen Lederschurz der San (Buschmänner) oder ein Messer der Ovambo oder eine Peitsche der Nama. »Am schmerzlichsten vermisst« wurde eine mittelalterliche Steinsäule, die von einer portugiesischen Schiffsbesatzung im Jahr 1486 an einer menschenleeren wüsten Stelle der südwestlichen Küste Afrikas aufgestellt worden war: das Zeugnis des ersten Kontaktes mit Europa.

Zur Geschichte der Säule

Auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien unternahm der portugiesische Kapitän Diogo Cão (1440?–1486?) zwischen 1482 und 1486 zwei Fahrten entlang der Westküste Afrikas, und auf der zweiten Reise gelangte sein Schiff in das südliche

Drittel des Kontinentes. Damals war es üblich, Wappensäulen aus Kalkstein (*padrões*) mit sich zu führen und an bislang unbekanntem Küstenabschnitten aufzustellen, als Zeugnis dafür, dass Schiff und Mannschaft hier gewesen waren, falls diese – was häufig geschah – spurlos in den Weiten der Meere verschwinden sollten. Ein Zeichen für die seefahrende portugiesische und europäische Konkurrenz: »Wir sind bis hier gekommen.«

Die deutsche Übersetzung der Inschrift (Latein und Portugiesisch) lautet: »Seit der Erschaffung der Welt sind 6684 Jahre vergangen und seit der Geburt Christi 1485, da hat der erhabenste und allerdurchlauchtigste König Johann der Zweite von Portugal den Befehl gegeben, dass dieses Land entdeckt und dann dieser Padrão durch Diego Cão, Ritter seines Hauses, hier errichtet werde.« (Witt 2019: 11)

Im Jahr 1884 deklarierte das deutsche Kaiserreich unter Wilhelm I. und Reichskanzler Otto von Bismarck einen Teil der späteren Kolonie »Deutsch-Südwestafrika« zum »Schutzgebiet«. Der stark verwitterte und schräge, halb im Sand versunkene Rest der Steinsäule wurde 1893 von der Mannschaft des Kreuzers »Falke« gefunden und als zu erhaltendes Denkmal wahrgenommen. Er gelangte auf einem Dampfer nach Wilhelmshaven. Ab 1894 befand sich die Säule in »der historischen Sammlung der kaiserlichen Marine-Akademie« in Kiel und 1895 ließ »Kaiser Wilhelm II. eine in Form und Größe identische, jedoch aus Granit gehauene Säule am nun Kreuzkap (Cape Cross) genannten Ort errichten.« (Witt 2019: 11) Diese trug einen Reichsadler

Abb. 1 Steinsäule von Cape Cross mit preußischer Basis und Kreuznachbildung

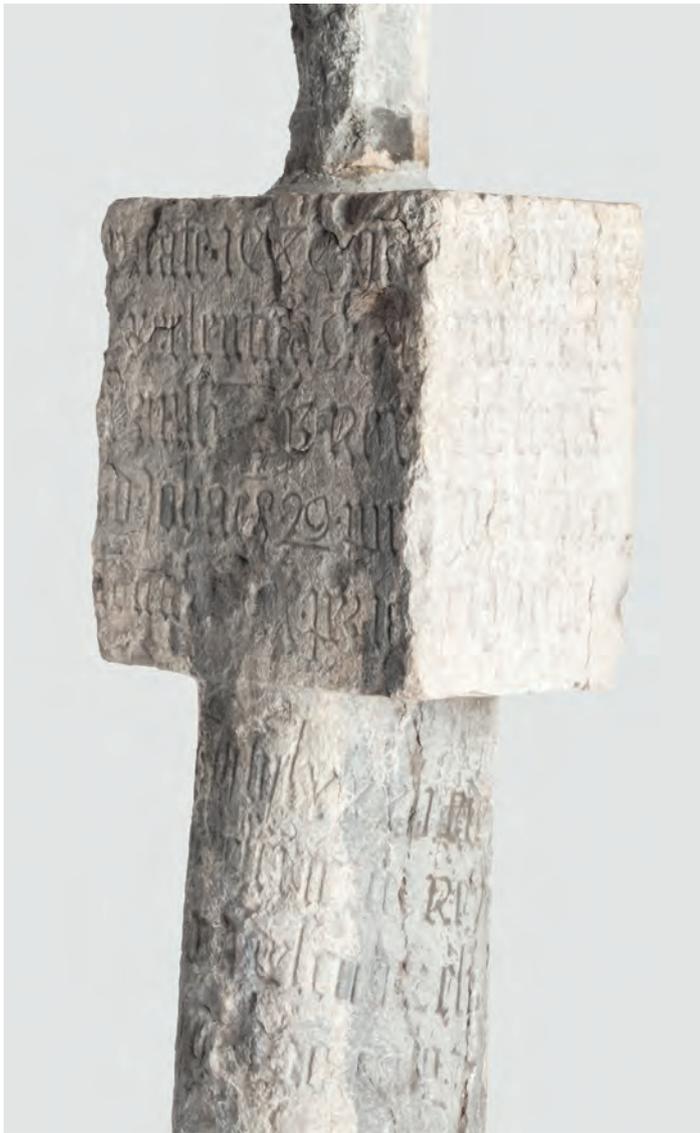


Abb. 2 Inschrift auf der Steinsäule

als Wappen und eine zusätzliche Inschrift: »Auf Befehl seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, Wilhelm II., im Jahr 1894 an Stelle der ursprünglichen im Laufe der Jahre verwitterten Säule errichtet.« (Witt 2019: 11) Im Jahr 1968 wurde diese wilhelminische Steinsäule von Namibia zum Nationaldenkmal erklärt und 1974 restauriert. Eine Kopie kam in das Swakopmund Museum in Namibia.

Die portugiesische Steinsäule gelangte 1901 nach Berlin und wurde dort als Teil der Reichs-Marine-Sammlung im neu gegründeten Institut und Museum für Meereskunde gezeigt. Damals wurde sie wesentlich verändert, denn sie erhielt »einen neuen Steinquader als Basis und eine Kreuznachbildung zur Bekrönung.« (Witt 2019: 11) Als 1944 eine Bombe den damaligen Ausstellungsort traf, wurde

Das Deutsche Historische Museum in Berlin (DHM)

Anlässlich der 750-Jahr-Feier der Stadt Berlin wurde das Museum im Herbst 1987 in West-Berlin mit der Aufgabe gegründet, die deutsche Geschichte im internationalen Zusammenhang darzustellen. Es soll ein Ort der Aufklärung und Verständigung über die gemeinsame Geschichte von Deutschen und Europäern sein.

Die Steinsäule gehörte einst zu den Sammlungsbeständen des Museums für Deutsche Geschichte, dem wichtigsten historischen Museum der DDR, das von 1952 bis 1990 bestand. Seit dem Jahr 2006 war die Säule Teil der Dauerausstellung des DHM.

das Kreuz unter den Trümmern begraben und erst »1953 von Mitarbeitern des Museums für Deutsche Geschichte geborgen«. (Witt 2019: 11) Die 3,5 Meter hohe und etwa eine Tonne schwere Säule wurde restauriert und im Museum für Deutsche Geschichte der DDR im Zeughaus ausgestellt: sie war »das zentrale Exponat zum ‚Entdeckungszeitalter‘ in der Epochenabteilung ‚Feudalismus‘.« (Witt 2019: 11) Zum 500. Jahrestag der Errichtung des Originals wurde am Cape Cross 1986 – zur Zeit der DDR – eine originalgetreue Kopie aus lokalem Stein (Dolerit) eingeweiht.

Sowohl die portugiesische Steinsäule als auch die Wilhelminische Nachbildung hatten mindestens in Deutschland und in Namibia eine gewisse öffentliche Bekanntheit erreicht. Von beiden Stücken waren in Namibia Kopien vorhanden.

Am 1. Juni 2017 übermittelte die Republik Namibia eine diplomatische Note, in welcher »die Bundesrepublik Deutschland zur Rückgabe der Säule vom Cape Cross aufgefordert« wurde. (PM DHM, 17. Mai 2020) Dies führte zu dem Beschluss des Kuratoriums des Deutschen Historischen Museums am 16. Mai 2019, »die Wappensäule vom Cape Cross an den namibischen Staat zurückzugeben.« (PM DHM, 17. Mai 2019) Unbemerkt von der Öffentlichkeit wurde das Stück im August 2019 in Berlin verpackt und nach Namibia verschickt; von gemeinsamen Festlichkeiten Deutscher und Namibier bei der Abreise oder bei der Ankunft ist nichts bekannt.



Abb. 3 Raphael Gross

Interview mit Raphael Gross (19. August 2020) Direktor des Deutschen Historischen Museums (DHM)

»Das war ein Ausnahmefall an Klarheit.«

K&K: Wann erreichte die Anfrage Namibias das DHM und wer war ab diesem Zeitpunkt beteiligt?

Gross: In einer diplomatischen Note vom 1. Juni 2017 hatte sich die Republik Namibia an das deutsche Auswärtige Amt gerichtet und dieses zur Rückgabe der Säule aufgefordert. Schon im Juni des Vorjahres hatte es einen Besichtigungstermin im DHM mit dem damaligen Botschafter Namibias, Andreas Guibeb, gegeben. Die Säule war seit 2006 Teil der Dauerausstellung und stand dort – was ich interessant fand – im Kontext »Entdeckung der Welt«, also nicht im Teil über Kolonialismus.

Die Note wurde an Monika Grütters, Staatsministerin für Kultur und Medien, weitergereicht und gelangte schließlich zu mir als DHM-Stiftungspräsidenten. So war der zeitliche Ablauf. Wenige Wochen nachdem ich hier angefangen hatte, war die Situation: »Ok, was machen wir jetzt?« Nach einer ersten Überlegungsphase sagte ich mir: »Das ist ja eigentlich eine Riesenchance für das DHM darüber nachzudenken, was für ein Format man für solche komplizierte politisch-moralisch-historische Fragen wählt.«

Ich hätte einfach einen Justitiar beauftragen können, der sich im Haus ein Jahr zurückzieht, alle Quellen studiert und dann ein Rechtsgutachten erstellt, aber mir war relativ bald klar, dass es keine rein juristisch zu lösende

Zur Person:

Raphael Gross wurde 1966 in Zürich geboren. Er studierte Geschichte, Philosophie und Literatur in Zürich, Berlin, Bielefeld und Cambridge. 1997 wurde er an der Universität Essen mit einer Dissertation zu Carl Schmitt promoviert. Von 2001 bis 2015 war er Direktor des Leo Baeck Instituts in London, von 2007 bis 2015 zugleich Direktor des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt/Main. Zwischen 2006 und 2015 leitete er das dortige Jüdische Museum. Von April 2015 bis 2017 war Gross Direktor des Simon-Dubnow-Instituts für Jüdische Geschichte und Kultur e.V. sowie Inhaber des Lehrstuhls an der Universität Leipzig. Seit April 2017 ist er Präsident der Stiftung Deutsches Historisches Museum.

Sache ist. Sondern eben auch eine, in der es um Fragen von historischer Gerechtigkeit im weitesten Sinne geht. Die Idee war dann die Veranstaltung eines international und interdisziplinär angelegten Symposiums mit Museumswissenschaftlern, Historikern, Ethnologen, Politikern, Philosophen, Ethikern und Juristen aus afrikanischen Ländern, Portugal, Deutschland und Europa.

Wir haben alle Informationen zusammengestellt, die wir zu der Säule hatten. Die Provenienz war ja nicht umstritten, im Gegenteil, sie war glasklar. Die Frage war, wie mit dem Rückgabeersuchen aus Namibia vor dem Hintergrund der deutschen Kolonialgeschichte umzugehen ist.

Es wird gern übersehen, dass eine geklärte Provenienz noch keine Klarheit darüber mit sich bringt, welches Handeln ethisch, politisch und moralisch angebracht ist. Am Fall der Säule sieht man, dass dies überhaupt nicht der Fall ist.

K&K: War die Entscheidung zur Übergabe einstimmig?

Gross: Das 15-köpfige Kuratorium der Stiftung DHM besteht aus je fünf Mitgliedern des Deutschen Bundestags, der Bundesregierung und der Bundesländer. Als Präsident der Stiftung habe ich dem Kuratorium einen Vorschlag vorgelegt. Der rechtsgültige Beschluss war im Mai 2019 einstimmig, also ohne Gegenstimme. Das hat mich gefreut, weil es zeigt, dass unser Prozess und unsere Diskussion so breit und öffentlich geführt wurde, dass man sozusagen das Wesentliche im Vorfeld debattiert hat.

Natürlich gab es während der Sitzung noch einmal eine Diskussion. Der Beschluss war dann wie folgt: »Das Kuratorium der Stiftung DHM erkennt die herausgehobene Bedeutung an, die die Säule von Cape Cross für die Menschen in

Namibia besitzt und welchen Beitrag sie zum Verständnis der Geschichte Namibias vor Ort leisten kann. Das Kuratorium beschließt ohne Anerkenntnis einer Rechtspflicht, die Säule von Cape Cross an die Republik Namibia herauszugeben. Die unentgeltliche Herausgabe der Säule von Cape Cross wird durch das nach § 105 BHO zur Entscheidung berufene Kuratorium gemäß § 63 Abs. 3 Satz 3 BHO ausnahmsweise zugelassen, da ein dringendes Bundesinteresse sowie ein dringendes Interesse der Stiftung vorliegt. Denn die Herausgabe dokumentiert die Übernahme historischer Verantwortung, sich differenziert mit der deutschen Kolonialgeschichte zu beschäftigen sowie die Anerkennung der Bedeutung der Säule von Cape Cross für die kulturelle Identität der Republik Namibia, und befördert den partnerschaftlichen Dialog zwischen Deutschland und Namibia.»

K&K: Handelt es sich um eine Restitution oder um eine Übergabe?

Gross: Im Beschluss des Kuratoriums heißt es ausdrücklich Übergabe und nicht Rückgabe, um die komplizierten historischen Zusammenhänge zu kennzeichnen. Es gab keine völkerrechtliche Grundlage für den Beschluss. Es gab also keinen juristisch begründeten Zwang: »Wir müssen das zurückgeben.« Es handelt sich um eine moralisch-politische, breit diskutierte Übergabe und die Gründe sind ethische, sie basieren auf Überlegungen zur historischen Gerechtigkeit.

Außerdem wollte die Republik Namibia nur dieses eine Objekt. Es wäre eigenartig gewesen, ausgerechnet dann »Nein« zu sagen.

K&K: In welcher Weise war Portugal einbezogen?

Gross: Zum Symposium haben wir portugiesische WissenschaftlerInnen eingeladen und natürlich auch Vertreter der Botschaft Portugals. Es fanden Abstimmungen zwischen dem Auswärtigen Amt und Portugal statt. Mir ist keine offizielle Äußerung aus Portugal bekannt geworden, die besagt hätte: »Wir wollen die Säule haben.« Da es von dort kein Interesse gab, stellte sich die Frage nach einer möglichen Restitution an Portugal nicht.

K&K: Wurde eine Kopie der Säule für das DHM angefertigt?

Gross: Meines Wissens gab es schon vorher eine Kopie in Berlin. Wir haben eine digitale Aufnahme anfertigen lassen, sodass es jederzeit möglich ist, eine Kopie zu machen. Wir werden weiterhin überlegen, wie wir in der neuen Dauerausstellung, die wir momentan konzipieren, den bisherigen Ort der Säule markieren. Eine Kopie

fände ich dort nicht ideal. Interessant ist für uns als DHM ja nicht das Objekt, sondern dessen Geschichte.

Wir erzählen in unserer Dauerausstellung nicht die Geschichte der portugiesischen Entdeckungsfahrten. Das ist nicht unsere Aufgabe als Deutsches Historisches Museum. Aber im Kontext unserer Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus erhalten das Objekt und seine Geschichte eine Bedeutung. Dazu gehört ab jetzt auch die Diskussion um Restitution, historische Gerechtigkeit und die Übergabe an die Republik Namibia. Für mich wäre daher interessanter, diese Diskussion abzubilden, als jetzt einfach eine möglichst präzise Kopie hinzustellen.

Natürlich könnte ich oder einer meiner Nachfolger jederzeit sagen, jetzt wollen wir das wieder machen, aber im Moment haben wir es nicht vor. Fast interessanter wäre für uns eine Kopie der Wilhelminischen Säule, denn diese könnte einen unmittelbaren Zusammenhang zur deutschen Kolonialgeschichte im heutigen Namibia herstellen und wäre genau Teil unseres Auftrages als DHM.

K&K: Waren gemeinsame Projekte mit Namibia nach der Übergabe geplant bzw. wurde darüber diskutiert?

Gross: Für letztes Jahr war eine Fortsetzung des Symposiums geplant und wir hatten die ReferentInnen schon eingeladen. Das konnte dann aus verschiedenen Gründen nicht stattfinden. Auch dieses Frühjahr klappte es leider nicht, aber wir werden ganz bestimmt das Gespräch weiterführen und das Symposium nachholen. Für uns war immer klar, dass diese Übergabe mit unserer Auseinandersetzung rund um das Thema des deutschen Kolonialismus zusammenhängt.

Es ist wichtig, dass wir mit Museen und Medien der Republik Namibia die Diskussion verstetigen und intensivieren, denn vieles versteht man erst, wenn man mit einander im Gespräch ist.

K&K: Gab es während des Symposiums Stimmen, die für einen Verbleib des Stückes in Deutschland plädierten? Wenn ja, welches waren die Argumente dafür?

Gross: Ich könnte jetzt niemanden benennen, der gegen eine Übergabe war. Der Hintergrund des Völkermordes an den Herero und Nama spielte eine große Rolle in der Diskussion. Für die koloniale Vergangenheit sollte eine historische Verantwortung übernommen und diese Bereitschaft öffentlich dokumentiert werden. Das DHM ist eine nicht ganz unbedeutende Institution. Wenn wir sa-

gen, wir übergeben das Stück, dann wird das auch als Geste wahrgenommen.

Es gab Einzelne, die von einer Idee des »shared heritage« ausgingen. Aber man kann das Stück nicht einfach alle paar Jahre zirkulieren lassen. Die Säule ist aus Kalkstein, eine Tonne schwer, fragil und besteht aus drei Teilen, die mit Bolzen verbunden sind. Bei der Tagung habe ich auch meine Bedenken geäußert, dass so eine Zirkulation zu Streitereien führen könnte, die man nicht haben will. Das mag eine schöne Idee sein, aber sie ist – im Interesse des Objekterhaltes – nicht sehr realistisch.

K&K: Was ist Ihr persönliches Resümee?

Gross: Es war von Anfang klar, das habe ich schon in meiner Einleitung während des Symposiums gesagt, dass ein Resultat nicht an dem Abend oder diesem Tag festgelegt würde. Bei uns im DHM gibt es ja nicht diese Ängste zum Thema: »Oh, dann verlieren wir unsere Sammlung. Wenn wir das zurückgeben, dann ist ja alles verloren.« Das war eine einmalige Diskussion. An diesem Beispiel habe ich gelernt, dass es schwierig ist, einen sehr speziellen Fall zu verallgemeinern.

Die Zeit und Energie, die wir in diese Diskussion und die Suche nach einem geeigneten Format gesteckt haben, hat sich gelohnt. Es war wichtig, um aus dieser Falle herauszukommen: »Wir müssen das behalten. Wir werden angegriffen und müssen uns juristisch wappnen.« Diese Debatte war gut, um offener nachzudenken. Sie zu führen, war für unser Haus wichtiger, als dass irgendein Objekt irgendwo in einem Depot bleibt oder an einem falschen Ort in der Dauerausstellung steht.

Unsere Aufgabe ist die Förderung historischen Verstehens und Urteilens und nicht das sich Anketten an möglichst viele Dinge. Wir haben eine Sammlung, die etwa eine Million Objekte umfasst. Wenn wir über jedes Objekt eine so spannende und große Diskussion führen würden, hätten wir unseren Stiftungszweck sehr gut erfüllt.

K&K: Gibt es weitere Objekte im Bestand des DHM, für die eine Rückgabanfrage besteht?

Gross: Es gibt keine. Aber wenn sie fragen würden, ob es Objekte im Bestand des DHM gibt, bei denen wir selbst nicht sicher sind, ob die Provenienz so ist, dass wir die rechtmäßigen nicht nur Besitzer, sondern auch Eigentümer sind, dann könnte ich natürlich nicht sagen: »Nein, es gibt keine.« Deshalb wurden bei uns gerade zwei feste

Stellen für Provenienzforschung geschaffen. In einer Sammlung unserer Größenordnung mit rund einer Million Objekten ist das notwendig, denn sehr vieles ist nicht dokumentiert und wir wissen dann nicht, woher die Sachen sind. Auch in der Ausstellung zeigen wir ganz offen, dass wir in der Provenienzfrage bei vielen Stücken unsicher sind.

Bei völkerkundlichen Objekten arbeiten wir mit den Kolleginnen des Ethnologischen Museums in Dahlem zusammen. Wir haben z. B. Pfeile, die über das Leipziger Grassi-Museum zu uns gelangten. Wir wissen noch nicht einmal, von welchen Ethnien diese sind. Die zuständigen Ethnologen in Dahlem sind auch keine Waffenexperten, die wissen das auch nicht.

Wir als historisches Museum stellen vor allem Objekte aus, die nicht zum Zeigen geschaffen wurden, auch deshalb ist die Frage der Provenienz immer sehr zentral. Wenn ich einfach einen schönen Hut dahinstelle und nicht sagen kann, wer ihn getragen hat und aus welchem Kontext er kommt, dann sind wir kein historisches Museum, sondern z. B. ein Kunstgewerbemuseum.

Aber auch wenn die Provenienz bekannt ist, hat man noch lange nicht die ethisch-moralischen Fragen geklärt. Dann beginnt die Diskussion erst und das wird ganz oft übersehen.

K&K: Wie war ihre Zufriedenheit mit der Medienberichterstattung?

Gross: Wir hatten ein unglaubliches, fast weltweites Medienecho. Es wurde sehr breit berichtet, gerade im internationalen Kontext. Ich weiß nicht, ob den Journalisten klar war, dass wir – meines Wissens – die ersten waren, die ein so offenes Format gewagt haben: öffentlich über ein zentrales, ausgestelltes Objekt unserer Sammlung zu diskutieren ohne vorher die rechtliche Lage zu definieren.

Die Idee des Symposiums sehe ich quasi als Teil unseres Stiftungszwecks: Geschichte zu zeigen und historisches Denken zu fördern. Dazu gehört natürlich die öffentliche Debatte. Nach meiner Meinung ist, wie man über etwas diskutiert, mindestens so wichtig wie das Ergebnis selbst. Durch das Symposium wurde verständlich, in welchem Kontext in Namibia dieser Teil deutscher Geschichte gesehen wird. Dass dort zum Teil Wunden vorhanden sind und auch Verbindungen. In der Berichterstattung ging es mir zu sehr darum: »Aha, die geben die Säule jetzt nach Namibia.«

Ein Symposium des DHM

»Damit haben wir vielleicht als erstes Museum die Frage nach einem umstrittenen Objekt der Sammlung transparent öffentlich zur Diskussion gestellt.« (Gross 2019: 1)

Der Frage »Was ist historisch gerecht?« widmete sich das DHM am 7. Juni 2018 in einem Symposium »mit namibischen und deutschen Politikerinnen und Historikern, Botschaftern und Juristinnen, Kuratorinnen und Philosophen«. (Gross 2019: 1) Die dort gehaltenen Vorträge sind im 2019 erschienenen DHM-Magazin, »Historische Urteilskraft«, unter dem Titel »Die Säule von Cape Cross – Koloniale Objekte und historische Gerechtigkeit« zusammengefasst. Die neun Referenten kamen aus Botswana (1), aus Namibia (3), aus Deutschland (3), aus Österreich (1) und aus dem Vereinigten Königreich (1).¹

Die Juristin Sophie Schönberger äußert sich in ihrem Beitrag »Die Säule von Cape Cross und das Völkerrecht« allgemein zu rechtlichen Fragen und der Philosoph Lukas H. Meyer befasst sich mit »Gerechtigkeit zur rechten Zeit: Philosophische Betrachtungen zur Rückgabe des *padrão*«. Zwei Beiträge behandeln die Themen Museumsgeschichte und Kolonialismus; der eine ist von Winani Thebel-Kgwatalala (»Geteiltes Erbe oder Rückgabe? Vom Umgang mit kolonialen Objekten«) und der andere von Francisco Bethencourt (»Koloniale Objekte – aufgezwungen, angeeignet und ausgestellt«). In dem Artikel von Ellen Ndeshi Namhila geht es um die Tagebücher eines Nama-Anführers (»Von kolonialer Kriegsbeute zum Weltokumentationserbe: Hendrik Witboois Tagebücher«) und in dem Text von Jeremy Sylvester um einen etwa handtellergrößen Stein, der im 19. Jahrhundert von einem finnischen Missionar gesammelt wurde (»Museumsobjekte, Erinnerung und Identität in Namibia«). Bei Letzterem finden sich Überlegungen, in welches namibische Museum die Steinsäule passen würde. Der dritte Wissenschaftler aus Namibia, Dag Henrichsen, befasst sich mit der mündlichen Überlieferung der afrikanischen Bevölkerung Zentralnamibias zum Fundort: »Cape Cross? Afrikanische Ortsgeschichte_n«. Der Beitrag von Rainer Lingenthal zum Thema »Out of Afrika – and back? Ein Kommentar« ist so wenig konkret, dass nicht ganz klar wird, wozu er sich äußert.

In der Diskussion »Koloniale Objekte und historische Gerechtigkeit« mit Meyer, Thebele-Kgwatalala, dem Politiker Ruprecht Polenz und dem Historiker Sebastian

Conrad findet sich eine Bemerkung, die in den o. g. Beiträgen nicht enthalten ist: »Also ich freue mich über den beeindruckenden Konsens hier im Raum, aber wir dürfen auch nicht vergessen, dass wir hier [...] sozusagen in einer Blase agieren.« (Conrad 2019: 52) Wenn sich bei einem Symposium alle einig waren, dann wurden Diskussionen unterlassen und widersprechende Argumente nicht gesucht. Die Folge ist ein bestenfalls einseitiges Ergebnis.

Insgesamt widmet sich nur eine Seite dem Objekt und seiner Geschichte (Witt 2019: 11) sowie ein Beitrag der indigenen, mündlichen Überlieferung zum Ort. Alle anderen Texte erwähnen die Steinsäule mit wenigen Worten oder gar nicht, behandeln dafür aber um so ausführlicher die Themen Museumsgeschichte, Sammeln, Kolonialismus und historische Gerechtigkeit.

Recht oder historische Gerechtigkeit?

Die Juristin Sophie **Schönberger** stellt fest, dass »das Recht in erster Linie ein Instrument darstellt, um Konflikte der Gegenwart zu lösen. [...] Für Konflikte um die Wiedergutmachung kolonialen Unrechts führt dies zu der Situation, dass die Vorgänge aus der Kolonialzeit in der rechtlichen Perspektive auch heute zunächst an den Maßstäben der Kolonialzeit zu messen sind.« (2019: 29) Es stellen sich dadurch zwei Fragen: zum einen, ob »heutige Maßstäbe [...] auch auf lange zurückliegende Sachverhalte« angewendet werden können; zum anderen, »welche Form der Wegnahme von Kulturgütern überhaupt zu einem Rückgabeanspruch führen kann.« (2019: 30 f.) Wenn die erste Frage bejaht wird und ein »Kulturgut mithilfe von Drohungen oder der Anwendung von Gewalt geraubt wurde« (2019: 31), dann könne – aus heutiger Sicht – ein »Unrechtszusammenhang« (re)konstruiert werden. Deutlich schwieriger sei »die Situation aber etwa zu beurteilen, wenn das Kulturgut durch Tauschhandel erworben oder, wie im Fall der Säule von Cape Cross, im Wesentlichen ohne Interaktion schlicht mitgenommen wurde.« (2019: 31) Sie kommt zu dem Ergebnis: »Solange der Gesetzgeber nicht handelt, mag es vielleicht Einzelfallentscheidungen geben, die zu Rückgaben kolonialer Objekte führen.« (2019: 31)

Der Philosoph Lukas H. **Meyer** schlägt einen »vergangenheitsorientierten und einen zukunftsgerichteten Ansatz« vor. Bei ersterem gehe es um »ausgleichende Gerechtigkeit« und bei dem zweiten »um die Realisierung der legitimen gerechtigkeitsbasierten Interessen der Namibier an ihrer Geschichte und Kultur«. (2019: 22) Die vergangenheitsorientierte Betrachtung ergebe, dass »Überlegungen der aus-

gleichenden Gerechtigkeit keine Basis für die Forderung Namibias nach Rückgabe des *padrão* darzustellen« scheinen. (2019: 23) Denn als die deutsche Schiffsbesatzung diesen 1893 mitnahm, »fragte offenbar niemand nach der Legitimität [...] eines solchen Handelns und niemand hielt die Aneignung für unrechtmäßig oder falsch.« (2019: 23) Da mit diesem Ansatz kein Rückgabeanspruch begründbar ist, spekuliert Meyer im Rahmen des »zukunftsgerichteten« Ansatzes: »Die Deutschen entfernten den *padrão* unter ungleichen Bedingungen. [...] Sie unternahmen nicht einmal den Versuch herauszufinden, ob die Bevölkerung dieses Gebietes irgendein kulturelles oder historisches Interesse an dem *padrão* hatte. [...] In jedem Fall baten die Deutschen die dort lebenden Menschen nicht um die Erlaubnis, den *padrão* entfernen zu dürfen, und er wurde weder käuflich erworben noch gegen etwas anderes getauscht.« (2019: 23)

Es sei kurz an die Realitäten im Jahr 1893 erinnert. Aufgefunden wurden die Reste einer Steinsäule europäischer Herkunft. Das Lesen der Aufschrift erforderte Sprachkenntnisse (Latein, Portugiesisch). Die Fundumstände ließen keine zeitgenössische Nutzung als Kultstätte erkennen und die Säule stand in einem sehr dünn besiedelten Gebiet. Wer hätte dort zu einem europäischen Objekt unklarer Herkunft und unklaren Alters befragt werden sollen? Weder damals noch in den Jahrzehnten nach dem Abtransport wurde von der ortsansässigen Bevölkerung ein Interesse behauptet oder berichtet: »Die afrikanische Überlieferungsgeschichte schreibt dem *padrão* in Cape Cross keine Bedeutung zu.« (Henrichsen 2019: 42)

Das Entfernen des *padrão* sei – laut Meyer – »ein Schlüsselereignis am Beginn der deutschen Kolonisierung Südwestafrikas« gewesen und habe »am Beginn eines brutalen und ausbeuterischen Regimes [gestanden], das zum ersten Völkermord führte, begangen von Deutschen und im Namen des deutschen Staates. Vor diesem Hintergrund ist die Forderung Namibias ihn als bedeutsames kulturhistorisches Objekt zu rückzuerhalten, von starker symbolischer Bedeutung.« (2019: 24) Es sei »wenig sinnvoll, die Diskussion über die Legitimität und moralische Berechtigung der Forderungen nach Rückgabe des *padrão* von der Bewertung der Kolonialverbrechen zu trennen.« (2019: 25) Die Aneignung durch die Deutschen könne »als ein Element und Ausdruck des systematischen strukturellen Unrechts gesehen werden, welches der einheimischen Bevölkerung diese Gebietes widerfahren ist.« (2019: 24)

Gleichen Inhaltes, aber etwas weniger dramatisch, ist die Begründung des namibischen Botschafters in Deutschland, Andreas B. D. Guibeb: »Das Steinkreuz spielt

eine wichtige Rolle bei der Aufarbeitung unserer Geschichte [...]. Die Rückkehr des originalen Kreuzes ist für uns ein wichtiger Schritt dabei, mit unserer von Demütigungen und systematischen Rechtsverstößen geprägten kolonialen Vergangenheit Frieden zu schließen.« (PM DHM 17. Mai 2019)

Meyer und Guibeb (v)erklären die Steinsäule zu einem Symbol, welches geschichtliche Ereignisse des 15. und des 19./20. Jahrhunderts miteinander sowie mit der Gegenwart verbinden könne. Ein Philosoph hätte an dieser Stelle mindestens zwei Fragen stellen müssen: Ist eine derartige Verkettung über Jahrhunderte in einem Objekt möglich? Welchen Sinn ergibt eine solche Konstruktion heute und wessen Interessen werden damit bedient?

Wenn eine Steinsäule der 1480er-Jahre zum Symbol des weltweiten europäischen Kolonialismus ernannt wird, dann ist das mehr als gewagte philosophische Spekulation, das ist entweder Unsinn, ein Glaube oder eine Ideologie: Hier scheint es Letzteres zu sein. Meyer genügt ein »Kontext für die Forderung nach Rückgabe«, gebildet von europäischem und deutschem Kolonialismus sowie der »noch nicht abgeschlossenen politischen Aufgabe der Dekolonisierung.« (2019: 22) Er impliziert eine Generationen übergreifende Schuld: die »Idee der symbolischen Rückgabe« ziele auf die »Pflichten der Nachkommen gegenüber früheren Generationen, denen als Individuen oder als Angehörige bestimmter Bevölkerungsgruppen Unrecht widerfahren ist.« (2019: 23)² Die Rückgabe des *padrão* würde »heutige Namibier [...] unterstützen, die sich im Rahmen symbolischer Wiedergutmachungsmaßnahmen für die verstorbenen Opfer des Kolonialismus engagieren.« (2019: 22)

Meyer geht von Kontinuität aus, doch wer sind die jeweiligen Nachkommen?

Deutschland war seit 1918 auch ein Auswanderungsland mit der Folge, dass ein Teil der »Nachfahren« des deutschen Kaiserreiches das Land verlassen hat. Und wer sind die in Deutschland verbliebenen »Deutschen« heute? Etwa ein Viertel bis ein Drittel sollen Migrationshintergrund haben – trifft auch diese Menschen eine Schuld der Kolonialzeit? Oder müssen wir zur Feststellung individueller Kollektivschuld jeweils den Anteil deutscher Gene ermitteln? Wäre diese international bei allen Auswanderern festzustellen, dann auch in Israel? Ohne dass es Meyer bewusst wäre, haben seine Gedanken einen rassistischen Kern, denn zum deutschen Staatsbürger wird nur noch ein Teil der Bevölkerung durch Geburt. Auch durch die Entscheidung für Sprache, Land und Lebens-

mittelpunkt kann ein deutscher Personalausweis erworben werden.

Namibia hat heute etwa 2,63 Millionen Einwohner: »Ovambo« (49,8 %), »Kavango« (9,3 %), »Damara« (7,5 %), »Herero« (7,5 %), »White« (6,4 %), »Nama« (4,8 %), »Caprivian« (3,7 %), »San« (2,9 %) und »Baster« (2,5 %). (worldpopulationreview.com, »Namibia«, 25. April 2019) Die größte Bevölkerungsgruppe (Ovambo) war, ebenso wie Teile der San und Damara, nicht vom deutschen Kaiserreich kolonisiert. Die Herero und Nama stellen heute etwa 12,3 % der Bevölkerung des Staates Namibia, somit ist die Gleichung Namibier = Herero/Nama falsch. Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass seit dem Ende der deutschen Kolonialherrschaft in der Republik Namibia auch Nachfahren der »Täter« (White) und der »Opfer« (Herero, Nama) friedlich zusammen lebten und leben.

Meyer beruft sich auf keine repräsentative Befragung, die festgestellt hätte, was »Namibier« wünschen, trotzdem weiß er: »Namibia und die Namibier haben ein Interesse daran, von den Nachfahren ihrer Kolonisatoren und dem Nachfolger des kolonisierenden Staates als Gleichwertige und respektvoll behandelt zu werden.« (2019: 24) (Wer möchte nicht respektiert und als gleichwertig behandelt werden?) Er nimmt eine paternalistische Haltung ein, die häufiger bei Wissenschaftlern, Journalisten und Aktivisten zu finden ist, die über wenig oder keine eigenen Erfahrungen durch Aufenthalte im jeweiligen afrikanischen Land verfügen. Ihnen gemeinsam ist, dass sie (ungefragt) gut gemeinte Ratschläge an die jeweilige Bevölkerung bzw. Regierung abgeben und (selbsternannt) ‚für diese sprechen‘. Das hat einen wesentlichen Nachteil: Es handelt sich um Wünsche bzw. einseitige Konstruktionen von Gegenwart und Vergangenheit mit zweifelhaftem Realitätsgehalt. Meyer geht sogar so weit, Regierungsinstitutionen der Republik Namibia in Frage zu stellen, die durch Wahl ins Amt gelangten, wenn er die Frage stellt, wer berechtigt sei, »die Interessen der heute in Namibia lebenden Menschen zu vertreten.« (2019: 25) Seiner Meinung nach besitze »der Staat Namibia womöglich nicht die uneingeschränkte Befugnis, die Forderung nach Rückgabe zu stellen, weil die wohl wichtigsten Opfergruppen die alleinige Autorität des Staates in dieser Angelegenheit nicht akzeptieren.« (2019: 26)

Fehlende Argumente ersetzt Meyer durch eine Empfehlung »pro Rückgabe«, die auf einer Haltung basiert, die keine grundlegenden, pro und contra abwägenden Fragen stellt. Es sei »darüber hinaus auch kein Nachweis dafür erforderlich, dass das Objekt den Vorfahren der heutigen Be-

wohner Namibias unrechtmäßig weggenommen wurde. [...] Für Namibia gilt, dass der *padrão* ein Objekt von ‚kultureller oder historischer Bedeutung ist, das in der europäischen Kolonialzeit entfernt worden ist. (2019: 23) Diesem »Recht auf kulturelle Selbstbestimmung« Namibias entspreche »die Pflicht des Deutschen Historischen Museums oder des deutschen Staates, den *padrão* zurückzugeben.« (2019: 25) Schließlich wäre eine »Rückgabe für die Deutschen nicht besonders belastend.« (2019: 24) »Zudem könnte Deutschland durch die Rückgabe in einen Prozess eintreten, der die Aufarbeitung seiner Vergangenheit als Kolonialmacht zum Ziel hat.« (2019: 24) Denn sonst, so formuliert es Sylvester, könne man »argumentieren, dass Deutschland an Artefakten festhält, [...] weil es sich nicht mit dem Erbe seiner kolonialen Vergangenheit auseinandersetzen will.« (2019: 47)

Übersehen wird dabei, dass der historische Prozess der Aufarbeitung im kaiserlichen Deutschland bereits Ende 1904 begann, im Jahr des Krieges gegen die Herero und Nama. Eine wesentliche Folge war, dass im Jahr 1906 eine Reichstagsmehrheit den beantragten Nachtragshaushalt von 29 Millionen Reichsmark für den Krieg in Deutsch-Südwestafrika verweigerte. Die Kritik kam vor allem von der SPD, dem Zentrum und der polnischen Fraktion. Nach der verlorenen Abstimmung ließ der damalige Reichskanzler Bernhard von Bülow (1849-1929) in Absprache mit Kaiser Wilhelm II. den Reichstag auflösen. Am 25. Januar 1907 kam es zu Neuwahlen, die als »Hottentottenwahlen« in die Geschichte eingingen, da sie eine direkte Folge des Krieges waren und die Kriegsverbrechen auch den Wahlkampf inhaltlich bestimmten. Die Beteiligung war mit 84,7 % die bis dahin höchste. Für die beiden Parteien, die am deutlichsten Position gegen den Krieg bezogen hatten, war die Wahl erfolgreich.

Vor allem nach 1945 begannen Historiker in Deutschland und Namibia, sich mit den Archiven dieser Zeit zu befassen. Die von Feuilletons und Aktivismus geprägte aktuelle Öffentlichkeit zeigt allerdings geringes Interesse am vollständigen Spektrum dieser Publikationen und wenig Lust an konträren Diskussionen.

Der *padrão* von Cape Cross als Symbol europäischer Expansion?

Der Text der steinernen Markierung benennt ein Jahr, einen den Befehl zur Entdeckung gebenden König und den Namen des Kapitäns. Die Suche eines Seehandelsweges nach Indien war die wesentliche Absicht dieser gefähr-

lichen Reise ins Unbekannte entlang der westafrikanischen Küste.

In der Einleitung zum Symposium heißt es: Die Säule »steht als Landmarke für die Navigationserfolge der Neuzeit und den christlichen Missionsgedanken, sie markiert die frühen Besitzansprüche der portugiesischen Krone auf das neu entdeckte Land«. (Buchwald 2019: 10) Es ist mindestens fraglich, ob der in seiner Gegenwart verhaftete Kapitän die kommende »Neuzeit« so voraussehen konnte, wie **Buchwald** dies im Rückblick verkürzt. Ihre Zusammenfassung basiert auf dem Beitrag des Globalhistorikers **Bethencourt**. Derartige Steinsäulen seien »Landmarken« gewesen, »ein Denkmal, um an eine vom Herrscher finanzierte Seereise zu erinnern [...] und zudem ein Zeichen für nachfolgende Europäer.« (2019: 18) Dann beginnt die rückblickende Interpretation: Sie »zeigten den Vorrang sowie die Absicht der Rückkehr an. [...] Die Steinsäulen bedeuteten zwar keine unmittelbare Inbesitznahme, aber sie markierten die Ankunft, auf die – so hofften die Portugiesen – die spätere Besetzung folgen würde.« (2019: 18) Weiterhin meint er, dass die »Verbreitung europäischer Objekte [...] der symbolische Ausdruck des Expansionsprojekts war. Sie wurden eingesetzt, um die Fähigkeit des Erforschens, die Vorrangstellung bei ‚Entdeckungen‘ sowie die Absicht der zukünftigen Besetzung geltend zu machen.« (2019: 17) Und: »Die Portugiesen waren sicherlich darauf bedacht, ihre Rolle als Verbreiter des Evangeliums zu erfüllen [...] Die Säulen waren Ausdruck des allgemeinen Geltungsanspruchs von europäischem Recht und europäischer Religion, den es durchzusetzen galt. [...] Es handelte sich um Akte der Inbesitznahme im Namen Christi.« (2019: 18)

Bethencourts negative Deutung der Christianisierung passt nicht ganz zu der heutigen namibischen Sicht. Hier verkörpere die Säule, schreibt **Sylvester**, »die frühesten Begegnungen mit den Europäern und der neuen Religion, die sie mitbrachten, dem Christentum. [...] Heute ist das Christentum in Namibia allgegenwärtig und so hat das Steinkreuz der Säule jetzt eine Bedeutung, die es für die [...] Küstenbewohner des 15. Jahrhundert [...] noch nicht hatte.« (2019: 47) Zu Bedeutung vermerkt der namibische Historiker **Dag Henrichsen** nüchtern: »Seit Jahrhunderten ist sie [die Säule] in Variationen auf europäischen Karten zu finden, in den historischen Überlieferungen der afrikanischen Bevölkerung Zentralnamibias hat sie jedoch keine Entsprechung.« (2019: 40)

Aus Sicht der einheimischen Bevölkerung von Cape Cross waren die Begegnungen mit den bis in das 19. Jahrhundert ab und an auftauchenden Schiffsbesatzungen eher vom Handel geprägt. **Henrichsen** zitiert in seinem

Beitrag eine in den 1830er-Jahren aufgezeichnete Aussage eines Herero: »Die Frauen verliessen die Männer mit Rindern und wurden in einem Boot auf die andere Seite gebracht, wo weisse Männer, die Hüte trugen, waren; diese Menschen nennen wir Oban [...] Mit den Oban tauschten wir Rinder gegen Eisen zum Anfertigen von Speeren, Kupfer zum Anfertigen von Perlen, und wir erhielten auch Messer und Kalebassen von ihnen. Wir erlaubten den Obans nicht, an Land zu gehen.« (2019: 41)

Bethencourt überlädt die Steinsäule mit falschen Deutungen des 20./21. Jahrhunderts. Der Gedanke, dass die Steinsäule auch Besitznahme und christliche Mission markiere, kann nur als eine These später geborener Interpreten betrachtet werden; die zu beweisen wäre, wenn sie nicht einfach nur geglaubt werden soll. Auf dem *padrão* finden sich keine Worte, die derartige Interpretationen und Spekulationen zulassen. Auch Belege aus Quellen der 1480er-Jahre zitiert Bethencourt nicht, womit er zwar seine Meinung geäußert, nicht aber den Versuch unternommen hat, die damalige Realität abzubilden. Gegen seine Auslegung spricht, dass die Portugiesen dieser Epoche an der westafrikanischen Küste zwar Handel betrieben und als Söldner afrikanischen Herrschern bei deren Eroberungszügen dienten, aber bis ins 19. Jahrhundert keine Besatzungsmacht waren, und dort auch der Name Christi nur kurze Zeit - regional begrenzt und nebenbei - verbreitet wurde. Bethencourts Annahme von »europäischem Recht und europäischer Religion« erscheint angesichts der damaligen Auseinandersetzungen innerhalb Europas und der staatlichen Zersplitterung mindestens erklärungsbedürftig. Und endlich erscheint dieser ins Glorreiche erhobene Akt (»Schlüsselereignis«) ausgerechnet an einer menschenleeren, wüstenähnlichen Küste etwas sinnlos.

Einen weiteren Vorschlag äußert **Sylvester**: »Begrift man das Objekt als immobiles Kulturerbe, dann ist seine Bedeutung [...] mit dem Standort verknüpft, für den es geschaffen wurde.« (2019: 46) Dies war bei Entdeckungsfahrten schlichtweg unmöglich, denn der Portugiese, welcher die Steinsäule herstellte, konnte so wenig wie König und Kapitän wissen, an welcher Stelle diese aufgestellt werden würde: es gab keinen Standort, für welchen ein spezieller *padrão* geschaffen wurde. **Conrad** scheint den Standpunkt von Sylvester aus einem anderen Grund nicht zu teilen: »Man glaubt, ein Objekt gehöre zu einem Ort, zu einer Gruppe, und sei auf ewig unzertrennbar mit diesem Ort, dieser Gruppe verbunden. Dies ist eine essentialistische Sichtweise, die wir in Zeiten von Mobilität und Austausch überwinden müs-

sen.« (2019: 52)

Die Frage – »Wie wird man einem kolonialen Objekt historisch gerecht?« (Buchwald 2019: 10) – kann am Beispiel der Steinsäule nicht beantwortet werden. Wenn es nur eine Landmarke war und diese in einer Zeit vor dem Kolonialismus errichtet wurde, dann ist sie das falsche Objekt um das Thema zu diskutieren. Zunächst müssten die Fragen beantwortet werden, ob es in Afrika 1486 schon Kolonien gab und was dafür oder dagegen spricht, dass dieses Artefakt ein koloniales Objekt gewesen sein könnte. Die Verbindung einer historischen Schuld des kaiserlichen Deutschlands mit den portugiesischen Versuchen einen Seeweg nach Indien zu finden, erscheint zumindest absurd. Dieser Logik folgend, wäre zu behaupten, dass die Platzierung der US-amerikanischen Flagge auf dem Mond ein Akt der Inbesitznahme im Namen des Kapitalismus mit der Hoffnung auf eine spätere Besetzung gewesen sei? (Selbst wenn dies in naher Zukunft der Fall wäre, ist es seit den 1960er-Jahren von niemandem ernsthaft behauptet worden.)

Verständlicher wird das Bestreben, die Säule von Cape Cross in ein Symbol zu verwandeln, wenn berücksichtigt wird, dass diese ein »Teil der anhaltenden internationalen Debatte über den illegalen Handel mit Kulturgut bzw. dessen gewaltsame Umsiedlung in der Kolonialzeit« sei. (Thebel-Kgwatalala 2019: 13)

Historische Artefakte in Museums-sammlungen – koloniale Objekte?

Im jeweiligen Vortragstitel von Bethencourt und Thebel-Kgwatalala ist der Begriff »koloniales Objekt« enthalten, bleibt aber im jeweiligen Beitrag vage. Der Versuch einer Eingrenzung findet sich nur bei **Bethencourt**: ein »koloniales Objekt« sei »erstens [eines ...], welches von den Europäern als Symbol oder Instrument ihrer Herrschaft an einen anderen Ort gebracht wurde, zweitens [...] das europäische Forschungsreisende beim Akt der ‚Entdeckung‘ oder Eroberung mit Bedeutung aufgeladen und zurück nach Europa gebracht haben; und drittens [...] das in den Kolonien hergestellt wurde.« (2019: 17) Aus dieser viel zu allgemeinen Beschreibung ergibt sich das praktische Problem, dass beim Rundgang durch ein imaginäres Museumsdepot das »Koloniale« am Gegenstand nicht identifizierbar wäre.

Die Objekte in Völkerkundemuseen bestehen aus Material, sind meist mit Werkzeugen hergestellt und ein Teil der Stücke ist anschliessend verwendet worden. Diese

Qualitäten sind am Stück selbst feststellbar und naturwissenschaftlich beschreibbar. Für eine Eigenschaft »kolonial« gilt das nicht. Um diese erkennen zu können, müssen erstens zuverlässige Dokumentation vorhanden und müssen zweitens Indikatoren definiert sein, die eine Wertung »kolonial« empirisch nachvollziehbar machen.

Als konkrete Beispiele nennt **Bethencourt** »Kanonen, Repetiergewehre [...] sowie, zur Bestrafung, die Peitsche (ein weiteres wichtiges ‚koloniales Objekt‘, das soziale Verhältnisse definierte – Sklavenhandel und Sklaverei wären ohne sie undenkbar gewesen)«. (2019: 19) Kürzlich wurden als wichtiger ehemaliger Besitz von Hendrik Witbooi nach Namibia restituiert: eine Bibel und eine Peitsche. Möchte Bethencourt sagen, dass Witbooi mit Sklavenhandel und Sklaverei zu assoziieren ist?

Es ist ein schweres Versäumnis des Symposiums, dass Worte wie »kolonial«, »Kolonialismus« und »koloniales Objekt« so selbstverständlich gebraucht werden, als hätten sie eine klar umrissene Bedeutung. Keiner der Referenten hat den Versuch unternommen diese Begriffe zu definieren, und es gibt auch keine zeitliche Abgrenzung. So schreibt **Thebel-Kgwatalala**, dass »viele Jahrhunderte Objekte gewaltsam aus ihrem natürlichen Kontext entfernt, gestohlen oder geplündert, als Geschenke ausgetauscht oder gekauft, von nicht europäischen Staaten nach Europa und später Amerika gebracht [wurden]. Sie wurden in Situationen verwendet, die zeitlich grob am Höhepunkt des Kolonialismus, während des Kolonialismus oder im Anschluss an ihn verortet werden können.« (2019: 12) In dieser »Ära des Sammelns« sei es darum gegangen »der Beste zu sein [...] in Bezug auf das Anhäufen von kulturellem Besitz«. Dies erkläre »den erbitterten Wettbewerb mit den Deutschen, den Portugiesen und anderen Akteuren, wer mehr forschte, die besten Funde machte und [...] die seltensten Stücke sammelte.« (2019: 12) Durch diese jahrzehntelange Migration von Objekten sei »außereuropäische Kunst in alle Teile der Welt verbreitet« worden, das »berühmteste« Beispiel seien »sicherlich die Benin-Bronzen, die zum Zeitpunkt ihrer Zerstörung den höchsten wirtschaftlichen und kulturellen Wert aller Objekte aus Afrika besaßen.« (2019: 13)

Bethencourt meint, dass das »Sammeln von Objekten aus anderen Kontinenten ebenfalls Teil des europäischen Expansionsprojektes« gewesen sei (2019: 17) und, dass »Besitzer das obsessive Sammeln befeuerte«. (2019: 20) Als Beispiel nennt er die »hemmungslosen Plünderungen lokaler Gemeinschaften, wie etwa bei der französischen Afrika-Expedition von Dakar nach Djibouti (1931–1933)«. (2019: 21) Und **Thebel-**

Kgwatalala glaubt behaupten zu können, dass für »die Kolonialherren die Objekte den Besitz von Völkern, Territorien und Ressourcen innerhalb eines Reichs repräsentierten. Die Artefakte aus ,untergeordneten Kulturen‘ wurden als ,exotische‘ Sammlungen präsentiert [...] Die indigenen Völker und ihre materielle Kultur wurden als ,primitiv‘ bezeichnet [...], diese Objekte als nichts weiter denn ,Kuriositäten‘. [...] Allem, was in Zusammenhang mit nichteuropäischen oder indigenen Völkern stand, wurde die niedrigste Position zugewiesen.« (2019: 13) Gleichzeitig sei es »Ende des 19. Jahrhunderts« zur »Gründung zahlreicher Weltmuseen [gekommen] – wie des Museum Fünf Kontinente in München oder des Musée d’Ethnographie du Trocadéro in Paris – eine Folge dieser Plünderungen und Objektmigrationen.« (2019: 13)

Plündern/Rauben/Morden/Unterdrücken – postkoloniale Inquisition?

Der »Erwerb« von Objekten sei stets mit der »Ausübung direkter oder indirekter Gewalt verbunden« gewesen, und so seien »riesige Kulturschätze in die deutschen Museen« gelangt, »viele davon ist Raubkunst und muss dringend nach Afrika zurückgegeben werden, dem Stammort der Kunstwerke, wo sie von vielen schmerzhaft vermisst werden.« So dramatisch formulierte es z. B. Hanno Rauterberg in der ZEIT vom 8. März 2018. Diese falsche Legende hat in der Gegenwart eine die Objekte diffamierende Wirkung. Sie basiert nicht auf historisch-empirischen Fallstudien zu Objekten, Sammlern oder Museensammlungen, und auch im heutigen Afrika fanden keine Meinungsumfragen zu diesem Thema statt. Verbreitet wird ein Glaube bzw. eine Ideologie, die – nie im Detail erarbeitet – sich durch Abschreiben in den Medien fortpflanzt. (Schlothauer 2018: 42 f.)

Die Abhandlungen von Bethencourt und Thebel-Kgwatalala simulieren Wissenschaft, sind aber in ihrer Methodik nicht wissenschaftlich. Von beiden Autoren gibt es keine Fallstudien und Publikationen zum Thema Sammeln, europäische Museumsgeschichte und außer-europäische Sammlungen – Voraussetzungen für den Nachweis wissenschaftlicher Spezialisierung. Weiterhin werden konkrete Details, die prüfbar wären, vermieden. So unterstellt z. B. Bethencourt der französischen Afrika-Expedition von Dakar nach Djibouti »hemmungslose Plünderungen«, nennt aber keine Literatur, welche diese sehr weitgehende Diffamierung belegen würde. Thebel-Kgwatalala äußert sich oberflächlich zu den »Benin-

Bronzen«, die zum Zeitpunkt der Eroberung und Zerstörung von Benin City nur im Reich Benin einen religiösen Wert hatten und im Rest Afrikas gänzlich unbekannt waren. Für wen also besaßen diese Stücke den »höchsten wirtschaftlichen und kulturellen Wert aller Objekte aus Afrika«? Ein gewisser wirtschaftlicher Wert entstand erst ab 1898 durch das steigende Interesse vor allem deutscher Museen und eines englischen Privatsammlers. (Schlothauer 2018: 67 f.).

Auch sonst sind viele Details bei beiden Autoren falsch oder unvollständig. Gegründet wurden die Völkerkundemuseen (nicht »Weltmuseen«) seit den 1830er-Jahren – also nicht seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Es wurden ethnografische Objekte und Sammlungen vereinigt, die vor allem seit dem 17./18. Jahrhundert nach Europa gelangt waren. Die überwiegende Anzahl dieser Stücke war unter den Bedingungen gleichberechtigten Handels und gegenseitigen Interesses erworben worden. Die Artefakte wurden in Europa zu Recht als »Seltenheiten« bezeichnet und die Aufbewahrungsorte z. B. »Naturalienkammer«, »Kunstkammer«, »Kuriositätenkabinett« genannt; letztere Bezeichnung beruht auf dem englischen Begriff »curious« = neugierig. Es war nicht »Besitzgier«, sondern (naturwissenschaftliche) Neugier, die seit dem 16. Jahrhundert Ärzte, Apotheker, Kapitäne, reisende Kaufleute, etc. motivierte, auch ethnografische Objekte zu sammeln. Individuelle Sammler können »obsessiv« sein, aber staatliche Institutionen – auch wenn sie »Kuriositätenkabinett« hießen – ließen durch bürokratische Routinen wohl auch damals schon den größten Enthusiasten ermüden. Dass der europäische Adel »Kunst- und Wunderkammern« vermehrt gründete, könnte auch als zeitgeistige Mode interpretiert werden. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert waren die ersten dieser Einrichtungen öffentlich zugänglich und können als Museen bezeichnet werden. Die Ausstellung »außereuropäischer Seltenheiten« ist ein Beleg für die Anerkennung ihrer handwerklichen und künstlerischen Qualität, wie durch zeitgenössische Beschreibungen belegt ist. Die Ausstellungen hatten zur Folge, dass sich über die Objekte immer mehr Museumsbesucher für diese Menschen und ihre Lebenswelt sowie allgemein für die sehr unterschiedlichen Kulturen der Welt interessierten.

Im 19. Jahrhundert konkurrierten einzelne Völkerkundemuseen und Wissenschaftler – vor allem in Europa, Russland, Süd- und Nordamerika – um Erkenntnisse und Objekte. Ein genereller »erbitterter Wettbewerb«



Abb. 4 Steinsäule mit Raphael Gross, Andreas Guibeb und Monika Grütters

war sehr selten, dafür war die Welt und das mögliche Angebot zu groß. Da keiner den Überblick hatte bzw. hat, sind die »besten Funde« und die »seltesten Stücke« vielfach bis heute nicht erkannt. Nationale Verallgemeinerungen wie »DEN Portugiesen«, »DEN Franzosen«, »DEN Deutschen« etc. werden in Betrachtungen mit wissenschaftlichem Anspruch seit Langem nicht mehr verwendet. Wenn Thebel-Kgwatalala meint, dass alles, was mit »indigenen Völkern« in Zusammenhang stand, die »niedrigste Position« zugewiesen wurde, müsste sie auch die Frage beantworten, warum dann um 1900 eine Reihe teurer Neubauten für Völkerkundemuseen entstanden?

Spricht das nicht eher für Interesse und Höherbewertung, wenigstens durch diejenigen Bürger, welche meist erst durch Spenden diese Projekte in ihrer Stadt ermöglichen?

Thebel-Kgwatalala und Bethencourt schreiben mit einer Absolutheit, die keinen Widerspruch duldet und keine Diskussion wünscht. Die Sprache ist undifferenziert und überzogen. Die einseitige Geschichte der Welt als eine der hellhäutigen Täter und der dunkelhäutigen Opfer verfälscht die Vergangenheit und führt zu einer Spaltung in der Gegenwart. Das Stellen von Fragen oder gar Widerspruch könnte zu dem Vorwurf führen, weißer Nachfahre oder gar Sympathisant ehemaliger Kolonialherren zu sein. Damit hätte sich eine postkoloniale Inquisition etabliert, welche nur noch eine Sicht der Welt zulässt.

Fazit 1: Übergabe – Restitution – Geschenk

Die Säule kam aus Portugal, wurde dort von Portugiesen hergestellt und an der Küste des süd-westlichen Afrika von Portugiesen aufgestellt, wo sie mehrere Jahrhunderte unbeachtet stand und bedeutungslos geworden war. Die Republik Namibia gab es damals nicht und das Gebiet des Cape Cross durchzogen, von den heutigen Bevölkerungsgruppen, möglicherweise die San (Buschmänner) und Gruppen der Dâure Damara. (Henrichsen 2019: 40 f.) Die Einwanderung erster Herero-Gruppen begann etwa im 17. Jahrhundert und die ersten Nama-Verbände kamen im 18. Jahrhundert. Erst 1893 erhielten die verbliebenen Säulenreste eine neue Bedeutung als Denkmal und wurden nach Deutschland verbracht, dort restauriert und ergänzt.

Das Wort Restitution könnte verwendet werden, wenn ein Transfer nach Portugal stattgefunden hätte. Dies war nicht der Fall. Erfolgt ist also eine Übergabe an den Staat Namibia, die viel besser als Geschenk oder freundschaftliche Geste bezeichnet werden könnte. Wenn es stimmt, dass das Auswärtige Amt in der Kuratoriumssitzung vom 16. Mai 2019 Wert auf die Verwendung des Wortes »Übergabe« gelegt haben soll, dann wäre dies wissenschaftlich korrekt. In der Presseerklärung der Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters (CDU), heißt es dann fälschlich »Rückgabe«.

Verständlich ist diese Wortwahl durch Grütters politisches Statement, das von mehrfachen Wiederholungen

geprägt sind. »Die **Rückgabe** [...] ist ein deutliches Signal, dass wir uns zur Aufarbeitung unserer kolonialen Vergangenheit bekennen und gemeinsam mit den Herkunftsstaaten konstruktive Wege für ein respektvolles Miteinander suchen und finden. Über viele Jahrzehnte war die Kolonialzeit ein blinder Fleck in unserer Erinnerungskultur. Viel zu lange war die in dieser Zeit geschehene Ungerechtigkeit vergessen und verdrängt. Mit der **Rückgabe** dieser symbolträchtigen Wappensäule erkennen wir die Bedeutung an, die Kulturgüter für die Identität von Staaten und Gesellschaften haben. Die **Rückgabe** ist ein Beitrag zu Versöhnung und Verständigung mit den in Namibia lebenden Menschen. Gleichzeitig übernehmen wir Verantwortung für die deutsche Kolonialvergangenheit. Diese zukunftsweisende Entscheidung ist nicht zuletzt auch ein Schritt hin zu einem partnerschaftlichen Dialog zwischen Deutschland und Namibia auf Augenhöhe, in Respekt und Würde. Sie zeigt: Die Kultureinrichtungen des Bundes fühlen sich der gemeinsamen Aufarbeitung der deutsch-namibischen Kolonialgeschichte verpflichtet.« (PM DHM, 17. Mai 2019)

Den falschen Begriff verwendet auch Günter Winands, ein Mitarbeiter von Frau Grütters, in einer Publikation des »Deutschen Zentrum Kulturgutverluste«. »Deutschlands Bereitschaft zur Verständigung mit den Herkunftsstaaten und -gesellschaften zeigt sich auch im Umgang mit den offiziellen Rückgabeersuchen. Dies gilt beispielhaft für die Rückgabe der symbolträchtigen Wappensäule von Cape Cross an die Republik Namibia. [...] Die Rückgabe ist eine Entscheidung, der ich als Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung Deutsches Historisches Museum zugestimmt habe.« (DZK 2020: 63)

Die Verwendung unscharfer Begriffe ist weder wissenschaftlich noch politisch zweckmäßig. Hier zeigt sich eine gefährliche Gleichgültigkeit gegenüber der Realität: Das ist Propaganda und keine Information.

Es ist beim Thema Restitution immer wieder erstaunlich, dass die von Wissenschaftlern vorgetragene Haltung exakt die von Politikern realisierten Entscheidungen legitimiert.

Fazit 2: Historische Gerechtigkeit

Wenn Recht ein Instrument ist, um Konflikte der Gegenwart zu lösen, dann ist »historische Gerechtigkeit« (hier) die Einbildung, dass Konflikte der Vergangenheit in der Gegenwart lösbar seien. Da niemand derzeit behauptet, dass heutiges Handeln die Vergangenheit ändern könne, sind zwei Idealtypen der Analyse möglich:

- ein vergangenheitsorientiertes Verstehen im Rahmen des damals geltenden Rechtssystems und der damaligen politisch-gesellschaftlichen Debatten;
 - eine gegenwartsorientierte Neuinterpretation der Vergangenheit mit heutigen moralischen Maßstäben.
- Bei Letzterer ist mit zukunftsorientiert-skeptischer Zurückhaltung zu bedenken, dass jede heutige moralische Haltung stets nur ein Durchgangsstadium im Spektrum zukünftiger Verurteilungen sein kann. Der Zeitgeist in der jeweiligen Gegenwart – auch wenn von sehr vielen geteilt – verliert dadurch den Glanz scheinbar moralisch-göttlicher Absolution. Was heute vielen einsichtig und geboten erscheint, könnte in Zukunft als willkürlich, falsch, unwissenschaftlich oder schlicht idiotisch bewertet werden.

In der Folge der Aufklärung verfiel der Glauben. Die alten Götter kamen von ihren hohen Podesten und leben seitdem gleichberechtigt unter uns. Auch wer heute neue Podeste und neuen Glauben errichtet, wird zukünftig diesen Weg gehen.

Fotos DHM Thomas Bruns (Abb. 1, 2), Wolfgang Siesing (Abb. 3), David von Becker (Abb. 4)

ANMERKUNGEN

- 1 Am Symposium nahmen die folgenden Referenten teil: Winani Thebel-Kgwatalala, Ethnologin, Botswana National Museum
Francisco Bethencourt, Historiker, King's College London
Lukas H. Meyer, Philosoph, Universität Graz
Sophie Schönberger, Juristin, Universität Düsseldorf
Ellen Ndeshi Namhila, Sozialwissenschaftlerin, Universität Namibia
Dag Henrichsen, Historiker, Namibia
Jeremy Silvester, Ethnologe, Namibia
Rainer Lingenthal, Jurist, Deutschland
Sebastian Conrad, Historiker, Universität Berlin
- 2 An anderer Stelle schreibt Meyer von Opfern und Tätern. »Idealerweise würde die Rückgabe [...] an Namibia eine Sichtweise widerspiegeln, die beide Seiten – die Nachfahren sowohl der Opfer als auch der Täter – teilen«. (2019: 25)

QUELLEN

Zeitschriften

Deutsches Zentrum Kulturgutverluste: Provenienz&Forschung. Kultur und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, 02.2020
Stiftung Deutsches Historisches Museum (Hrsg.): Historische Urteilskraft 01: Die Säule von Cape Cross - Koloniale Objekte und historische Gerechtigkeit, Berlin 2019

Pressemitteilungen

DHM-Pressemitteilung vom 7. Juni 2018: Symposium »Die Säule von Cape Cross – Koloniale Objekte und historische Gerechtigkeit«
DHM-Pressemitteilung vom 17. Mai 2019: Deutsches Historisches Museum gibt Wappensäule vom Cape Cross an Namibia zurück

Andreas Schlothauer

Die Sammlung Lukesch – Transfer von Graz nach Rio de Janeiro

Postkolonialer Zeitgeist (v)erklärt Schenkung unter Museen zur Restitution



Abb. 1 Übergabezeremonie am 9. März 2020 mit Kopfschmuck *mén oko* oder *og-ko* der Kayapó (Inv. Nr. U6)

Am 9. März 2020 übergaben die Steiermärkische Landesregierung und das Universalmuseum Joanneum (Graz) eine fast 200 Objekte umfassende Sammlung der Kayapó, der Asuriní und der Araweté, angelegt vom steirischen Priester Anton Lukesch (1912–2003), an das Museu Nacional da Universidade Federal do Rio de Janeiro, dessen Sammlungen sich bei einem verheerenden Brand in der Nacht vom 2. auf den 3. September 2018 weitgehend in Rauch aufgelöst hatten. In der Fachzeitschrift »ExpoTime!« stellten die beiden beteiligten Museen die Übergabe der Lukesch-Sammlung vor. (Eisner/Fras 2020; Kell-

ner 2020) Vom Museum und von der Landesregierung richtigerweise als »Schenkungs« und »Übergabe« bezeichnet, wurde diese Darstellung von drei der vier berichtenden österreichischen Zeitungen übernommen, nur »Der Standard« vom 10. März 2020 titelte: »Land Steiermark restituiert 197 Ethnographika.«¹ Vom »Umgang mit kolonialem Sammlungsgut« bzw. »Artefakten von Ureinwohnern aus kolonialen Kontexten« war allerdings auch in der Presseerklärung des Museums die Rede, und eine Diskussionsrunde an der Universität Graz hatte zuvor über das Thema debattiert: »Was gehört Europa – Kolo-

niale Kulturgüter und deren Verbleib«. Dadurch wurden falsche Zusammenhänge hergestellt, denn Brasilien ist seit dem Jahr 1822 unabhängig und Lukesch besuchte das Land erstmals im Jahr 1952.

Die Sammlung Lukesch und ihre Geschichte

In einer gemeinsamen Pressemitteilung mit dem Land Steiermark vom 9. März 2020 beschreibt das Joanneum sowohl den Ankauf als auch die Stationen der Sammlung. Im Jahr 1982 erwarb das österreichische Bundesland von Anton Lukesch (siehe KASTEN) und seinem Bruder Karl deren Brasilien-Sammlung, insgesamt 197 Objekte der Kayapó, Asuriní und Araweté, die zwischen 1952 und 1982 gesammelt worden waren.² Mit dem Verkaufserlös wurde die Errichtung einer Krankenstation bei den Asuriní unterstützt.

Die Verantwortung über die Verwaltung der Sammlung wurde der Kulturabteilung des Landes übertragen. Mindestens zweimal waren die Objekte in Ausstellungen zu sehen: »ab 1982 in Schloss Stainz bzw. von 2002 – anlässlich des 90. Geburtstages von Anton Lukesch – bis 2013 in Preding«. Ab 2013 war die Sammlung dann »in einem Schulgebäude in Köflach eingelagert, mit der Absicht, sie im dortigen Stadtmuseum neu aufzustellen.« Da dieser Plan nie verwirklicht wurde, »verschwand die Sammlung aus der öffentlichen Wahrnehmung, und als die Stadt Köflach die Flächen, auf denen die Sammlung gelagert war, für andere Zwecke benötigte, suchte das Land Steiermark nach einer sinnvollen Nutzung der Sammlung und trat damit an das Universalmuseum Joanneum heran.« (PM 9. März 2020) Das war Anfang des Jahres 2019 und der Direktor des Joanneums, Wolfgang Muchitsch, kam damals zu dem Ergebnis: »Außereuropäische Sammlungen gehören nicht zum Schwerpunkt unseres Hauses. Es sind weder die erforderlichen Kompetenzen vorhanden, noch ist eine aktive Nutzung absehbar.« (Interview, 22. April 2020) Zwar wäre eine mögliche Lösung gewesen, »die Sammlung als Dauerleihgabe oder Geschenk einem fachlich kompetenten Museum anzubieten, wie dem Weltmuseum Wien oder dem Heinrich-Harrer-Museum in Hüttenberg, das über Teile des Nachlasses von Anton Lukesch verfügt.« (Muchitsch 2019) An das Weltmuseum Wien hatte Lukesch im Jahr 1983 eine Sammlung von 150 Objekten der drei Ethnien verkauft.³ Angesichts der Brandkatastrophe entstand die Idee einer Schenkung: »Ich nahm Kontakt zur Landesregierung auf, die mit dem Vorschlag einverstanden war.« (Interview, 22. April 2020)



Abb. 2 Anton Lukesch

Anton Lukesch

Der in Graz geborene Anton Lukesch (1912–2003) studierte dort Rechtswissenschaften und Theologie. Er wurde 1948 zum Priester geweiht und trat in den Orden der »Missionare vom Kostbaren Blut« in Salzburg ein. Von 1952 bis 1959 war er zu einem ersten Missionsaufenthalt in Brasilien und ab 1965 folgte ein zweiter. Lukesch wirkte 15 Jahre lang im Gebiet des Rio Xingu, einem Nebenfluss des Amazonas im brasilianischen Bundesstaat Pará und hatte als Missionar engen Kontakt mit Kayapó-Gruppen, die zur Gê-Sprachfamilie gehören. Da diese immer wieder von feindlichen Begegnungen mit isoliert lebenden Indianern (Araweté, Asuriní) berichteten, wollte Lukesch die Situation entspannen und er konnte im Jahr 1971 gemeinsam mit seinem Bruder, Pater Karl Lukesch, einen friedlichen Kontakt mit den Tupi-sprachigen Asuriní herstellen. Deren Nachbarn, die ebenfalls Tupi-sprachigen Araweté, etablierten von sich aus im Jahr 1977 dauerhafte Beziehungen zur brasilianischen Außenwelt.

Lukesch hat mehrere Bücher und Artikel publiziert. (siehe Literatur) Seine wissenschaftliche Arbeit konzentrierte sich vor allem auf die Mythologie der Kayapó. In den 1980er-Jahren war er als Professor für Missionswissenschaft und Völkerkunde an den Universitäten Graz und Wien tätig und ging als Ruheständler ab 1985 endgültig nach Südamerika. In den letzten Lebensjahren arbeitete er vor allem mit Indios in den Anden. Er verstarb 2003 in Lima.

Die Schenkung an das Nationalmuseum in Rio de Janeiro

Das Nationalmuseum wurde per Dekret durch den portugiesischen König Johann IV. am 6. Juni 1818 gegründet. Es ist die älteste wissenschaftliche Einrichtung Brasiliens und war bis zum 2. September 2018 das größte natur- und völkerkundliche Museum Lateinamerikas mit bedeutenden paläontologischen, biologischen und ethnografischen Sammlungen. Seit 1892 waren diese im Palácio de São Cristóvão, einem früheren Sitz der könig-

lich-portugiesischen und von 1822 bis 1889 der kaiserlich-brasilianischen Familie, im heutigen Stadtpark Quinta da Boa Vista beheimatet. Bei dem Großbrand wurde das Museumsgebäude schwer beschädigt und ein großer Teil der rund 20 Millionen Exponate ging verloren – darunter die Mehrzahl der umfangreichen ethnologischen Sammlungen.

Im März 2019 entschied Landeshauptmann (entspricht in Deutschland dem Ministerpräsidenten) Hermann Schützenhöfer und Kulturlandesrat Christopher Drexler, die Sammlung Lukesch dem Nationalmuseum als Geschenk des Landes Steiermark zu überlassen. *»Im Auftrag des Landes Steiermark wurde seitens des Universalmuseums Joanneum der Kontakt mit dem Museumsdirektor und Paläontologen Alexander Kellner⁴ hergestellt, der von dieser Schenkung äußerst begeistert war.«* (PM 9. März 2020)

Für die Steuerung des Transfers der Lukesch-Sammlung von Graz nach Rio war Gabriele Wolf, Stabsstelle für die Steirischen Regionalmuseen am Universalmuseum, verantwortlich. Nachdem sich die Sammlung viele Jahre – wenig beachtet – in Regionalmuseen befunden hatte, wurde sie dem Universalmuseum in einem schlechten Zustand übergeben. Die Objekte waren im März *»aus den alten Vitrinen zu lösen und für den Transport in die Stickstoffkammer nach Graz vorzubereiten.«* (Mail Wolf 13. Mai 2020) Dann waren sie *»zu reinigen und bei einigen waren Konservierungsmaßnahmen notwendig. Dabei hat es sich herausgestellt, dass sehr viele Objekte nicht inventarisiert worden waren. Deshalb gibt es L- und U Inventarnummern: L für Lukesch und U für Universalmuseum.«* (Mail Wolf 11. Mai 2020) Da es keine Unterlagen zur Sammlung gab, lediglich einen Text zur Ausstellung in Preding, kontaktierte Wolf die Südamerika-Kuratorin des Weltmuseums Wien (Claudia Augustat) und die *»Objekte der Lukesch Sammlung wurden mit jenen des Weltmuseums verglichen, um Anhaltspunkte zu bekommen.«* (Mail Wolf 12. Mai 2020) Dabei wurde ihr Interesse geweckt: *»Ich bin keineswegs eine Expertin in außereuropäischen Sammlungen und hatte mich natürlich im Rahmen meiner zeitlichen Möglichkeiten auf die Kayapó, Araweté und Asuriní eingeleitet. Ebenso interessant fand ich die missionarische Tätigkeit von Lukesch bezüglich der Amazonassynode.«* (Mail Wolf 4. Mai 2020) Das erarbeitete Wissen ist nicht nur in der Dokumentation zur Sammlung zusammengefasst, sondern floss auch mündlich in den Transferprozess ein: *»Ich habe versucht, unter den gegebenen Rahmenbedingungen (zuständig für Regionalmuseen) das Beste für diese Sammlung zu tun, die fundierte wissenschaftliche Aufarbeitung gilt es aller-*

dings in Rio zu leisten.« (Mail 13. Mai 2020)

Am 17. Juni 2019 veranstaltete die Universität Graz eine Diskussion mit dem Titel *«Was gehört Europa – Koloniale Kulturgüter und deren Verbleib»*. Eingeladen waren neben Muchitsch ein Historiker und zwei Philosophen⁵ und nachgegangen wurde den Fragen: *»Welche Kunstobjekte, Kulturgüter und andere Artefakte befinden sich in europäischen Museen und wie sind sie dorthin gekommen [...]. Welchen Anspruch hat Europa auf Objekte mit kolonialer Geschichte?«*

Nach der Veranstaltung wurde Muchitsch von der seit 2010 in Graz lebenden brasilianischen Künstlerin Daniela Brasil angesprochen. Im Rahmen eines bereits laufenden Projektes von *»Graz Kulturjahr 2020«*, das sich mit indigenen Bevölkerungsgruppen auseinandersetzte, kam es zu einem gemeinsamen Fotokunstprojekt mit Brasil, dem Künstler ILA (Christian Rieger) und der Architekturfotografin Karin Lernbeiß. Einige Objekte der Kayapó und Asuriní wurden an verschiedenen Orten in Graz fotografiert bzw. den Künstlern zufolge sind sie *»in einen neuen Kontext gesetzt und irritieren beim Gebrauch im Alltag – wie etwa in Kombination mit einem Fahrrad, einer Baustelle oder wenn das Haupt eines Engels in der Antoniuskirche einen Federschmuck aus Brasilien trägt.«* (PM 9. März 2020) Über den Engel und die Kirche wurde eine Beziehung zur Missionstätigkeit des Sammlers Lukesch konstruiert: *»Engel gehören religionsgeschichtlich gesehen zu Zwischenwesen, die weder menschlich noch göttlich sind, und übernehmen oft eine Vermittlerfunktion. Die Rolle der katholischen Kirche sowie ihre Missionarstätigkeiten waren im kolonialen Kontext seit jeher zwiespältig. Der Engel auf dem Foto mit dem Federschmuck wird nun gewissermaßen zu einem Vermittler zwischen Welten und Religionen sowie zwischen Europa und Südamerika.«* Das Thema einiger Porträtfotos war: *»Decolonizing families, identities and national narratives«*. Im Fokus stand *»das Zurückfinden zu den familiären Wurzeln, die eigene Identität und die Beschäftigung mit historischen Narrativen«*. In der Projektdarstellung zur Pressemitteilung sind unter der Überschrift *»Eine Sammlung kehrt heim«* einige Fragen gestellt: *»Was bedeutet die Rückkehr für die Objekte in ihrer kollektiven Erzählung? Restitution ist eine Möglichkeit, Verantwortung für die koloniale, gemeinsame Geschichte zu übernehmen, die bis in die Gegenwart fortbesteht. Die Objekte kehren nun an einen geschützten Ort – das Brasilianische Nationalmuseum in Rio de Janeiro – zur Bewahrung der Erinnerung zurück. Aber welche Erinnerungen werden bewahrt? Welche sind für immer zerstört worden?«*

Das Museum in Rio de Janeiro stand in Flammen, die Wälder des Amazonas brennen noch immer – welche Völker, welche Kulturen sind vernichtet worden?

Kann der Akt der Rückgabe sowie die Anerkennung unserer politischen, wirtschaftlichen, materiellen und spirituellen Beziehungen zur Knüpfung erneuter Beziehungen und Sichtweisen beitragen?» (PM 9. März 2020)

Der Landtagswahlkampf verzögerte bis Ende November 2019 den Vollzug, doch dann ging alles schnell und kurz vor dem Corona-Lockdown wurden die Stücke am 9. März 2020 in einer offiziellen Zeremonie bei der auch der brasilianische Botschafter anwesend war, von Muchitsch und Drexler an Kellner übergeben und ein Schenkungsvertrag unterzeichnet. An den Wänden hingen einige der Fotos, die von der Künstlergruppe in Graz aufgenommen worden waren. Das Land Steiermark erklärte, dass es nun *»über das Universalmuseum Joanneum die erste Institution weltweit ist, die das von der Brandkatastrophe heimgesuchte Museu Nacional [...] durch die Rückgabe von Originalobjekten unterstützt. Die Schenkung ist mit der Auflage verbunden, dass das Museu Nacional die Ursprungsgesellschaften am Rio Xingu, von denen diese Objekte stammen, über diese Schenkung informiert und diesen die Objekte für Forschungs- und Ausstellungszwecke zugänglich macht.« (PM 9. März 2020)*

Kulturlandesrat Drexler erklärte: *»Die Übergabe [...] halte ich für einen entscheidenden und wichtigen Schritt, sowohl aus ethischer wie auch aus wissenschaftlicher Sicht. [...] Die Übergabe dieser Sammlung [...] soll gerade in Ländern, die Artefakte von Ureinwohnern aus kolonialen Kontexten besitzen, zu einem Diskussionsprozess über den Umgang mit diesen Objekten führen.« Auf Nachfrage des Autors ergänzte Drexler: »Aus unserer Sicht handelt es sich deshalb um einen ethisch wichtigen Schritt, da die Sammlungen des Brasilianischen Nationalmuseums weitgehend zerstört wurden und durch die Schenkung die Objekte der Ureinwohner wieder in Brasilien aufliegen und auch den indigenen Völkern und ihren Nachfahren zugänglich gemacht sind. Dass das uneingeschränkt sicher gestellt sein muss, wurde im Rahmen der Schenkungsvereinbarung schriftlich festgehalten.« (Mail 28. April 2020) Auch Museumsdirektor Muchitsch äußerte sich ähnlich: *»Der Umgang mit Sammlungsobjekten aus kolonialem Kontext ist seit einigen Jahren eines der großen Themen in der Museumswelt. Die Übergabe der Sammlung Lukesch ist für mich die wissenschaftlich sinnvollste sowie ethisch begrüßenswerteste Vorgehensweise.« (PM 9. März 2020)**

Ein kolonialer oder ethischer Bezug findet sich bei Kellner nicht: *»Die Schenkung der Sammlung Lukesch ist ein*

guter Anfang für die Wiederherstellung der Sammlungen unseres Museums.« (PM 9. März 2020)

Auf die Hersteller der Stücke wurde im gesamten Schenkungs- und Publikationsprozess an keiner Stelle eingegangen; stets wurden nur die Namen Araweté, Asuriní und Kayapó⁶ erwähnt. Warum interessierte sich (außer Gabriele Wolf) niemand für sie?

Die Araweté, Asuriní und Kayapó im Gebiet des Rio Xingu

Die drei Tupi-sprachigen Gruppen der Asuriní, der Araweté und der Parakanã lebten in den 1950er- bis 1980er-Jahren in einem Gebiet zwischen den Flüssen Xingu und Bacajá, das damals als »Terra dos Asuriní« bezeichnet wurde. (Lukesch 1976: 11). Nördlich von ihnen waren die Arara (Karib-Sprachfamilie) und die Tupi-sprachigen Yudjá (Juruna) sowie südlich die Xikrin und andere Gruppen der nördlichen Kayapó (Gê-Sprachfamilie) und im Westen bzw. Südwesten die Tupi-sprachigen Xipáia und Kuruaia. (Nimuendajú 1980, Kästner 2009: 149 f.) Die damalige Besiedelung bildet sich zum Teil in den heutigen Reservatsgebieten (Terra Indígena) ab, bestehend aus dem TI Araweté/Igarapé Ipixuna, dem TI Apyterewa (Parakanã), dem TI Koatieno (Asuriní) sowie den TI Gateté und TI Trincheira-Bacajá (Kayapó-Xikrin). (Abb. 3) Als in den frühen 1970er-Jahren die Transamazônica gebaut wurde, nahm der Druck auf die dort lebenden Gruppen deutlich zu.

Den Namen **Asuriní** erhielten sie von Lukesch (1976: 42) im Zusammenhang mit dem friedlichen Erstkontakt 1971. Auch bei dem FUNAI-Mitarbeiter Soares⁸, der die Arbeit von Lukesch fortsetzte, findet sich dieser Name. (Soares 1971) Bis heute werden sie als Asuriní vom Xingu bezeichnet, um sie von den Asuriní vom Tocantins (den Akuáwa Asuriní) zu unterscheiden. Ihre Eigenbezeichnung ist Awaeté: »die wahren Menschen«. Ihre Landrechte wurden offiziell im Jahr 1986 anerkannt und registriert. Eine Schätzung geht davon aus, dass die Gruppe um das Jahr 1930 aus etwa 150 Personen bestand. Im Jahr 1971 waren es noch etwa 100 Personen, denn viele Asuriní waren in Kämpfen mit den Kayapó oder den Araweté getötet und Frauen und Kinder verschleppt worden. Infolge des friedlichen Kontaktes verstarben bis zum Jahr 1982 etwa die Hälfte wegen eingeschleppter Krankheiten – nur 52 überlebten. Bis zum Jahr 2014 stieg ihre Anzahl dann wieder auf 182 Personen. Soares warf Lukesch vor, durch

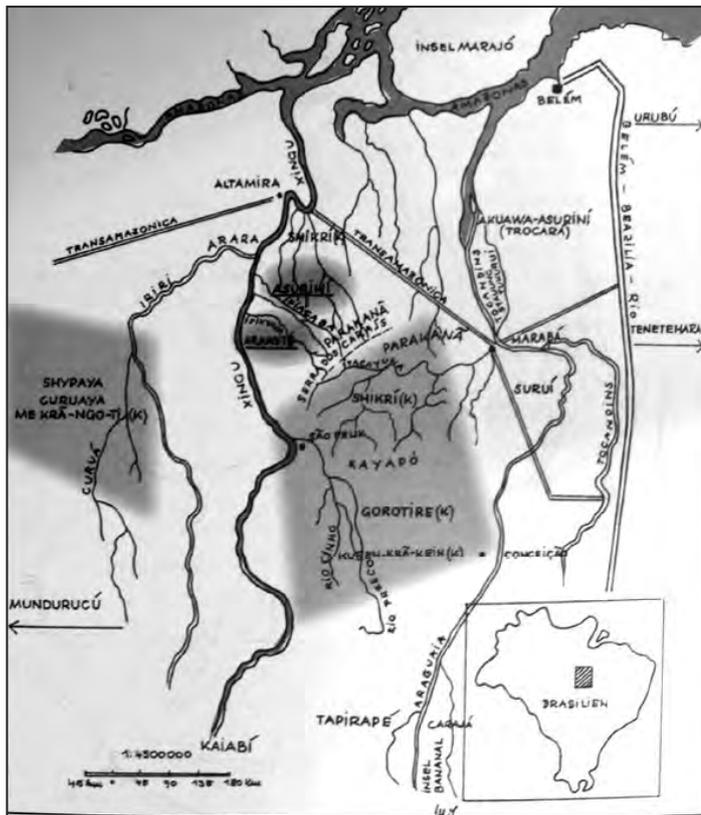


Abb. 3 Landkarte Rio Xingu und Sprachgruppen⁷

seinen unvorsichtigen Erstkontakt für Erkrankungen mit verantwortlich zu sein, räumte aber auch ein, dass die anschließende Gesundheitsversorgung durch die FUNAI sträflich mangelhaft gewesen war – und kündigte.

Ein dauerhaft friedlicher Kontakt mit den **Araweté** besteht seit dem Jahr 1976. Der Name wurde ihnen von einem FUNAI-Mitarbeiter gegeben und beruht auf einem Irrtum; ihre Eigenbezeichnung ist Bide. Ihre Zahl vor dem Kontakt wird auf weniger als 200 Personen geschätzt. Infolge des Erstkontaktes sank die Zahl auf 120 im Jahr 1977; im Jahr 2014 waren es 467 Personen.

In Corona-Zeiten (SARS-CoV-2) mit einer Letalität zwischen 0,1 und 0,2%, bezogen auf die Gesamtbevölkerung betroffener Länder, zeigt die Rate von 40 bis 50 % bei den Asuriní und Araweté die extreme Gefährlichkeit von Grippe, Keuchhusten, Masern etc. für isoliert lebende Ethnien des südamerikanischen Tieflandes.

Die Mebêngôkre (**Kayapó**) bilden mit insgesamt 11.675 Personen mehrere Untergruppen. (Socioambiental 2014) Deren Entstehung hat der Ethnologe Gustaaf Verswijver rekonstruiert. »Nach seinen Ausführungen spalteten sich aus den Goroti Kumrenhtx Gruppen und Untergruppen ab. So entstanden die Purukarwýt (Xikrin) mit den Untergruppen Kôkôrekre, Xikrin und Djo-re, die Irã âmranh-re mit mehreren Un-

tergruppen und die Gorotire. Aus letzteren entstanden die eigentlichen Gorotire mit den Untergruppen Gorotire, Kubenkräkênh, Kararaô und Kôkrajmôr sowie die Mekrágnoti mit den Untergruppen nördliche Mekrágnoti, zentrale Mekrágnoti und südliche Mekrágnoti (Metuktíre) (Verswijver 1995: 18 (Karte), 23 f.). Die Metuktíre sind auch als Txucahamãe bekannt. Man kann also im 20. Jahrhundert vier Stämme der nördlichen Kayapó unterscheiden – Gorotire, Mekrágnoti, Xikrin und Irã âmranh-re – denen die zahlreichen politisch selbständigen Lokalgruppen zuzuordnen sind.« (Mail Kästner, 5. Januar 2021)

Sie leben in einem Gebiet Zentralbrasilien, das annähernd so groß wie Österreich ist. Ihre genaue Anzahl ist nicht bekannt, denn neben den Gemeinschaften mit regelmäßigen Kontakten zur brasilianischen Gesellschaft gibt es dort auch kleinere Gruppen, die ein isoliertes Leben vorziehen. Der Name Kayapó wurde ihnen Anfang des 19. Jahrhunderts von Nachbarn verliehen und bedeutet »die wie Affen aussehen«; sie selbst bezeichnen sich als Mebêngôkre (»die Menschen von der Wasserstelle«). Vorher lebten sie am Rio Tocantins und wurden Anfang des 19. Jahrhunderts von brasilianischen Siedlern nach Westen abgedrängt. Einige Jahrzehnte später kam es auch in diesen neuen Gebieten zu ähnlichen Konflikten. Damalige Untergruppen, wie z. B. die Irã âmranh-re, die sich Ende des 19. Jahrhunderts zu friedlichen Kontakten entschlossen, sind in der brasilianischen Gesellschaft aufgegangen und verschwunden.⁹ Nur die Gruppen der Gorotire Kumrenhtx und der Porekry, die dem Vordringen der Siedler aggressiv begegneten, überlebten als kulturelle und soziale Gemeinschaft. »Bei letztgenanntem Ethnonym handelt es sich um eine alte Bezeichnung für die Xikrin (Verswijver 1995: 20, 22).« (Mail Kästner, 5. Januar 2021) In den 1950er- und 1960er-Jahren verstärkte die brasilianische Regierung ihre Bemühungen um friedliche Kontakte, die seitdem bestehen.

Die **Xikrin**-Kayapó werden von anderen Kayapó-Gruppen Djore genannt; eine Eigenbezeichnung ist Put Karôt. »Nach Verswijver (1995: 23 f.) handelte es sich bei den ausgestorbenen Djo-re um eine Untergruppe der Xikrin (Purukarwýt).« (Mail Kästner, 5. Januar 2021) Die Xikrin erreichten die Region am Rio Bacajá in den 1920er-Jahren und in den folgenden Jahrzehnten kam es zu Konflikten mit den dort bereits siedelnden Araweté, Asuriní und Parakanã. Im Jahr 1985 lebten in den beiden Reservatsgebieten TI Cateté und TI Trancheira-Bacajá 472 Personen; 2014 waren es 1.818.

Die **aktuelle** Situation der Kayapó, Asuriní und Araweté ist seit 2010 vom Widerstand gegen das Staudammprojekt Belo Monte am Rio Xingu gekennzeichnet. Der Stausee wird etwa ein Gebiet von der Größe des Bodensees überschwemmen, den Wasserstand des Flusses und damit die Lebensverhältnisse in der Region unvorhersehbar verändern.¹⁰ Weiterhin sind es immer wieder illegal in Indianergebiete eindringenden Holzfäller, die zunehmende Verseuchung des Flusswassers durch Monokulturen am Oberlauf des Xingu und die katastrophale Indianerpolitik der brasilianischen Regierung unter Präsident Jair Bolsonaro. Er ernannte im Februar 2020 den evangelikalen Missionar »Ricardo Lopes Dias zum Leiter der Abteilung, die für den Schutz unkontakterter Völker bei der FUNAI verantwortlich« ist. Dieser ist »mit der New Tribes Mission (NTM) verbunden, einer der größten und radikalsten Missionsorganisationen, deren Ziel es ist, weltweit mit unkontaktierten Völkern Kontakt aufzunehmen und sie zu evangelisieren – egal, ob sie wollen oder nicht.«¹¹ Der Hauptsitz der NTM oder Ethnos360, wie sie sich derzeit nennt, ist in Sanford (Florida), USA.¹² Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass durch die bewusste Nichtverhinderung des Einschleppens von Viren weitere Isoladosgruppen ausgelöscht werden.

Die Objekte der Sammlung Lukesch

Die im Folgenden beschriebenen Stücke wurden in den 1970er- bis 1990er-Jahren auch in den Artindia-Läden¹³ der FUNAI angeboten; sie sind mindestens teilweise von den Indigenen mit Verkaufsabsichten angefertigt worden. Das damals verfügte Handelsverbot für Federschmuck sollte bedrohte Vogelarten schützen. Es nahm vielen Ethnien eine wichtige Einnahmequelle. Der Lebensraum dieser Vögel wird seitdem weiterhin Jahr für Jahr in nicht vorstellbarem Ausmaß vernichtet und die internationalen Gesetze verloren dadurch ihre moralische Grundlage. Leidtragende sind und waren die Indigenen.

Die Mehrzahl der Stücke (80) ist den Kayapó zugeordnet; genannt sind in der Sammlungsdokumentation die Dörfer bzw. Untergruppen: Gorotire, Kôkraimôrô und Kuben-Kran-Krên.¹⁴ Diese gehören nach Verswijver (1995: 23 f.) alle zur Gruppe der Gorotire (Goroti-re). Weiterhin steht bei 24 Inventarnummern Asuriní und bei 13 Araweté. Ohne Herkunftsangabe sind 28 Stücke. Dies ergibt insgesamt 145 Objekte.

Etlliche Stücke sind aus dem Erstkontakt bzw. aus der

frühen Kontaktphase und haben dadurch größere wissenschaftliche Bedeutung als später gesammelte. In einem Brief vom 29. Oktober 1983 an den damaligen Wiener Museumsdirektor Hans Manndorff (1928-2016) schreibt Lukesch: »Der Großteil der Gegenstände ist sicher weder in einem Museum Europas noch in den Staaten zu finden und da es sich bei den Asurini [...] ja um den allerersten Kontakt mit einer noch isoliert lebenden Stammesgruppe handelte, werden manche Stücke wohl überhaupt und für immer einzigartig bleiben.« Vor allem in der Sammlungsdokumentation des damaligen Völkerkundemuseums in Wien sind weitere wichtige Objektinformationen enthalten, aber auch bei einigen Grazer Stücken hat Lukesch den indigenen Namen der Stücke, das Erwerbsjahr etc. dokumentiert. Bei dem Grazer Teil handelt es sich um keine vollständige Sammlung der materiellen Kultur der Araweté, Asuriní oder Kayapó, sondern um eine zufällige Auswahl von Federschmuck, Halsketten, Armreifen, Keramik, Alltagsgeräten, Bogen, Pfeilen, Keulen etc. Die Wiener und die Grazer Teilbestände wurden bisher nicht gemeinsam betrachtet.

Die Qualität der Stücke bzw. die Sorgfalt bei deren Herstellung kann nicht allein nach Fotos beurteilt werden. Offensichtlich wurden mehrere Stücke nicht für den Eigengebrauch, sondern zum Verkauf oder Tausch gefertigt. Ein Beispiel ist der selten in Sammlungen vorhandene Kopfschmucktypus (Inv. Nr. U1) der **Kayapó** mit Herkunftsangabe Kuben-Kran-Krên, der 1968 gesammelt wurde. (Abb. 4) Die Grazer Dokumentation nennt als Kayapó-Bezeichnung »kandiere-mod«, bei Verswijver heißt dieser Typus *meiityk-re kruapu*. (1992: 188) Getragen wurde dieser während der Initiationsriten. Auch ein von Peter Duschl im Jahr 1992 erworbenes Exemplar des Sohnes von Be-pry aus Kuben-Kran-Krên heißt *kruapu*.¹⁵ Duschls Kayapo-Sammlung befindet sich heute im Linden-Museum Stuttgart.

Das Objekt besteht aus 91 miteinander verbundenen etwa gleichlangen Pfeilrohrstücken (Taquara, *Panicum sanguinale*, subsp. *horizontale*?), wobei in fast jede dieser Hülsen eine Feder gesteckt ist. In der Mehrzahl sind es grüne, gelbgrüne und blaugrüne Federn verschiedener Amazonen sowie drei rote und zwei blaue Schwanzfedern von Aras. Der Rahmen ist etwa ein Viertel kleiner als bei anderen Vergleichsstücken und die bunte Federmischung findet sich bei für den Eigengebrauch hergestellten Stücken nicht. (Verswijver 1992: 188) Von den Kayapó wurden nur die blauen, blauroten und roten Schwanzfe-



Abb. 4 Hinterkopfschmuck der Kuben-Kran-Krên (Inv. Nr. U1), 1968



Abb. 5 Lippenschmuck *ngröntikrã* der Kuben-Kran-Krên (Inv. Nr. L68, L=26 cm) Pfeil

dern von Aras verwendet; z. B. *Ara macao* und *A. chloroptera*.

Bei mehreren Stücken ist die Typenbezeichnung falsch, z. B. handelt es sich bei dem »Ohrschmuck aus Federn« (Inv. Nr. U34), der keiner Ethnie zugeordnet ist, um ein Oberarmband *padje* oder *padjekra* der Xíkrin. Laut Duschl ist der genaue Name: *mén pakami*

moni prü padje [padsche] *krã*.¹⁶ Die grünen und grünblauen Federn sind vom Körper des *Ara chloroptera* und *Ara macao*. Auch die Interpretation eines Lippenschmuckes der Kuben-Kran-Krên als »Zeremonialpfeife« bzw. »Musikinstrument« (Inv. Nr. L68) ist nicht korrekt. Richtig ist dagegen das genannte Material:

»Tucanschnabel« und »Taquararohr«. (Abb. 5) Bei Verswijver (1996: 155) ist dieser Lippenschmuck als *ngröntikrã*¹⁷ bezeichnet. Er wird von Männern bei rituellen Tänzen im Zusammenhang mit der Lippendurchbohrung im Mund getragen und mit den Zähnen gehalten.

Die **Araweté** sind mit ihrem typischen Kopfreif *dcokã*¹⁸ (Inv. Nr. U4) bzw. *dyokã* vertreten, der in Museumssammlungen selten zu finden ist, viel seltener als der Kopfschmuck der Kayapó.¹⁹ Die Sammlungsdocumentation erwähnt nicht, dass es sich teilweise um Tapirage-Federn von Aras handelt; diese wurden am lebenden Vogel farblich von blau oder rot zu gelb-orange oder blau-gelb verändert. (Abb. 6) Auch der in der Sammlungsdocumentation bislang keiner Ethnie zugeordnete »Ohrschmuck mit gelben Federn« (Inv. Nr. U28) ist von den Araweté. (Abb. 7) Wie bei einer Blüte sind um eine weiße Baumwollmitte gelb-orange Tapirage-Federn vom Ara angeordnet. Die Schnüre sind mit schwarzen Samenkörnern verziert (*Cardiospermum halicacabum*?). In der Wiener Sammlungsdocumentation bezeichnet Lukesch den Ohrschmuck als *nambikã* oder *nambikwaun*, »getragen von Mädchen und Frauen.«

Auch die Rassel *aray* fehlt nicht. In der Grazer Sammlungsdocumentation heißt es: »L103 Korbfederrassel »arai«, Geflecht der Aruápflanze eines körbchenförmigen Resonanzkas-



Abb. 6 Kopfreif *dcokã* oder *dyokã* der Araweté (Inv. Nr. U4), 1982



Abb. 7 Ohranhänger der Araweté (Inv. Nr. U28)

tens, in dem drei Araschwanzfedern stecken und der sich zu hohlem Stiel verjüngt. Umhüllung des Geflechtes mit ungesponnener Baumwolle und unten Baumwollfadenwicklung, gefüllt mit kleinen Steinchen und Muschelschalen, [...], Ritualinstrument der Schamanen, Araweté von Ipixuna (1982)« (Abb. 8) Mit der »Aruápflanze« ist sicher die *arumã* gemeint (*Ischnosiphon*



Abb. 8 Rassel aray der Araweté (Inv. Nr. L103, L=26 cm, L. Federn=44 cm), 1982

sp.) und bei den meisten vergleichbaren Stücken sind es vier und seltener fünf rote Arafedern. Möglicherweise ging hier eine Feder verloren.

Zwei sorgfältig gearbeitete Kämme (Inv. Nrn. 54b, 54c) aus Palmholzstäben und Baumwolle, die bisher keiner Ethnie zugeordnet sind, könnten von den Asuriní oder von deren früheren Feinden und Nachbarn, den **Yudjá** (Juruna), gefertigt worden sein.

In der Pressemitteilung vom 9. März 2020 ist »eine Kette aus Brüllaffen­zähnen sowie der gut erhaltene Federschmuck, u. a. aus den Schwanzfedern des Aras« als »besonders eindrucksvoll« beschrieben. In der Sammlungsdokumentation heißt es: »Federschmuck der Kayapó« (Inv. Nr. U6). Es handelt sich um ein farblich sorgfältig ausgewogenes Kopfband. Allerdings sind nur die beiden zentralen roten Federn und eine blaue Feder von Aras, nämlich Schwanzfedern von *Ara macao* (rot) und *Ara macao, chloroptera* oder *ararauna* (blau). Die gelben Federn sind vom Schwanz des Krähenstirnvogels (z. B. *Psarocolius decumanus*) und die grün-roten und grünen vom Schwanz verschiedener Amazonen (z. B. *Amazona aestiva*, *A. amazonica*). Ähnliche Stücke sind in der Akte der Lukesch-Sammlung des Weltmuseums Wien als *og-ko* bezeichnet, bei Verswijver (1996: 166 f.) heißen sie *akkakry-re* und Duschl nennt sie *mén oko* (Mündliche Mitteilung 13. Mai 2020). Das Stück wurde anscheinend nicht getragen, könnte aber durchaus für den Eigengebrauch hergestellt worden sein. (Abb. 1)

Zur Brüllaffen­zahnkette der Asuriní (Abb. 9) heißt es in der Grazer Dokumentation »L87 »Kainjünja«, sechs Ketten an einer Stelle durch Baumwollumwicklung zusammengebunden, dort kleine Anhänger aus Nusschalen und Steinchen, Kette mit Brüllaffen-Reißzähnen [Eckzähne], auf Schnur durch Umflechtung aufgereiht. Männerkunst für die Frauen ist bei den Asuriní die schwere und eindrucksvolle Zahnkette von bis zu 1000 Reißzähnen des Brüllaffen. Die Mädchen mit Adlerflaumfedern im Haar als Gehilfinnen und Partnerinnen des Asuriní-Schamanen im extatischen Tanz sind geschmückt mit schweren Brüllaffen­zahnketten und den Armreifen mit eingelegten Knochenplättchen. L 37cm, Asuriní vom Ipiacaba (1971)« Die Kette in der Lukesch-Sammlung des Weltmuseums Wien (Inv. Nr. 165.239) ist etwas abweichend als »kaniün« bzw. »kany-na« bezeichnet; es handelt sich laut Lukesch um eine »von den Asuriní hergestellte Imitation aus Tapirknochen«. Er schreibt dort ergänzend: »Die Zahl der verwendeten Zähne ist ein Hinweis auf das große Jagdglück der Asuriní.« Diese Ketten sind sehr selten und es ist als im Erstkontakt erworbenes Stück besonders wichtig. Zu ergänzen wäre le-



Abb. 9 Kette kainjünja der Asurini, Zahnimitate aus Tapirknochen?
(Inv. Nr. L87)



Abb. 10 »Tribut an Cacique Raoni, Baustelle Karmeliterplatz« bzw. Österreichischer Fahrradfahrer in Graz mit Kopfband der Kayapó und Frauenkette der Asurini (Graz, 2019)

diglich der lateinische Name der Brüllaffen (*Alouatta*). Unverständlich ist, warum das Weltmuseum Wien dieses Stück nicht in Österreich behalten wollte.

Auf einem Foto des Künstlerprojektes (Abb. 10) trägt ein Fahrradfahrer den *kainjünja* einer Asurini-Frau und den *men oko* eines Kayapó-Mannes. Der Schmuck von Frau und Mann sowie früherer Erbfeinde vereint an einem Österreicher? Wusste er das?

Kunstaktion statt Wissenschaft

Die Kontaktaufnahme zu Indigenen in Brasilien ist schwer, und die Kenntnis von Objekten erfordert jahrelange Arbeit mit diesen. Es ist verständlich, dass die Beteiligten diesen Weg nicht selbst gehen konnten. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten hat Wolf die Dokumentation von Lukesch im Weltmuseum einbezogen. Nach weiteren auf die Region oder die materielle Kultur der drei Ethnien spezialisierte Wissenschaftlern (Ethnologen, Linguisten, Biologen), die mit ihren Erfahrungen einen Beitrag hätten leisten können, wurde nicht gesucht. Auch ein Kontakt zu Survival International oder der Gesellschaft für bedrohte Völker, die sich seit Jahrzehnten für die Rechte Indigener in Brasilien einsetzen, wurde nicht hergestellt, obwohl beide Organisationen Sektionen in Österreich haben.

Stattdessen also Kunst.

Die drei Künstler wussten nichts über die Herstellung und Verwendung der Objekte. Diese Unkenntnis hätte durch ein Interesse für die historische und aktuelle Situation der Araweté, Asurini und Kayapó aufgewogen werden können. Dazu kam es jedoch nicht. Die Ursache könnte eine Ideologie sein, die sich negativ auf das Interesse auswirkt und das Denken lähmt: *»Restitution ist eine Möglichkeit, Verantwortung für die koloniale, gemeinsame Geschichte zu übernehmen, die bis in die Gegenwart fortbesteht.«* (PM Beilage 9. März 2020) An wen richtet sich dieser Satz? An den Staat Brasilien? An den brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro und seine verheerende Indianerpolitik? Oder an dessen Vorgänger Luiz Inácio Lula da Silva und Dilma Rouseff, die für den Bau des Staudammes von Belo Monte mit verantwortlich sind? Spätestens seit der Unabhängigkeit des Landes im Jahr 1822 werden die Indianer Brasiliens nicht mehr von Europa, Europäern oder »Weißen« drangsaliert und teilweise

vernichtet, sondern von brasilianischen Regierungen und einem Teil der Brasilianer. Ob die Hautfarbe dabei eine Rolle spielt, wäre zu ergründen, mit Sicherheit sind wirtschaftliche Interessen ein sehr wichtiges Motiv. Zu berücksichtigen ist, dass sich gleichzeitig viele Brasilianer sehr für den Schutz der Indigenen einsetzten und einsetzen.

Der oben zitierte Satz enthält zwei Behauptungen, die nicht durch empirische Studien belegt sind, sondern allein durch Wiederholung ihre Wirkung entfalten.

1. Die Handlungen einer historischen Epoche (Kolonialzeit) wirken bis in die Gegenwart.
2. Europa hat von Afrika, Asien, Amerika profitiert, daher sind heute alle Europäer schuldig oder verantwortlich.

Weiterhin werden historische Objekte als eine Art Batterie betrachtet, geladen mit »kolonialer Geschichte«, die bei räumlichem Transfer eine Art Heilung auslösen könnten. Dies alles kann derzeit nur als Glaubensbekenntnis eines postkolonialen Zeitgeistes bezeichnet werden, nicht aber als Wissenschaft.

Interessant ist außerdem die Behauptung, dass die »Objekte nun an einen geschützten Ort – das Brasilianische Nationalmuseum in Rio de Janeiro – zur Bewahrung der Erinnerung« zurückkehren. Es sei daran erinnert, dass kürzlich ebendort durch den Großbrand die weltweit bedeutenden Sammlungen vernichtet wurden. Der Brand in dem zweihundert Jahre alten Gebäude war durchaus kein unvorhersehbarer Schicksalsschlag, sondern die Folge jahrzehntelanger Vernachlässigung eines zeitgemäßen Brandschutzes. Das Problem war bekannt und wurde mit Sicherheit mehr als einmal von Museumsmitarbeitern den finanziellen Trägern vorgetragen. Die nötigen Baumaßnahmen wurden immer wieder verschoben. Der Brand ist daher vor allem ein Ausdruck von Schlamperei und Ignoranz brasilianischer Behörden und der damals verantwortlichen Politiker, die sich offensichtlich stets für andere Dinge interessierten.

Es ist auch keine »Rückkehr der Objekte in ihrer kollektiven Erzählung«, denn sie werden lediglich nach Rio de Janeiro transferiert und nicht etwa an den Rio Xingu. Für die dortigen Indigenen eine teure, etwa dreitägige Reise und daher so gut wie unerreichbar. Eine Zeitreise in die Vergangenheit ist es darüber hinaus auch nicht.

Eine weitere Frage lässt sich leicht beantworten: »Kann der Akt der Rückgabe sowie die Anerkennung unserer politischen, wirtschaftlichen, materiellen und spirituellen Beziehungen zur Knüpfung erneuter Beziehungen und Sichtweisen

beitragen?« (PM Beilage 9. März 2020) Nein. So jedenfalls nicht. Denn mit der Übergabe der Objekte ist das Projekt für Graz, für die Steiermark und für Österreich abgeschlossen. Es wird keine gegenseitigen Besuche geben, keine Publikation und keine gemeinsam gestalteten Ausstellungen.

Die Künstler hätten mit Sicherheit realitätsnähere Ergebnisse liefern können, wenn wenigstens spezialisierte Wissenschaftler eingebunden gewesen wären.

»Schenkungs« – »Übergabe« – »Heimkehr« – »Rückgabe« – »Restitution«?

Mit Sicherheit ist richtig, dass es sich um eine »Schenkungs« zwischen zwei Museen und um eine »Übergabe« von Objekten von Graz nach Rio de Janeiro handelt. Die von Ute Baumhackl in der »Kleinen Zeitung« verwendete Floskel einer »Heimkehr nach Amazonien« ist falsch, denn die Stücke kamen nicht aus dem Museu Nacional und Rio de Janeiro liegt nicht in Amazonien. Ebenfalls falsch ist der Titel der Online-Ausgabe der Zeitung »Der Standard« vom 9. März – »KOLONIALISMUSDEBATTE Land Steiermark gibt ethnographische Objekte an Brasilien zurück« – und der Titel der Printausgabe vom 10. März 2020: »Land Steiermark restituiert 197 Ethnographika«. Eine »Rückgabe« an Brasilien ist es nicht und auch keine Restitution, denn Lukesch hat die Stücke nicht von Brasilien erhalten, sondern von den Araweté, Asuriní und Kayapó. Auch mit der Kolonialismusdebatte hat die Schenkung nichts zu tun, denn Brasilien vollzog – wie gesagt – im Jahr 1822 seine Unabhängigkeit von Portugal.

Ganz unschuldig an dieser Fehlinterpretation der Medien sind Direktor Muchitsch und Kulturlandesrat Drexler nicht. Letzterer verwendet in der Pressemitteilung vom 9. März folgenden Satz: »Die Übergabe dieser Sammlung [...] soll gerade in Ländern, die Artefakte von Ureinwohnern aus kolonialen Kontexten besitzen, zu einem Diskussionsprozess über den Umgang mit diesen Objekten führen.« Und bei Muchitsch heißt es: »Der Umgang mit Sammlungsobjekten aus kolonialem Kontext ist seit einigen Jahren eines der großen Themen in der Museumswelt.« Der Journalist Stefan Weiss vom Standard hat also nur etwas umformuliert, wenn er schreibt: »Hinzu kommt die in den letzten Jahren erstarkte Debatte um Rückgaben kolonial belasteter Objekte. Ob die Sammlung Lukesch in diese Kategorie fällt, ist Definitionssache. Joanneum-Chef Wolfgang Muchitsch sieht zwar keine direkte koloniale Belastung, genauer untersucht wurde die Erwerbsge-

schichte der Objekte allerdings nicht«. (Der Standard, 10. März 2020) Alle drei haben damit nur den Titel (Sammlungsgut aus kolonialem Kontext) einer oberflächlichen, unwissenschaftlichen Publikation des Deutschen Museumsbundes zitiert, die der Autor bereits hinreichend behandelt hat. (Schlothauer 2018)

Allerdings äußerte sich Drexler auf Nachfrage des Autors eindeutig und klarstellend: *»Ein kolonialer Kontext besteht im Falle der Sammlung Lukesch nicht [...] und es war eine Übergabe und keine Rückgabe*«. (Mail Drexler 28. April 2020) Der Diskussionsprozess in Brasilien könne durch die Vereinbarung im Schenkungsvertrag durch das Museu Nacional angestoßen werden, da die Araweté, Asuriní und Kayapó über die Schenkung zu informieren und *»die- sen die Objekte für Forschungs- und Ausstellungszwecke zu- gänglich*« zu machen seien.

Die thematische Konstruktion »Kolonialismus und Restitution« hat sich seit 2017 pandemisch in Teilen Europas verbreitet. Da niemand so recht weiß, was damit konkret gemeint sein soll und gleichzeitig der Koalitionsvertrag der aktuellen deutschen Bundesregierung staatliche Gelder erwarten lässt, erweiterte sich der Kreis der Mitredenden exponentiell. Auch die Diskussion der zwei Philosophen und des Historikers mit Muchitsch an der Universität Graz vom Juni 2019 ist ein Ergebnis dieser zeitgeistigen Ausbreitung. Um die erste Frage – *»Welche Kunstobjekte, Kulturgüter und andere Artefakte befinden sich in europäischen Museen und wie sind sie dorthin gekommen?«* – zu beantworten, saßen mit Sicherheit die falschen Personen am universitären Stammtisch. Wer aber mangels Kenntnis nicht in der Lage ist, die erste Frage zu beantworten, kann bei der Behandlung der zweiten nur scheitern – *»Welchen Anspruch hat Europa auf Objekte mit kolonialer Geschichte?«*

Das Problem der Restitutionsdebatte zeigt sich hier in klarer Weise. Weder die Journalisten, noch Drexler, Muchitsch und die Grazer Diskutanten, noch die Künstler haben sich mit den Objekten und mit den Araweté, Asuriní und Kayapó befasst. Der Autor kritisiert nicht den Mangel an Kenntnissen, sondern dieses Desinteresse. Es scheint, als hätte der Glaube an eine »Restitution kolonial belasteter Objekte« das Interesse an der historischen und aktuellen Situation der genannten Indigenen ausgelöscht. Jede mögliche Restitution geht jedoch immer von einem Objekt aus und ist dadurch ein konkretes Projekt und keine retro-moralische Abstraktion.

Was wäre eine Restitution?

A. Eine Restitution liegt vor, wenn einer Person auf ihren aktiven Wunsch hin ein von ihr hergestelltes oder verwendetes Objekt wieder übergeben wird, das ihr zuvor rechtswidrig entzogen wurde. (Diese Variante kommt bei musealen Objekten durch die begrenzte Lebensdauer der Beteiligten nicht vor, denn die meisten Objekte sind älter als 100 Jahre.)

B. Ersatzweise könnten die Nachfahren des Herstellers/Verwenders an dessen Stelle treten. Wenn dieser nicht bekannt ist oder keine Nachfahren mehr leben, könnte auch diejenige indigene Gemeinschaft den Anspruch stellen, um deren traditionelle Kultur es sich handelt. Die Vertreter müssen von der indigenen Gemeinschaften entsprechend legitimiert sein.

Derartige von den Indigenen ausgehende Restitutionsanfragen gibt es derzeit praktisch nicht.

Das wesentliche Problem ist, dass sich mangels historischer Quellen ein möglicher unrechtmäßiger Erwerb fast nie beweisen und in den meisten Fällen auch nicht durch Indizien belegen lässt. Diesen Mangel versuchen Restitutionsbefürworter dadurch auszuhebeln, indem pauschal ein »asymmetrisches Machtverhältnis« unterstellt wird.

Aber auch dieses muss durch entsprechende Indikatoren im Einzelfall empirisch, historisch und regional belegbar sein.

Das zweite Problem, das der Legitimation, wird wegen geringer Fallzahlen bisher selten erkannt.

Nach dieser Definition kann eine Übergabe oder Schenkung zwischen zwei Staaten dann keine Restitution sein, wenn der empfangende Staat in kolonialer Zeit entstanden ist und die jeweilige indigene Gemeinschaft nicht befragt wurde, ob sie durch diesen vertreten werden will.

Fazit

Diese Schenkung oder Übergabe zwischen zwei Museen ist keine Restitution. Da die Lukesch-Sammlung nicht so recht in das Portfolio des Museums Joanneum passte, war die Weitergabe an ein anderes Museum naheliegend. Wegen der Brandkatastrophe fiel die Wahl auf das Nationalmuseum in Rio. Die Objekte wurden konservatorisch behandelt, erfasst und eine Sammlungsdokumentation erstellt. Informationen zu den Araweté, Asuriní und Kayapó wurden von der Stabsstelle eingeholt, aber von den politisch Verantwortlichen nicht einbezogen. Mit spezialisierten Wissenschaftlern wurde nicht zusammengearbeitet. Auch Organisationen, die sich für die Rechte der Indigenen Brasiliens einsetzen, waren nicht einbezogen.

In den letzten zehn Jahren haben Kunstprojekte in Völkerkundemuseen eine Bedeutung erhalten, die ihnen nicht zusteht. Im gleichen Zeitraum hat die wissenschaftliche Arbeit zu den Objekten rapide abgenommen und zwar so weit, dass kaum noch Spezialisten vorhanden sind. Dadurch sind die Fehler in den Texten und bei der

Objektauswahl derart gestiegen, dass kaum noch eine Ausstellung als wissenschaftlich relevant bezeichnet werden kann. Die Folge: Nicht Wissenschaftler und gründliche Vorarbeit, sondern Event-Manager, Künstler und Aktivistinnen dominieren mit ihren realitätsfernen Phantasien und Gefühlen die Selbstdarstellung von Völkerkundemuseen und finden mediale Aufmerksamkeit.

Es scheint, als ob der postkoloniale Rückblick in die Vergangenheit die scharfe Wahrnehmung der Gegenwart blockiert. Glaubensbekenntnisse – und nichts anderes sind die postkolonialen Heilserwartungen durch Restitution – haben schon immer dazu geführt, dass die Realität nicht verstanden, sondern entsprechend den Vorgaben interpretiert und moduliert wurde. Der Glaube etwas Gutes (ethisch Richtiges) zu tun, heißt nicht, dass

damit etwas Gutes getan oder erreicht wird.

Aber auch die unklaren Begriffe und fehlenden Definitionen vernebeln die Sicht der Restitutionsbefürworter. Ohne Differenzierung wird von »Ursprungsgesellschaften«, »Herkunftsgesellschaften«, »Herkunftsgemeinschaften« oder den »Nachfahren der Hersteller« bzw. »der herstellenden Kulturen« geschrieben – und jeder versteht etwas anderes darunter. Eine Würdigung der Hersteller (Araweté, Asuriní, Kayapó) und ihrer Nachfahren setzt Interesse und Kenntnisse voraus. Fehlen diese, ist alles vergebens – selbst wenn es gut gemeint ist.

Interessant ist, dass bei den bisher vollzogenen Restitutionen von Objekten die Initiative meist von europäischen bzw. nordamerikanischen Kuratorinnen ausging und nicht von den Nachfahren der Hersteller.

Exkurs Nach dem Brand – ein persönliches Resümee



Abb. 11 Verwandlungen

Eine Tatsache, über die bezüglich der Brandkatastrophe niemand spricht, ist die Bedeutungslosigkeit eines Museums ohne Sammlungen. Es kommen keine Anfragen von Wissenschaftlern mehr, die in den letzten Jahren begonnenen Projekte mit indigenen Gemeinschaften sind nicht mehr möglich und die weltweite Kooperation mit anderen Museen hat ihr Zentrum verloren: die historischen Objekte. Deren Verlust und der der zugehörigen Archive war eine Katastrophe für die Wissenschaft und die Indigenen. Das Setor de Etnologia e Etnografia ist mit 41.495 Objekten, zugehörigen Archivalien und der Fachbibliothek betroffen.²⁰ Der Brand offenbart die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte. Nur ein minimaler Teil der Objekte, nur wenige Prozent, sind mit Foto publiziert und wissenschaftlich beschrieben. Von den Inventarbüchern gibt es keine Digitalisate und keine Mikrofiche. Das Desaster von Rio ist daher auch ein Beleg für die Notwendigkeit dieser Arbeiten.

Damit komme ich zu meinen persönlichen Erlebnissen im Nationalmuseum und den damaligen Zugangsmöglichkeiten zu den Objekten und zur Sammlungsdocumentation. Eines meiner Forschungsgebiete ist seit 1996 der Federschmuck des südamerikanischen Tieflandes (Amazonas). In Folge von Forschungsaufenthalten am Museu Goeldi in Belém und in zwei Terras Indigenas in Rondonia in den Jahren 2010 und 2011 entstand ein Kontakt zum Ornithologen Pedro Ernesto Correia Ventura, der damals im Museu Nacional angestellt war. Beim

nächsten Aufenthalt in Rondonia und im Museu Goeldi besuchte ich Pedro im September 2013 im Museu Nacional. Anwesend waren zwei weitere Mitarbeiter des Bereiches »Etnologia e Etnografia« (Crenivaldo Regis Veloso Junior, Rita Santos). Wir stellten unsere Arbeitsgebiete vor, besichtigten das Depot und das Archiv und ich besprach mit Pedro einen längeren Aufenthalt im folgenden Jahr.

Anfang August 2014 vereinbarte ich mit ihm einen neuen Termin und war nach einem Aufenthalt im Museu Goeldi vom 22. bis 26. September in Rio. Ohne die Organisation vor Ort durch Rita Santos wäre dieser allerdings nicht möglich gewesen. Wie sich herausstellte, reichte Pedros Einladung nicht, sondern es war auch die Genehmigung des im selben Jahr zum neuen Verantwortlichen für die Abteilung Ethnologie ernannten Edmundo Pereira einzuholen. Eine zweiseitige Projektbeschreibung mit Zweck und Ziel des Forschungsaufenthaltes war zu verfassen und zu übersetzen. Zusätzlich war dann auch noch als dritte Person João Pacheco de Oliveira einzubeziehen. Da Rita mit der Fertigstellung ihrer Promotion unter Zeitdruck war, übernahm dann kurzfristig eine am Institut von Oliveira arbeitende Freundin (Maria Rossi) die Betreuung vor Ort. Der Aufenthalt war dank Pedro äußerst produktiv. Ich konnte im Depot mehrere hundert Stücke, im Archiv zwei Akten und zehn Inventarbücher (Inventarnummern 1 bis 20.000) fotografieren. Alle Fotos wurden auf CD gebrannt und dem Museum übergeben.

Bei einem Kaffee kam es mit Pedro beiläufig zu einem Gespräch über den Zustand und die räumliche Lage des Depots. Das historische Gebäude erschien mir für die Aufbewahrung sensibler Materialien, wie Federn es nun mal sind, ungeeignet. Vor den Fenstern waren keine Insektengitter und die Elektrik war mit Sicherheit nicht auf dem neuesten Stand. Die Objekte waren teilweise in Rollschränken untergebracht, teilweise in Holzschränken und teilweise frei hängend. Der Federschmuck war nur zum Teil in säurefreies Papier und in Kartons verpackt. Das Depot hatte keine Klimaanlage, obwohl in Rio die Temperaturen und die Luftfeuchtigkeit stark schwanken. Natürlich waren Pedro die Gefahren und Mängel bewusst und das Museum hatte diese wohl auch mehrfach der zuständigen Verwaltung mitgeteilt; genützt hatte es offenbar nichts. Am Ende der Arbeitswoche vereinbarten wir einen Besuch für das nächste Jahr.

Während der Planungen meines nächsten Aufenthaltes in Belem und Rondonia erfuhr ich am 6. Mai 2015

von Rita, dass Pedro Anfang 2015 verstorben war. Das war ein großer Verlust und kein gutes Vorzeichen. Erneut verfasste ich mithilfe von Rita im Juni 2015 einen Brief, dieses Mal an João Pacheco de Oliveira mit Kopie an Edmundo Pereira. Außerdem folgte ich der Bitte eines ebenfalls auf den Amazonas spezialisierten Kollegen, Klaus-Peter Kästner, dem ehemaligen Kurator des Ethnologischen Museums Dresden, und stellte den Antrag für ihn, einige ausgewählte Objekte der Tupi-Kawahib fotografieren zu dürfen. Ende Juni schrieb Rita, dass die Universität sich in einem Streik befand, meinte aber, dass dieser im September wieder beendet sein würde. Obwohl die nötigen Anträge bereits Anfang Juli eingereicht worden waren, lag Ende August immer noch keine Antwort des Museu Nacional vor. Da die Aufenthalte in Belem und Rondonia bereits fest vereinbart waren, hatte ich eine Woche (12. bis 19. September) für Rio eingeplant. Doch dieses Mal war jedes Arbeiten unmöglich. Abgesehen davon, dass die Begrüßung durch Edmundo Pereira – ohne Angabe von Gründen – unerwartet kühl war, gab es keinen Zugang zu den Objekten und zum Archiv. In den Inventarbüchern durfte ich nur noch lesen und mir Notizen machen; Fotografieren war nicht mehr erlaubt. Ich hätte auch dieses Mal hunderte Objekte und Dokumente fotografieren können und mindestens weitere zehn Inventarbücher.

Glücklicherweise hatte ich auch einen Termin mit dem Museu do Indio vereinbart. Da ich im Museu Nacional offensichtlich unerwünscht war, verabschiedete ich mich und nutzte die zwei verbliebenen Tage am anderen Museum. Die dortigen Kollegen erzählten, dass auch für sie eine Zusammenarbeit mit dem Museu Nacional schwierig sei. Gemeinsame Ausstellungsprojekte oder ein Ausleihen von Objekten für eigene Ausstellungen seien nicht möglich.

Nach dem Brand wurde Edmundo Pereira mit dem Wiederaufbau der Sammlungen des Bereiches Ethnologia und Etnografia beauftragt.²¹ Ich habe ihn mehrmals informiert, davon einmal bei einer öffentlichen Veranstaltung in Berlin²², dass ich mehrere hundert Objekte, die Ausstellungen und zehn Inventarbücher (Inv. Nrn. 1-20.000) fotografiert habe. Eine Kontaktaufnahme durch ihn erfolgte nicht, aber durch eine Mitarbeiterin: »The inventories, the pictures of the objects and the archival material are of crucial importance for the museum at the moment.

The full inventory of the collections and archives was completely lost in the fire and we are trying to recover as much infor-

mation about it as we possibly can. It's also great that you have the images of the objects and archival material as we can cross reference them with what is in the inventory.« (Mail Cinthya Lana 22. Juli 2019)

Das gemeinnützige Research Centre for Material Culture freut sich auf die Zusammenarbeit mit dem Museu Nacional in Rio de Janeiro, und ich würde mich auf ein persönliches Treffen freuen.

Fazit

Ohne Organisation von Rita und Maria, deren Arbeit von mir (Stundensatz von 25 €) bezahlt wurde, wäre ein Forschungsaufenthalt im Museu Nacional unmöglich gewesen. Nur durch die Unterstützung von Pedro war 2014 das Fotografieren vieler Objekte und von zehn Inventarbüchern möglich. Dann war 2015 nichts mehr möglich. Wie viel mehr hätte ich wenigstens fotografisch dokumentieren können?

Fotos *Universalmuseum Joanneum Graz* (Abb. 1, 2-6, 8, 9), *Eduardo Viveiros de Castro* (Abb. 7), *Daniela Brasil, Graz* (Abb. 10, 11)

ANMERKUNGEN

- 1 Der Standard (Online), 9. März 2020, Stefan Weiss: «KOLONIALISMUSDEBATTE Land Steiermark gibt ethnographische Objekte an Brasilien zurück»
Steiermark heute (Radio), 9. März 2020: »Sammlung Lukesch wird Brasilien überlassen«
Kleine Zeitung, 10. März 2020, Ute Baumhackl: »Heimkehr nach Amazonien«
Kronen Zeitung, 10. März 2020, Ch. Hartner: »Land Steiermark: Schenkung der Sammlung Lukesch an Nationalmuseum in Rio. Federn lassen für einen Neubeginn«
Der Standard, 10. März 2020, Stefan Weiss: »Land Steiermark restituiert 197 Ethnographika«
- 2 In der Erwerbsakte des damaligen Wiener Völkerkundemuseums sind die folgenden Feldforschungsaufenthalte genannt: 1952-1959, 1967-1971, 1976, 1979 und 1982. (Post 46/1983) Dort finden sich auch Objektbeschreibungen und weitere Sammlungsinformationen.
- 3 Es handelt sich um Stücke der Araweté, Asuriní und Kayapó (Inv. Nrn. 165.164-165.295) Ein Stück wurde 1971 (Post 22/1971) angekauft und 150 Stücke im Jahr 1983 (Post 46/1983).
- 4 Kellner ist seit Anfang 2018 Direktor des Nationalmuseums und hat u. a. den Auftrag, den Neuaufbau der Sammlungen zu betreiben.
- 5 Es waren zwei Professoren der Universität Graz, Helmut Konrad (Geschichte) und Lukas Meyer (Philosophie) sowie der Philosoph Alessandro Pinzani von der Federal University of Santa Catarina in Brasilien, derzeit als Gastprofessor an der Universität Graz. Keiner von ihnen hat etwas zur materiellen Kultur oder zu den Indigenen Brasiliens publiziert.

6 Wer nach den Namen der Ethnien sucht, findet im Internet zahlreiche Quellen. Die wissenschaftlich Beste ist von Socioambiental, einem brasilianischen Institut. Die Texte können auf Englisch, Spanisch und Portugiesisch abgerufen werden. Deutsche Übersetzungen finden sich auf der Internetseite Brasilienportal. Die umfangreichen Informationen von Socioambiental zu den drei Ethnien und mehrere Bücher sind im Folgenden zusammengefasst.

7 siehe auch www.muturzikin.com/cartesamerique/8indigene.htm, (10. Mai 2020)

8 Die FUNAI (Fundação Nacional do Índio) ist Brasiliens Behörde für die Entwicklung und Umsetzung von Maßnahmen mit Bezug zu indigenen Völkern. Sie ist verantwortlich für die Erfassung und den Schutz von Gebieten, die traditionell von indigenen Völkern bewohnt und genutzt werden.

9 Im Museu Paraense Emílio Goeldi in Belém befindet sich die größte Sammlung dieser untergegangenen Kayapó-Gruppe, die im Jahr 1902 durch den französischen Dominikaner-Missionar Frei Gil Villeneuve bzw. de Vilanova (1851-1905) dorthin gelangte (Inv. Nrn. 1074-1758, 1789-1794). Im Jahr 1909 kamen drei dieser Objekte nach Thurgau (Schweiz) und befinden sich heute im Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen (Inv. Nrn. 1385, 1441, 1447). Im Leipziger Völkerkundemuseum wird die Sammlung von Fritz Krause (1881-1963) bewahrt. Die Objekte wurden von ihm 1908 vor Ort erworben. Kurz nach Krause besuchte Wilhelm Kissenberth (1878-1944) die Irã āmranhre. Dessen Sammlung befindet sich im Berliner Ethnologischen Museum. (Kästner 1983: 21 f., 62 f., 68 f.)

10 Siehe bei den Quellen: »Internet – Belo Monte«. Fotos und genaue Lage sind auf www.maps.google.de unter »Belo-Monte-Wasserkraftwerk« zu finden. Bei Vergrößerung der Satellitenkarte werden die in der Umgebung liegenden Terras Indigenas angezeigt, darunter auch die oben erwähnten. Diese können durch Klicken auf den weißen Namen aktiviert werden und die Reservatsgrenzen werden eingeblendet. Das erschreckende Ausmaß der Entwaldung außerhalb der Reservate ist deutlich erkennbar.

11 www.survivalinternational.de/artikel/indigene-brasilien-evangelikaler-missionar, (26. April 2020)

12 Weitere Informationen auf der deutschen Internetseite: www.ethnos360.de.

13 Mündliche Mitteilung von Peter Duschl und Schlothauer 2012.

14 Dieser Artikel verwendet die Schreibweisen von Socioambiental, die sich etwas von der Lukesch-Sammlungsdokumentation unterscheiden, z. B. »Kuben-krä-kein« bzw. »Kokraimore«.

15 Mündliche Mitteilung von Peter Duschl am 13. Mai 2020. Laut seiner Notizen heißt Pfeil auf Kayapó: krua.

16 Mündliche Mitteilung Duschl am 13. Mai 2020. Der mit blauen Arakörperfedern verzierte Oberarmschmuck wird als mén (Vogelkleid) pakami (?) moni (Ara) prü (Körper) padje [padsche] (Oberarm) krã (?) bezeichnet. Der gelbe Oberarmschmuck heißt peoti (Japu) iamur (Schwanz) mén padje krã.

René Fürst hat dem Museum für Völkerkunde in Basel im Jahr 1964 ein vergleichbares Paar mit der Bezeichnung padje übergeben (Inv. Nr. BS-IVc9877). Bei Verswijver heißt ein ähnliches Stücke padjekra. (1992: 132)

17 Mitteilung Duschl vom 13. Mai 2020: ngrõ (Tukan) ti (groß) krã (Kopf).

18 In der Sammlungsdokumentation zu den Kopfreifen im Weltmuseum Wien (Inv. Nrn. 165289-291) ist die Schreibweise dyokã. Für den geflochtenen Reif nennt Lukesch die Bezeichnung arapetyn.

19 In Wien gibt es drei von Lukesch gesammelte Exemplare mit normalen Arafedern – ohne Tapirage (Inv. Nrn. 165289, 165290, 165291).

Vier besonders schöne Stücke mit Tapirage-Federn der Sammlung Peter Duschl befinden sich seit 2012 im Linden-Museum in Stuttgart. (Schlothauer 2012) Zwei wegen der chaotischen Federwahl weniger gute Stücke im Völkerkundemuseum Dresden (Inv. Nrn. 70385, 70390) wurden 1976 erworben. In Privatsammlungen befinden sich weitere Exemplare.

20 »O Catálogo das Coleções Etnográficas do Museu Nacional, organizado em vinte e dois Livros de Tombo, registraram informações sobre 41495 objetos reunidos entre os séculos XIX e XX. A maior parte do material era proveniente de povos indígenas do Brasil (aproximadamente 30 mil). Também havia importantes coleções afro-brasileira e regional (artesanato, arte popular, cultura popular); e de sociedades e culturas dos continentes africano, americano (norte, central e sul), asiático e da Oceania.« www.museunacional.ufrj.br/dir/pesquisa/see/setor.html, (18. Mai 2020)

21 www.museunacional.ufrj.br/dir/pesquisa/see/projetoreestruturacao.html, (18. Mai 2020)

22 Das öffentliche Statement von mir war am 9. November 2018 während des »4. Internationalen Symposiums VERTAGTES ERBE? KOLONIALISMUS GESTERN UND HEUTE« im Ethnologischen Museum Berlin (www.goethe.de/de/uun/prs/p18/p18/21423306.html)

QUELLEN

LITERATUR

Eisner, Michael; Fras, Anna: Austria transfers the Lukesch collection to the Brazilian National Museum in Rio de Janeiro, in: ExpoTime! 02/03 2020, S. 19-21

Jenkins, Tiffany: Keeping their Marbles, Oxford 2016

Kästner, Klaus-Peter: Indianerkulturen Ostbrasilens, in: Indianer Brasilens, Dresden 1983, S. 21-24

—: Amazonien (Indianer der Regenwälder und Savannen), Dresden 2009

—: Kulturgeschichtliche Einordnung der in der Sammlung Natterer vertretenen Ethnien, in: Augustat, Claudia (Hrsg.): Jenseits von Brasilien, Wien 2012, S. 163 f.

Kellner, Alexander W. A.: The reconstruction of the Museu Nacional in Rio is going forward, in: ExpoTime! 02/03 2020, S. 22-25

Lukesch, Anton: Kontaktaufnahme mit Urwaldindianern (Brasilien): Die Asurini im Xingu-Gebiet, in: Anthropos Bd. 68, H. 5./6., 1973, S. 801-814

—: Bearded Indians of the Tropical Forest, Graz 1976

—: Spannungsfeld Südamerika, Graz/Köln 1980

—: Schamanen am Rio Xingu, Graz/Wien/Köln 1990

—: Der Tapir, der an der Himmelsstütze nagt. Mythos und Leben der Kayapo-Indianer, Graz/Wien/Köln 1994

—: Der Missionar und die Kulturen, in: Internationale katholische Zeitschrift »Communio«, Heft 6, Köln 1994, S. 556-576

Müller, Regina A. Polo: Asurini do Xingu, in: Revista de Antropologia Vol. 27/28, 1984/1985, S. 91-114

Nimuendajú, Curt: Mapa Etno-Histórico do Brasil e regiões adjacentes: adaptado do mapa de Curt Nimuendajú 1944/Fundação Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística, Rio de Janeiro 1980

Schlothauer, Andreas: Ich war nie Ethnologe, sondern immer Abenteuerer. Peter Duschl, in: Kunst&Kontext Nr. 3, 2012, S. 53-55

—: Die erste Restitution des Ethnologischen Museums Berlin – gute Absicht und falsche Begründung?, Report RCMC Berlin, 2018.02 AM

—: Deutscher Museumsbund – Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, in: Kunst&Kontext Nr. 18, 2019, S. 52-57

Soares, Antônio Cotrim: Relatório apresentado pelo sertanista sobre contatos com os índios Asurini, PI Koatinemo Funai, 1971

Ventura, Pedro Ernesto Correia: Identificação ornitológica da plumária Karajá da coleção etnográfica do Museu Nacional, Publicações Avulsas do Museu Nacional Rio de Janeiro, Nr. 73, 1998

Verswijver, Gustaaf: Kaiapo. Amazonia. The Art of Body Decoration, Tervuren 1992

—: Kaiapo - Material culture - Spiritual World, Frankfurt am Main 1995

—: Mekranoti. Living Among the Painted People of the Amazon, München/New York 1996

Viveiros de Castro, Eduardo; Caux, Camla da, Heurich, Guilherme Orandini: Araweté. Um povo Tupi da Amazônia, São Paulo 2017

Viveiros de Castro, Eduardo: Arawete. Os Deuses Canibais, Rio de Janeiro 1981

—: From the enemy's point of view : humanity and divinity in an Amazonian society, Chicago 1992

INTERNET

Socioambiental (Deutsche Übersetzung auf Brasilienportal)

www.pib.socioambiental.org/pt/Povo:Araweté, (26. April 2020)

www.pib.socioambiental.org/pt/Povo:Asurini_do_Xingu, (26. April 2020)

(Deutsche Übersetzung: www.brasilienportal.ch/kultur/ureinwohner-in-brasilien/indio-voelker-brasiliens/asurini-do-xingu/)

[www.pib.socioambiental.org/pt/Povo:Mebêngôkre_\(Kayapó\)](http://www.pib.socioambiental.org/pt/Povo:Mebêngôkre_(Kayapó)), (26. April 2020)

(Deutsche Übersetzung: www.brasilienportal.ch/kultur/ureinwohner-in-brasilien/indio-voelker-brasiliens/kayapo/)

www.pib.socioambiental.org/pt/Povo:Kayapó_Xikrin, (26. April 2020)

(Deutsche Übersetzung: www.brasilienportal.ch/kultur/ureinwohner-in-brasilien/indio-voelker-brasiliens/kayapo-xikrin/)

Belo Monte

www.kooperation-brasilien.org/de/themen/landkonflikte-umwelt/belo-monte, (26. April 2020)

www.blickpunkt-lateinamerika.de/artikel/studie-belo-monte-wasserkraftwerk-bringt-kaum-wirtschaftlichen-impuls/, (26. April 2020)

Survival International und Gesellschaft für bedrohte Völker

www.survivalinternational.de

www.survivalinternational.de/artikel/indigene-brasilien-evangelikaler-missionar, (26. April 2020)

www.gfbv.at, www.gfbv.de

Museum Joanneum

Pressemitteilung vom 9. März 2020 (inklusive Beilagen)

Pressespiegel vom März 2020

Vortragsmanuskript Wolfgang Muchitsch, 17. Juni 2019

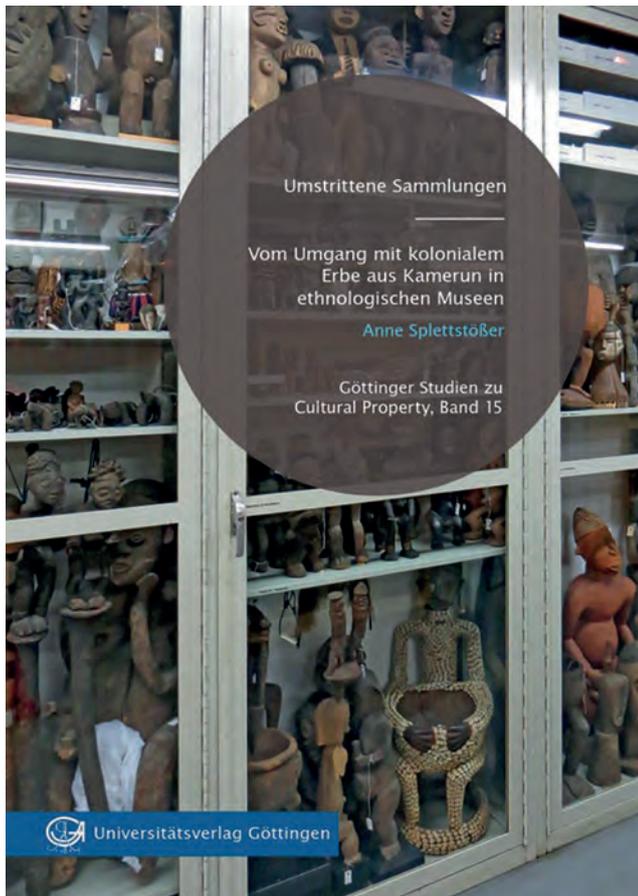
Weltmuseum Wien Archiv

Post 22/1971 Lukesch

Post 46/1983 Lukesch

Medien

www.derstandard.de/story/2000115540458/land-steiermark-restituiert-ethnographische-objekte-an-brasilien, (20. April 2020)



Anne Splettstößer

Umstrittene Sammlungen

Vom Umgang mit kolonialem Erbe aus Kamerun in ethnologischen Museen

Die Fälle Tange/Schiffsschnabel und Ngonnso/Schalenträgerfigur in Deutschland und Kamerun, Göttingen: Universitätsverlag 2019, 403 S.

»Wie gestaltet sich der Umgang mit umstrittenen Dingen aus der Kolonialzeit in ethnologischen Museen Deutschlands und in Kamerun?« (19) Dieser Frage nachgehend, behandelt Splettstößer in Fallstudien zwei Objekte, die während der Kolonialzeit nach München bzw. Berlin kamen. Die diesbezüglichen Rückgabeanfragen kommen nicht vom Staat Kamerun, sondern von dortigen Personen bzw. Gruppen und richten sich an zwei deutsche Völkerkundemuseen.

Kum'a Mbape (1846–1916) war ein Häuptling der Bele Bele, einer Untergruppe der Duala. Seit den 1990er-Jahren fordert ein Enkel, Kum'a Ndumbe, die Rückgabe eines figurativ beschnitzten und mit bunten Ölfarben bemalten Schiffsschnabels (*tange*), der sich seit 1884 in München befindet, vom Museum Fünf Kontinente. Die Rückgabe »wurde 1999 und 2010 vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst« (17) u. a. deshalb abgewiesen, da der Fordernde, trotz mehrmaliger Bitten, seine Erbberechtigung nicht vorlegen wollte.

Das zweite Rückgabegesuch kommt von den Nso, einer Chéfferie des Kameruner Graslandes, und betrifft eine hölzerne mit Kauris bedeckte Schalenträgerfigur (*ngonnso*). Die Figur gilt als Darstellung der Gründerahnin der Nso und soll einst im Besitz des Fon (Herrscher) Seembum II. (1875–1907) im Ort Kumbo gewesen sein. Der Enkel und aktuelle Fon der Nso, Sehm Binglo I., hat erstmals 1998 in einem Brief um Rückgabe gebeten und die Stiftung Preußischer Kulturbesitz lehnte im Jahr 2011 die Anfrage ab. (18)

Das Buch ist neben Einleitung und Fazit in vier Abschnitte gegliedert. Im zweiten Kapitel geht es um »Ethnologische Museen und die Debatte um Rückgabe« in Deutschland, eine Zusammenfassung ohne neue Erkenntnisse. In den folgenden drei Abschnitten werden geschichtliche Hintergründe zu den Duala und Nso, den beiden Objekten und den heutigen Akteuren der Rückgabeanfragen zusammengestellt. Dies sind die wesentlichen und interessanten Teile des Buches.¹



Abb. 1 Schiffsschnabel (tange)

Zur Methodik der Fallstudien

Splettstößer geht es »in einer ethnologischen Herangehensweise um das verstehende Nachvollziehen möglichst vieler Akteursperspektiven und das Ernstnehmen der Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen auf allen Seiten.« (41) Die Reaktionen der Museen zu Beginn ihrer Forschung reichten »von schierem Ignorieren und Verweigerung des Betretens der Sammlung bis zu Vorwürfen, ich wolle die Sammlung sichten und dann den Herkunftsländern übermitteln, damit diese Rückgabeforderungen stellen können.« (41) Als Ausnahmen nennt sie das Museum Fünf Kontinente in München und das Ethnologische Museum Berlin.

Die knappen Projektressourcen erlaubten lediglich kurze Aufenthalte vor Ort. (45) So kam es im Januar/Februar und Oktober/November 2012 zu zwei etwa vierwöchigen Aufenthalten in München sowie von März bis Mai zu einem zweimonatigen Aufenthalt in Berlin. (43) Dabei war der Zugang zu den Objekten bzw. zum Archivmaterial sehr unterschiedlich: »[...] in Berlin bearbeitete ich selbst Teile [der Sammlung] im Depot, während ich in München lediglich einige von KuratorInnen begleitete Führungen machte [...]. In [München] wurde mir volle Einsicht in den gesamten, mit der Rückgabeforderung zusammenhängenden Schriftver-

kehr gewährt, während ich in [Berlin] keinerlei Einsicht [...] nehmen durfte.« (54)

Es folgten zwei Forschungsaufenthalte in Kamerun, ein vierwöchiger in Douala und Yaoundé im Dezember 2012 und ein fünfwöchiger im Frühjahr 2013 in Kumbo, Foumban, Dschang und Yaoundé. Da Splettstößer englisch spricht, konnte sie in Kumbo »im anglophonen Teil Kameruns [...] alle Interviews und informellen Gespräche auf Englisch« führen. (49) Im französischsprachigen Teil Kameruns benötigte sie einen Übersetzer. Zu ihrer Einbindung vor Ort schreibt sie: »Sowohl in Duala als auch in Kumbo bekam ich Begleiter zur Seite gestellt, die sich meiner auf Weisung der Rückgabefordernden annehmen sollten und mir neben einem erleichternden Zugang [...] wenig Bewegungs- und Aktivitätsfreiheiten ließen. So zielte im Vergleich zur Kontrolle über das Datenmaterial in den Museen in Deutschland, in Kamerun die Kontrolle eher auf meine sozialen Kontakte ab.« (44) Die kurzen Aufenthalte waren mit Schwierigkeiten verbunden: »Die Vereinbarung offizieller Treffen etwa mit ICOM Kamerun, dem Kultusministerium oder Universitätsmitarbeitern [...] gestalteten sich langwierig und schwierig, da ich – zum ersten Mal in Kamerun – noch nicht über soziale Netzwerke verfügte.« (45)

Fallstudie 1: Der Schiffsschnabel (tange)

DIE DUALA UND DER EUROPÄISCHE WESTAFRIKAHANDEL

Die »in das Deltagebiet des Wouri-, Mungo- und Dibambeflusses« (141) eingewanderten Duala etablierten seit dem 15. Jahrhundert ein Monopol im Handel zwischen europäischen Schiffsbesatzungen und den Bevölkerungsgruppen des küstenfernen Hinterlandes. Angeboten wurde von ihnen zunächst Elfenbein und Sklaven sowie später Palmöl und Palmkerne. (142) Zu den erworbenen Waren zählten neben Textilien, Alkohol, etc. auch Waffen, die wiederum erlaubten, dass die Duala ihre Macht ausbauen konnten. Die »Duala-Eliten profitierten laut Eckert materiell [...] von der Kollaboration« mit den Europäern und der europäische »Einfluss fand sich auch in der Kleidung [...] und der materiellen Kultur wieder.« (144)

Sowohl die Duala als auch die Nso waren »eine stratifizierte Gesellschaft, die sich in Freie und Sklaven teilte.« (150) Spletstößer zitiert den deutschen Journalisten Hugo Zöller (1852–1933), der sich 1884 in Duala aufhielt: »Dabei nahm der Handel mit Sklaven durch mehrere Verträge – der erste davon 1841 zwischen den Briten und den Häuptlingen Bell und Akwa – gegen Entschädigung für die Häuptlinge offiziell ein Ende (1885: 167).« (143) Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde dann »laut Eckert die inoffizielle Sklaverei schrittweise beendet, da auf den von Duala angelegten Kakaoplantagen nachweislich Abhängige arbeiteten (1991: 114).« (144)

Kurz zusammengefasst: Die Häuptlinge der Duala erhielten von den europäischen Staaten, erst vom Vereinigten Königreich und dann vom kaiserlichen Deutschland, eine Entschädigung, damit sie ihre afrikanischen Nachbarn nicht mehr als Sklaven verkauften. Trotzdem arbeiteten weiterhin (inoffiziell) Sklaven auf den Kakaoplantagen der Duala. Erst in der Kolonialzeit konnte das Verbot der Sklaverei endgültig durchgesetzt werden.

DIE DUALA UND DAS DEUTSCHE KAISERREICH

Wegen gesellschaftlicher Spannungen und interner Machtkämpfe verfassten im Jahr 1881 die Häuptlinge Bell und Akwa ein Schreiben an den britischen Premierminister William E. Gladstone (1809–1898): »We are tired of governing this country ourselves; every dispute leads to war and often to great loss of lives, so we think it is the best thing to give up the country to you British men who no doubt will bring peace, civilization and Christianity in the country.« (146) Laut Aus-

ten hatten sich seit den 1870er-Jahren »Segmente der Duala-Gesellschaft, darunter [der Ort] Bonabéri, gegen Häuptling Bell aufgelehnt (1996: 66).« (155) Trotz der zahlreichen Unterschriften unter dem 1884 mit den Deutschen unterzeichneten Schutzvertrag »verweigerte ein pro-englischer Häuptling namens Kum'a Mbape (Lock Priso) aus Bonabéri (Hickory Town) die Unterschrift und damit die Anerkennung des Vertrages.« (155) Dies sei jedoch, schreibt Buchner, »nicht aus Sympathie für England, sondern aus Haß gegen King Bell« englisch gesinnt gewesen. (190) Zöller erwähnt Territorialstreitigkeiten als Konfliktauslöser: »Die zwischen König Bell und Häuptling Lock Priso streitige Ortschaft Bonandalla hat auch Anlaß dazu gegeben, daß 1884 ein Bürgerkrieg ausbrach. (1885: 2)« (155)

Am 15. Dezember 1884 griffen Kum'a Mbape und seine Leute das Dorf von Bell an und brannten dieses nieder. (155, 190) Durch den Schutzvertrag verpflichtet, sah sich der damalige stellvertretende Konsul, Max Buchner (1846–1921), nun als Partei eines inner-ethnischen, afrikanischen Konfliktes: von Bell und seinen Leuten wurde ein Eingreifen der Deutschen zu ihren Gunsten erwartet. Da kein Militär vor Ort war, musste zunächst das Eintreffen von zwei Marineschiffen am 18. Dezember abgewartet werden. Zwei bzw. vier Tage später wurde gemeinsam mit »etwa 40 sehr langen, bunt geschnitzten [...] verzierten Kriegscanoes der deutschfreundlichen Dörfer, Könige und Häuptlinge« Hickory-Town angegriffen und anschließend Teile angezündet. (191) Daraufhin fanden »ausgedehnte Plünderungen« seitens der Leute von Häuptling Bell und Akwa statt. (191)² Buchner hatte sich vorher »ausgebeten, dass ich die einzelnen Häuser vorher auf ethnographische Merkwürdigkeiten durchsehen darf. Meine Hauptbeute ist eine grosse Schnitzerei [...], die nach München kommen soll. (1914: 194)« (192) Im Jahr 1885 schenkte er den »Bootsschnabel« dem Staatlichen Museum für Völkerkunde in München. (186)

DAS OBJEKT

Der tange erhielt im Münchner Museum die Inventarnummer 7087, die in roter Farbe auf der Innenseite der Glocke aufgetragen wurde. (196) Auf dem tange sind neben Elefant, Vogel und Schlange auch »europäische Motive« wie Geschirr, Gewehr und Kleidung zu finden. Von Wilcox ist die These, dass die »farbenprächtige Bemalung [...] auf europäischen Einfluss zurückgeht. Dazu wurden [...] spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts europäische Ölfarben verwendet.« (144) In dem Abschnitt – »Die Materialität des Tange und seine Deutungen« (262 f.) – zitiert Spletstößer

ßer die Beschreibungen mehrerer Autoren (Buchner, Frobenius, Keckési, Wilcox) und Interviewpartner (Valère und Louise Epee), unterlässt aber eine eigene systematische Beschreibung und Analyse des *tange* mit seinen Figuren und Szenen.

Wilcox schreibt, dass die Herstellung von Holzschnitzereien »*Austragsarbeiten [waren], die von anderen Gesellschaften [...] wie etwa den Boneko oder Abo ausgeführt wurden*«. Letztere wurden von den »Duala als Sklaven« betrachtet. (237) Der Afrika-Kurator des Münchner Museums stellt daher im Interview mit Splettstößer die Frage, ob »*der Schiffsschnabel von Sklaven geschnitzt*« wurde. (221)³ Der Auftrag zur Herstellung und der »*Umgang mit den tange war den Eliten vorbehalten*«, welche diese »*nutzten, um sich, ihr Volk und ihre Herrschaft zu repräsentieren*«. (242) In einem Interview teilt der Duala Louise Epee mit: »*Ifa Tange is on the canoe or in battle somewhere and it breaks, of course it is dead. [...] A canoe can break [...] that means the power of the Tange is no more interesting. It is destroyed. Now the elders, [...] look for a new Tange to do its own work.*« (241) Die *tange* wurden also immer wieder neu hergestellt und vorhandene, nicht mehr gebrauchte, vernichtet. »*Wenn Tange aber prinzipiell als ersetzbar gelten, wäre der Rückgabeforderung wohl die Legitimation entzogen.*« (242)

Heute können »*nur noch wenige Schnitzer Tange herstellen*«. (243) Die Präsidentin der Duala-Frauenorganisation, Luciole Essombey, sagte im Interview zu Splettstößer: »*Die heutigen Tange würden zeigen, dass viel Wissen [...] verloren gegangen sei*«. (243) Es kam, laut Kum'a Ndumbe, zu einem »Bedeutungsverlust«, »*da die Häuptlinge heute in teure Autos statt in Tange investieren würden, da die Wasserstrassen nicht mehr so wichtig seien wie früher*«. (243) Trotz dieses Bedeutungsverlustes und des starken kulturellen Wandels seit dem Jahr 1884, behauptet Kum'a Ndumbe: »*Nur wir wissen, wie wir diesen Tange nutzen*«. (258) Er begründet »*seinen [...] Anspruch auf den Tange mit dem nur dem Herrscher zur Verfügung stehenden Wissen, das er besitze, aber im Rahmen der Forschung bewusst nicht teilen wolle*«. (258)

Der Hersteller und die Verwender sind tot. Kulturelles Wissen wird in der Regel nicht genetisch weitergegeben, sondern von Mensch zu Mensch, was bei den Duala nur teilweise gelungen ist. Nach mehr als 135 Jahren ist also nicht nur das Objekt gealtert und hat sich dadurch verändert, auch die Tradition ist heute nicht mehr die gleiche wie früher. Daraus ergeben sich zwei Fragen: Passt die heutige Tradition noch zum historischen Objekt? Ist es die alte Tradition um die Herstellung und Verwendung,

die fehlt und vermisst wird, oder ist es das Objekt, das als Botschafter dieser Zeit empfunden/interpretiert wird?

In diese Richtung weist auch die Frage von Splettstößer: »*warum, wenn alte Tange so wirkmächtig sein können, dass ihr Fehlen den Fortschritt der Duala hemmt, alte Tange vor Ort zerstört oder an Kunsthändler verkauft wurden/werden?*« (277)

DIE RÜCKGABEFORDERUNG DES KUM'A NDUMBE

Kum'a Ndumbe wurde 1946 in Kamerun geboren und kam 1961 nach München, um sein Abitur zu machen. Er studierte anschließend Politik, Geschichte und Germanistik und ging dann wieder zurück nach Yaoundé, wo er ab 1979 als Dozent an der Universität wirkte. Nach eigenen Angaben sei er 1981 zum Thronerben der Bele Bele bestimmt worden, »*bekleidet aber bis heute nicht das offizielle Amt des Chef Supérieur*«. (210) Dieses wird von Paul Milord Mbappe Bwanga ausgeübt. Im Jahr 1999 stellte Kum'a Ndumbe erstmals eine Rückgabeforderung. (205) Ihm gehe es »*um Versöhnung [...], wenn auf der einen Seite sozusagen das Unrecht geschehen ist, da gibt's keine Reue. [...] Mein Volk braucht Heilung*«. (210)

Der damalige Direktor Walter Raunig und die Afrika-Kuratorin Maria Keckési bezweifelten »*in ihrer Antwort an das Bayerische Staatsministerium die Bezeichnung ‚Königsinsignie‘ und die Relevanz des Tange für alle Bele Bele, forderten einen juristischen Erbberechtigungsnachweis [...] und betonten die Notwendigkeit einer politischen Lösung auf Ebene des Freistaates*«. (211) Einige Jahre später, nun unter dem Direktor Claudius Müller und dem Afrika-Kurator Stefan Eisenhofer, kam es in einer Mail von Dorothea Schäfer an die Journalistin Su-Kyung Han zu einer weiteren Begründung: »*Unser Museum versteht sich als Bewahrer weltweiten kulturellen Erbes und sieht sich als Ort kulturellen Gedächtnisses den kommenden Generationen aller Kontinente verpflichtet. Wir müssen daher sicher gehen, dass an das Museum herangetragene Rückgabeforderungen nicht von kurzfristigem Besitz- und Machtstreben Einzelner geleitet sind und sich nicht nachteilig auf die Bewahrung des Weltkulturerbes auswirken*«. (214)

Verschiedene postkoloniale Vereinigungen und einige deutsche Medien unterstützten Kum'a Ndumbe, und 2015 stellte der Abgeordnete Christian Ströbele (B90/Grüne) eine Kleine Anfrage im Bundestag. (214) Im Auswärtigen Amt wird vom Referat 603 »*Multilaterale Kultur- und Medienpolitik (EU, Europarat), Kulturgutschutz, Rückführungsfragen*« (Vortragender Legationsrat Michael Fabri) seit 2009 eine Akte geführt. (215) und am

13. Mai 2016 kam es im Museum Fünf Kontinente zu einem Treffen mit je einem Vertreter des Auswärtigen Amtes und des bayrischen Staatsministerium, drei Museumsvertretern sowie Kum'a Ndumbe und fünfköpfiger Delegation. Als Ergebnis kündigte Kum'a Ndumbe an, »dass Dokumente bezüglich seiner ‚Legitimität‘ über seinen Rechtsanwalt einzusehen seien«. (215) Was jedoch bislang nicht möglich war.⁴

Das Museum Fünf Kontinente sieht die einseitige »Medienberichterstattung und die Kooperation Kum'a Ndumbes mit postkolonialen Vereinen und Personen(gruppen) [...] kritisch, weil sie [...] einen Rechtfertigungsdruck für das Museum erzeugen«. (218)

GEGENSTIMMEN

In einem Interview mit der Direktorin der Abteilung *Patrimoine* (Kulturelles Erbe) des Kameruner Kultusministeriums, Marthe Darisca Medou, machte diese deutlich, dass ihr Staat »die Priorität auf die Bewahrung der Kulturgüter im Land legt und nicht auf die Unterstützung von Rückgabegesuchten einzelner Bürger«. (217) »Oft sei es auch schwierig zu bestimmen, wem in einer großen Familie was gehöre, da gebe es häufig Streitereien.« (217) Spletstößer schreibt: »In der polygamen Gesellschaft der Douala hatten vor allem die Herrscher eine Vielfalt von Frauen und Nachkommen«. (228) Es können also heute durchaus Dutzende, wenn nicht Hunderte Nachfahren von Kum'a Mbape leben.

»Die Person und die legitime Nachfolge Kum'a Ndumbes sind sowohl in Deutschland als auch in Kamerun umstritten.« (220)

So regte der in Bayern lebende Lehrer Jean-Pierre Félix-Eyoum, Mitglied der Bell-Familie, an, »den offiziellen Chef Supérieur der Bele [...] zu kontaktieren«. (216) Weitere Bemühungen führten jedoch nicht weiter, da Paul Milord Mbappe Bwanga »kein Interesse habe, diesen Fall hochzukochen«. (216) Kum'a Ndumbe sah diesen Kontaktversuch als »Verrat und Fortsetzung der kolonialen Spaltungspolitik lokaler Gruppen an« (217), dabei gehe es Félix-Eyoum um »Annäherung und Dialog statt Dissens, die der Tange in seinen Augen momentan besser im Museum Fünf Kontinente ermöglichen kann als im lokalpolitischen Spannungsfeld Dualas«. (217) Die Familie würde es »als Sieg nicht für Kum'a Ndumbe, sondern gegen Deutschland feiern, wenn der Tange zurückkehren würde«. (232) Spletstößer kommt zu dem Ergebnis: »Offenbar sieht Kum'a Ndumbe also sowohl meine Forschung als auch das Engagement Félix-Eyoums als eindeutig gegen seine Rückgabeforderungen gerichtet an«. (218)

Auch die Vereinbarungen zur Kooperation mit der Göttinger Doktorandin zeigen das manipulative Vorgehen Kum'a Ndumbes. Diese war »als Gast der Stiftung *AfricaAvenir Int.*, 1993 begründet von Kum'a Ndumbe, [...] drei Wochen in Douala« und dann unabhängig eine Woche in Yaoundé. »Der Aufenthalt bei *AfricaAvenir Int.* wurde vorab vertraglich geregelt und auf Basis der Kalkulation Kum'a Ndumbes mit 2.000 € von der Stiftung bezahlt.« (45) Dies war »die einzige Möglichkeit, direkt mit und im Umfeld von Kum'a Ndumbe als dem Rückgabefordernden zu forschen«. (45) Weiterhin wurden »alle Übersetzungen« vom Duala und vom Französischen ins Deutsche von einem Sohn Kum'a Ndumbes getätigt »was die Gesprächssituationen deutlich beeinflusste« (46), und natürlich auch das Ergebnis – die Übersetzung – verändern konnte.

Während des Aufenthaltes nutzte Kum'a Ndumbe seine Position, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen und »konstruierte und präsentierte mich als Vertreterin Deutschlands, nicht als unabhängige Forscherin«. (45) Er förderte »Kontakte zu den ihn unterstützenden Personen [...] und unterband Kontakte zu potentiell kritischen Stimmen«. (45) Als Beispiel nennt Spletstößer ihren Versuch, den offiziell von der Regierung anerkannten Chef Supérieur der Bele Bele zu treffen. Weiterhin lud er am 29. November 2012 zu einer Pressekonferenz ein, »bei der ich meine Forschung vorstellte und als ‚deutsche Sonderbeauftragte‘ (envoyée spéciale) angekündigt wurde, die eine Untersuchung über die von den Deutschen gemachte Kriegsbeute durchführe. Im Rahmen einer Pressekonferenz am 15. November 2012 [...] sollte ich anwesend sein, um zu bezeugen, dass er der ‚rechtmäßige Erbe und Herrscher der Bele Bele‘ sei«. (46) Diese Vereinnahmung meiner Person und Forschung durch Kum'a Ndumbe fand ihren Widerhall auch in den deutschen Medien. In einem Zeitungsartikel der Süddeutschen Zeitung vom 20. Juni 2013 heißt es: »Fragen Sie Frau Spletstößer [...] sie könne bezeugen, dass er [Kum'a Ndumbe] der anerkannte Nachfolger von Kum'a Mbape und damit einer der beiden Könige der Bele Bele sei.« (46) Da die Göttinger Doktorandin versuchte, der »Monopolisierung des ganzen [...] Diskurses durch Kum'a Ndumbe auch divergierende Stimmen entgegenzusetzen, schlug seine anfängliche Unterstützung« ihres Forschungsvorhabens in Kritik um. (47)

Valère Epee, »einer der führenden Tange-Spezialisten und selbstführende traditionelle Autorität der Duala« meinte: »Yes, he is the grandson of Kum'a Mbape. But nothing shows that Kum'a Ndumbe would have inherited the throne. [...] He is the one who wanted the throne! [...] He was not his only grandson.

But never [...] was Kum'a Ndumbe accepted as a potential replacement for Enis». (223)

Im Interview äußerte der Historiker Andreas Eckert: »Also im Grunde muss man ihn [...] auch als jemanden sehen, der mit vielen Dingen recht grandios gescheitert ist«. (220) Er betreibe »vor allem ‚Symbolpolitik‘, zum einen mit dem Ziel seine eigene Position in Douala zu stärken und zum anderen, um finanziell von der Rückgabe [...] zu profitieren«. (220) Wenn Kum'a Ndumbe sagt, seine »ganzen Bemühungen«, seien »fürs ganze Volk« (232), scheint das die übliche Vereinnahmung eines (beliebig füllbaren) Begriffes zum persönlichen Nutzen zu sein. Spletstößer schreibt: »Der Kampf um den Tange stellt für [ihn] eine Möglichkeit dar, sein umstrittenes Ansehen und seine (Macht-)Position in Kamerun und in Deutschland zu beeinflussen«. (234)

Der Aspekt des bestmöglichen Erhaltes eines einmaligen historischen Gegenstandes wurde von einem »Künstler im Auditorium im Rahmen der Konferenz zum Tange« angesprochen: »Die Luftfeuchtigkeit in Douala ist zu hoch, um die Konservierung zu gewährleisten. Die Konservierungsfrage ist eine Hauptfrage«. (251) Weitere Bedenken äußerte die Kameruner UNESCO-Mitarbeiterin Elizabeth-Ewombè Moundo: »As UNESCO we are suggested to be custodians of those things but when we meet with African authorities they are not interested, not at all. You can go buy another one in the market. That's the reality. [...] If Kum'a Ndumbe intends to bring it back to put it in the museum here, I will take it myself and send it back to Germany! Someone will take it and go and sell it here«. (254)

Fallstudie 2: Eine weibliche Figur (*ngonssso*)

DIE NSO UND DAS DEUTSCHE KAISERREICH
Der preußische Offizier Kurt von Pavel (1851–1933) war seit Ende Oktober 1901 unterwegs, um die Bangwa im Nordwesten Kameruns »endgültig zu unterwerfen.« (283) Am 15. Januar 1902 passierte er mit »5 Offizieren, 4 weißen Unteroffizieren, 150 farbigen Soldaten und 600 Trägern« die Landschaft Bango und bezog »in der Hauptstadt Kumbo Ortsunterkunft. [...] Der Häuptling von Kumbo [...] empfing uns freundlich«. (284) Die Nso waren bereits mit islamisierten Gruppen im Norden Kameruns in Kontakt und »fast alle Männer trugen der Haussa-Kleidung ähnliche Gewänder«. (284) Wenige Monate später kam eine Expedition, die von Hauptmann Hans Gustav Ferdinand Ramsay (1862–1938) angeführt wurde. Dieser schreibt,



Abb. 2 Schalenträgerfigur der „Banzo“
(Inv. Nr. III C 15017, Ethnologisches Museum Berlin)

dass er in Kumbo »ebenso wie wenige Monate vorher der Herr Kommandeur [Pavel] in großartiger Weise aufgenommen wurde«. (286)

Als im Juni desselben Jahres dann »Oberleutnant Houben und Unteroffizier Stamm [...] Kumbo [erreichten], kam es zu militärischen Auseinandersetzungen«. (286) In der Folge wurde der Palast von Seembum II. geplündert und angezündet. Auch bei der Strafexpedition gegen die Nso im Jahr 1906, die Hauptmann Hans Glauning (1868–1908) anführte, kam es zu Plünderungen. Einerseits durch die Deutschen und andererseits durch Nachbarn der Nso, den Bamun. Deren Fon, Sultan Njoya, wollte sich dafür rächen, dass die Nso in einem Krieg der Jahre 1885 bis 1888 den Kopf seines Vaters als Beute genommen hatten.



Abb. 2b-f Schalen­träger­figur der „Banzo“ (Inv. Nr. III C 15017, Ethnologisches Museum Berlin)



»Sultan Njoya führte 200 seiner Soldaten an, die sich an der Niederschlagung des Aufstandes und den anschließenden Plünderungen beteiligten.« (158) Dabei sei es zu »so unbeschreiblichen Grausamkeiten der Bamun-Soldaten gekommen, dass Glauning sich gezwungen sah diese nach Bamun zurückzuschicken. (Ngho 1987: 73)« (158) Die Bamun, nahmen »unter anderem zwei königliche Betten und eine Mfu Trommel mit [sich], die heute im Palastmuseum in Foumban ausgestellt wird. (Mze­ka 1990: 85)« (287)

Die beiden friedlichen und die beiden kriegerischen Begegnungen zwischen Deutschen und Nso »wurden in der mündlich erfragten Geschichte [...] vermischt.« Viele Nso seien davon ausgegangen, »dass Pavel die ngonno [...] geplündert habe.« (287)

DAS OBJEKT

Das Wort *ngonno* bedeutet »junge Frau aus bzw. der Nso«. (281, 301) Diese berichten: »Long before the conquest by the Germans, the Nso people had produced a carved statue of the founder of the tribe that was for sacred purpose.« (285) Die von Splettstößer interviewten Nso »beschrieben die ngonno durchweg als weiblich, da sie die Königinmutter [...] sei«. (333) Historische Fotos oder genauere Beschreibungen der *ngonno* aus kolonialer Zeit gibt es nicht.



Im Berliner Inventarbuch ist das von Pavel mitgebrachte Stück wie folgt geschildert: »Große geschnitzte Figur, sitzend, auf dem Schoß eine Schüssel haltend, der Kopf mit Stanniol überzogen, alles übrige mit Kauris bedeckt. Halsring aus Messing, 92 cm hoch. (EMB, Hauptkatalog der Sammlung Afrika III C, Band 5)« (290) Der Messingreif ist noch auf einem Foto des Jahres 1903 zu sehen, doch bereits auf der zugehörigen Karteikarte ist vermerkt: »Halsring (?) fehlt«. (291) Splettstößer ist der Meinung, dass der Reif die »Einordnung als weiblich« rechtfertigt, denn Chilver bezeichnet das Attribut »Halsreif« »als Insignium einer Prinzessin, die eine verstorbene Königinmutter repräsentiere«. (333) Das Foto lässt aber auch den Schluss zu, dass der Reif während des Transportes um den Hals gelegt wurde. Jedenfalls scheint er leicht entfernbar gewesen zu sein.

Damit ergeben sich drei Probleme, die Splettstößer nicht thematisiert: Die Schalenrägerfigur hat keine weiblichen Attribute und sie sieht nicht so aus, als wäre sie etwa 50 oder gar 100 Jahre alt. Außerdem ist eine Art Kopfbedeckung mit Noppen dargestellt, die z. B. bei den Bamun, den Bali, den Bangwa, dem Fon vorbehalten war. (Dazu mehr in den Schlussbemerkungen.)

Splettstößer vermutet, dass die Schalenrägerfigur im Januar 1902 in den Besitz von Pavel gelangte. (284) Dann hätte dieser das – nicht ganz leichte – Stück einmal zum Tschadsee und retour schleppen lassen. Denn im »Anschluß an den Aufenthalt bei den Nso begab sich Pavel mit zwei Kompanien der Schutztruppe ohne Auftrag des Gouverneurs auf eine Expedition nach Banyo und zum Tschadsee«. (284, Fußnote 574) Nicht auszuschließen ist, dass Pavel die Figur von Nso zu einer benachbarten deutschen Station bringen ließ und sie dort auf dem Rückweg abholte. Zu prüfen ist aber auch, ob Pavel diese Figur auf dem Rückweg z. B. von Ramsay, Glauning oder einer unbekanntenen Person erhielt. Belegt ist jedenfalls, dass das Stück im Dezember 1902 gemeinsam mit Pavel Deutschland erreichte. »In einem Brief an Luschan gibt Pavel an, dass er die Schenkungen aus Kamerun an das Museum durch ‚Kauf oder Tausch‘ erworben habe (Brief Pavel, 23.12.1902)«. (288) Eine genauere Erwerbsangabe zur Schalenrägerfigur gibt es nicht. In einer Objektliste trägt das Stück die »Nummer 29« und ist als »grosse geschnitzte Figur mit Kaurischnecken bedeckt« sowie »Banzo, östlich von Bali« bezeichnet (Anlage zum Brief vom. 31. Dezember 1902)«. (289)

Im Museum erhielt sie die Inventarnummer III C 15017 und in der zugehörigen Erwerbsakte »1526/02« sind 34 weitere Stücke (Inv. Nrn. III C 14990-15025) genannt,

die Pavel gleichzeitig dem Berliner Museum schenkte. »Darunter befinden sich unter anderem Speerspitzen, Ledersandalen, Pferdezubehör, Waffen, Webzubehör und Holzmasken u. a. aus dem Norden Kameruns (Dikoa, Haussa, u. a.) und dem Grasland (Bafut, Bali, Banzo [=Nso] u. a.)«. (290) Die Schalenrägerfigur war das einzige den Nso zugeordnete Stück.

Im Jahr 1903 erwähnt der damalige für Afrika zuständige Kurator des Berliner Museums, Felix von Luschan (1854–1924), die Figur in einem Artikel der Zeitschrift für Ethnologie und bildet sie ab. Er schreibt, dass sie »von den Banzo, östlich von Bali« stamme und »über seine wirkliche Bedeutung leider nichts bekannt« sei. »Der Überzug des Kopfes mit Stanniol ist gerade für Bali und Umgebung überaus bezeichnend«. (293)

DAS RÜCKGABEGESUCH DER NSO

Die Identifizierung der Schalenrägerfigur als *ngonnsso* wird von Bongasu-Tanla-Kishani aus Kumbo beansprucht, einem früheren »Dozenten an der philosophischen Fakultät der Universität Yaoundé« (299), der von sich sagt: »I was the one that named that object *Ngonnsso*«. Bei einem Besuch in Deutschland im Jahr 1974 hatte er die Figur in der Ausstellung des Völkerkundemuseums Berlin gesehen: »And there in front of me was *Ngonnsso!*« (299) Somit wäre dem Palast »seit spätestens Mitte der 1980er bekannt, dass sich die ‚*Ngonnsso*‘ getaufte Figur in Deutschland befindet«. (300) Das passt zu einer Bemerkung von Paul Mzeka, im Interview mit Splettstößer, der betonte, »dass die *Ngonnsso* als Gründerin der Nso erst seit den 1980er Jahren prominent wurde, da es zuvor nicht als prestigeträchtig galt, von einer Frau abzustammen.« (330)

Im Jahr 1998 hielt sich Geoffrey B. Tangwa, der ehemalige Leiter der Philosophischen Fakultät der Universität Yaoundé, als Stipendiat in Deutschland auf. Im Vorfeld verfasste er mit zwei Söhnen des Fons, Paul Mzeka und Gabriel Mbinglo, einen Brief, den sie Sehm Mbinglo I. zur Unterschrift vorlegten und den Tangwa mit nach Deutschland nahm. (301) Darin heißt es: »I would therefore consider the return of the two objects a very good gesture of friendship of the German people«. (301) Bei dem zweiten Stück handelt es sich um die Mütze (*ntara*) seines Großvaters Seembum II., die sich im Lindenmuseum Stuttgart befinden soll. Nach Einschätzung Splettstöbers handelt es sich »um eine Kollektivforderung nach einem Kollektiveigentum« (350), denn nicht nur der ernannte Fon, auch die heutigen »Eliten der Nso [...] unterstützen [...] das Gesuch«. (281)

Der erste Brief (1998) wurde nie beantwortet, und Splettstößer konnte nicht feststellen, wem dieser Brief in Deutschland vorgelegt wurde. (302) Im Jahr 2008 wurde ein zweiter Brief verfasst, der dieses Mal durch zwei Psychologinnen der Universität Osnabrück, Heidi Keller und Bettina Lamm, überbracht werden sollte; sie hatten »den Auftrag, die Ngonso zurückzuholen«. (313) »Nach ihrer Rückkehr [...] kontaktierte Keller den Afrika-Kurator des Ethnologischen Museums Berlin, Peter Junge« (313), der bestätigte, dass sich die Figur im Museum befindet. Auf den 24. Juli 2009 datiert dann ein Schreiben des Justiziariats der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK), in dem um einen offiziellen Brief des Fons gebeten wurde. Dessen »Brief wurde dann [am 5. Januar] 2011 fertiggestellt und nach Berlin geschickt«. (314) Der damalige Vizepräsident der SPK, Günther Schauerte, antwortete am 17. August 2011, dass es der Stiftung juristisch nicht möglich sei, Museumsstücke zu deakzessionieren, aber eine Leihgabe für eine begrenzte Zeit möglich sei. (316) Er verwies darauf, dass dafür ein Museum benötigt wird, das internationalen Standards genüge. Auf diesen Brief antwortete der Fon am 25. September 2011. Die Kameruner Regierung und die Nso seien zu einer solchen Kooperation bereit: »Sir, in this light and considering that the Nso people through this statue, consider you as partners, we could therefore be appreciative if you bring your outstanding technical knowledge, expertise, financial might to bear on my Fandom, so that our endeavour at having a museum with international standard become a reality.« (314) Mit der Leihgabe der Figur hätte die SPK also auch ein Museum bauen und bezahlen sollen.

Junge verfasste im Jahr 2012 einen Bericht für die SPK, »worin er seine Recherchen zu den Erwerbsumständen« darlegte. In einem Gespräch mit Splettstößer sagte er, dass er »nach Rücksprache mit dem Justiziariat der SPK [...] keine Informationen zu dem Fall herausgeben dürfe, da der Fall noch nicht abgeschlossen sei«. (49) Trotzdem teilte er sein Ergebnis mit. Es sei »nicht mehr nachvollziehbar, wie Pavel an die Figur gekommen sei, aber er bestreite die Version, dass Houben im Jahr 1902 die Figur beim Abbrennen des Palastes geraubt hätte.« (321) Bezüglich der spirituell-religiösen Bedeutung der Figur sprach er von einem »klassischen Fall von Revitalisierung«. (321) Im Jahr 2016 äußerte sich der neue Afrika-Kurator des Berliner Museums, Jonathan Fine, und die SPK-Justiziarin, Carola Thielecke, in einem gemeinsamen Interview mit Splettstößer: »Wir haben einen Stiftungsauftrag, der bedeutet, dass wir unsere Sammlungen zu bewahren haben«. (323)

Auf Anfrage Splettstößers bestätigte das Auswärtige Amt (AA) im Jahr 2016, »dass es eine Akte zu dem Fall führen würde, deren letzter Eingang der Antwortbrief der SPK an den Fon 2011 war«. Das AA sei damals zu dem Schluß gelangt, dass »ein Rückgabeanspruch nicht bestehe oder jedenfalls nicht belegt sei, da die Erwerbsumstände nicht bekannt seien, also auch keine Indizien für einen gewaltsamen oder auf sonstige Weise illegitimen Erwerb vorlägen«. Auch lägen aus politischer oder moralischer Sicht keine Gründe vor, »die für oder gegen eine Rückgabe sprechen würden«. (320)

Im Jahr 2013 war Splettstößer gemeinsam mit den genannten Psychologinnen der Universität Osnabrück in Kumbo und konnte dort eine Reihe von Interviews und Gesprächen führen. Sie kommt zu dem Ergebnis: »Die enorme Bedeutungssteigerung, wenn nicht sogar die Erfindung der Ngonso seit den 1990er-Jahren [erklärt sich] mit der Notwendigkeit der Legitimität durch eine Ursprungsmythe«. (325) Die Rückkehr von *ngonso* könnte das Fontum stärken und solle eine »Wiedergeburt der echten Dinge«, der »echten Kultur« einleiten«. (328) Ähnlich äußerte sich auch Geoffrey Tangwa: »Nevertheless the value for them for the revival of the culture, for the mobilization of the people, for the integration of the young, for fighting modern trends that are inimical to the Nso and to the wider global community«. (339) Mit der Rückgabeforderung nutze der Fon »eine Möglichkeit seine (umstrittene) Macht zu konsolidieren«. (350)

GEGENSTIMMEN

Wie erwähnt ist der Erwerb in Kumbo unklar, wobei die Besuche von Pavel und später Ramsay als friedlich beschrieben wurden. Hinweise auf einen unrechtmäßigen Erwerb konnte Splettstößer nicht feststellen.

Elisabeth Chilver von der Universität Oxford äusserte in einem Gespräch mit Tangwa, dass es ein Glücksfall sei, dass die Figur nach Deutschland kam, denn in Kumbo wäre diese längst von Termiten gefressen worden. Es gäbe vor Ort keine geeigneten Bauwerke um den Erhalt zu gewährleisten. (302) Ähnlich formulierte es der Nso Historiker Verkijika Fanso im Interview: »If that Ngonso would have stayed at home, it would exist anymore.« (338) »Me and my people are very grateful to the people in the museum in Germany, that they kept our mother so well and in good condition.« (348)

Das Konzept eines Museums gab es im Kameruner Grasland vor der Kolonialzeit nicht. So sagte der Privatsekretär des Fons, Edward Bulami, im Interview: »You know we were not used to keeping these things.« (341) Damals wur-

den »die Dinge des Landes« im Palast des jeweiligen Fon aufbewahrt. (339) Splettstößer vermutet daher, dass bei einer Rück- oder Leihgabe »der Zugang zum Objekt in Kumbo nicht für jedermann möglich sein« wird. (338)

Eine weitere Gefahr zeigt ein Fall aus dem Jahr 2014, als die aus dem Nordwesten Kameruns stammende Kultusministerin Ama Tutu Muna, gegen den Willen vieler Häuptlinge des Nordwestens, den Transfer mehrerer wichtiger Objekte aus einem Museum in Bamenda in das Nationalmuseum nach Yaoundé verfügte. (169)

Und letztlich ist es die angespannte Lage im Nordwesten Kameruns, dort eskalierte in den letzten Jahren die Gewalt immer wieder. Am 5. November 2020 wurde Fon Sehm Mbinglo I. gemeinsam mit Cardinal Tumi aus Babessi von Separatisten gekidnappt. (BBC News, 10. November 2020)

Schlussfolgerungen aus den Fallstudien

Splettstößer hat sehr gründlich eine Vielzahl von Quellen durchsucht, Belege gefunden und eingearbeitet. Vorbildhaft ist auch die genaue Beschreibung der eigenen Zugangsmöglichkeiten und Beschränkungen sowie das genaue Zitieren von Archivmaterial. Es wäre zu wünschen, dass alle Rückgabeanfragen mindestens so akribisch und vielfältig wissenschaftlich bearbeitet werden. Allerdings muss dann das Reisebudget mindestens mehrmonatige Auslandsaufenthalte ermöglichen.

Fazit zum *tange*

Eine systematische vergleichende Beschreibung der beiden Objekte hat Splettstößer unterlassen. Sie schreibt zwar »von Dualaobjekten in zahlreichen ethnologischen Museen der BRD (u. a. in Berlin, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Leipzig, München), weltweit und in Privatsammlungen und Museen in Kamerun« (247), nennt jedoch keine Inventarnummern. Auch vergleicht sie das Münchener Stück nicht mit anderen *tange* hinsichtlich auffälliger Unterschiede oder Gemeinsamkeiten. Welche Motive und welche Segmente gibt es? Welche Besonderheiten und welche Gemeinsamkeiten sind vorhanden? Welche Farben wurden verwendet und wie an welchen Figuren/Segmenten kombiniert?

Komplexe Verhältnisse sind bei kurzen Aufenthalten nicht oder nur schwer zu erkennen. Dadurch sind die Folgen einer Rückgabe, die in einem Feld divergierender In-

teressen und Ambitionen immer eine Positionierung darstellt, nicht ausreichend analysiert. So wie der Schutzvertrag im Jahr 1884 das kaiserliche Deutschland mit der Seite des Häuptling Bell verband und dessen Administration dadurch unerwartet gezwungen war, sich an einem inner-ethnischen Konflikt zu beteiligen, könnte auch heute die einseitige und vorschnelle Bindung an eine Partei zu unvorhersehbaren Folgen führen.

Der Kameruner Staat ist selbstständig, unabhängig und benötigt keine europäische Einmischung, wenn er entschieden hat, neutral zu bleiben. Die postkolonialen Ideologen in Deutschland scheinen diese Realität nicht wahrnehmen zu wollen und zeigen damit eine paternalistische Gesinnung, die dann einen kolonialen Kern hat, wenn sie die Autorität afrikanischer Regierungen untergräbt.

Museumsmitarbeiter und Kultur- und Sozialanthropologen sind derzeit sicher nicht dafür ausgebildet, politische Konfliktlagen zu verstehen, und sie haben auch kein Mandat vor Ort zu agieren. Das gilt auch für die Politiker und Journalisten in Deutschland, die das afrikanische Land zwar nicht kennen, aber sich trotzdem ohne Nachzudenken »pro Restitution« positionieren. Traditionell sind es die Botschaftsvertreter im jeweiligen Lande und spezialisierte Mitarbeiter des Ausenministeriums, die solche komplizierten Prozesse begleiten könnten. Offensichtlich geschieht dies auch. Wissenschaftlerinnen können, wie Splettstößer dies getan hat, ergebnisoffen und neutral historisches Material zusammentragen, sie können vor Ort Interviews führen und Kontakte aufbauen, Empfehlungen aussprechen und Diskussionen anregen. Die Entscheidung ist schließlich eine politische, die auf Basis der wissenschaftlichen Arbeit zu begründen ist und nachvollziehbar sein sollte.

In München wurde der Erhalt des *tange* während bislang 136 Jahren von der Institution Museum gewährleistet. Damit waren Zeit und Kosten verbunden, und es ist auch in Deutschland und Europa eine Verbindung vieler Menschen zu dem häufig ausgestellten *tange* entstanden. Es ist legitim und richtig, wenn die bisherigen Bewahrer den zukünftigen Erhalt gesichert sehen wollen.

Fazit zur Schalenträgerfigur

Zunächst zu den weiter oben genannten Problemen, aus denen sich wiederum Fragen ergeben.

- Üblicherweise sind die weiblichen oder männlichen At-

tribute an Figuren des Kameruner Graslandes deutlich wahrnehmbar dargestellt. Dies ist bei der Schalenträgerfigur nicht der Fall.

Welche Hinweise und Belege gibt es, dass es sich um eine weibliche Figur handelt?

- Der Autor hat die Figur im Jahr 2008 fotografiert und konnte sie (wenn auch nur flüchtig) untersuchen. Bei einem Alter beim Erwerb von mehreren Jahrzehnten oder mehr, müssten z. B. im Sockelbereich deutliche Nutzungsspuren oder Insektenfrass zu sehen sein.

Welche Hinweise ergeben sich auf das mögliche Alter der Figur?

- Die Kopfbedeckung mit Noppen, die an der Figur dargestellt ist, war bei Nachbarn der Nso, z. B. den Bali, Bamenom, Bangwa, Bekom, männlichen Würdenträgern vorbehalten.

Durften auch weibliche Figuren mit einer derartigen Kopfbedeckung dargestellt werden? Gibt es entsprechende Vergleichsstücke?

- Der Überzug des Kopfes mit Stanniol soll »für Bali und Umgebung bezeichnend« gewesen sein. (293)

Welche vergleichbaren Stücke gibt es in Museumssammlungen? Aus welcher Region sind diese?

Ohne vergleichende Betrachtungen und Untersuchungen des Objektes können mögliche (historische) Irrtümer und Fehlzuordnungen nicht entdeckt werden. Hat Pavel die Figur in Kumbo erhalten oder war es Ramsay bzw. Houben? War die Zuordnung »Banzo« von Pavel richtig? Passt die Figur stilistisch und hinsichtlich des Materials zu den Nso? Könnte die Figur auch von einer Nachbargruppe sein, z. B. von den Bali oder den Bamenom? Kann es die Darstellung einer Frau sein? War ein Al-



Abb. 3a-f Weibliche Figur der „Bansso“
(Inv. Nr. III C 21064, Ethnologisches Museum
Berlin)

ter von einigen Jahrzehnten (beim Erwerb) möglich?

Daraus ergeben sich zwei neue Betrachtungsweisen und Ansätze:

A. Wurde 1974 die falsche Figur »identifiziert«?

Möglicherweise hat Kishani im Jahr 1974 die falsche Figur zur *ngonnso* ernannt, denn im Berliner Museum gibt es eine weitere sitzende Figur (Inv. Nr. III C 21064), dieses Mal eindeutig die Darstellung einer Frau. Das Stück kam als Schenkung von Hans Glauning im Jahr 1906 und kann durchaus zum Zeitpunkt des Sammelns einige Jahrzehnte alt gewesen sein. Die Angaben im Inventarbuch lauten: »31, Weibliche Holzfigur, sitzend. 79 cm hoch. Bansso (Nko), Hptm. Glauning, Geschenk, 115/06«. ⁵

B. Kriegsbeute der Nso oder ein Geschenk an den Fon?

Unter den »Dingen des Palastes« konnten sich sowohl Kriegsbeute als auch Geschenke benachbarter Ethnien befinden. Es ist daher zu prüfen, ob es sich bei der Schalen-trägerfigur möglicherweise um Kriegsbeute der Nso, z. B. von den Bali oder den Bamenom, handelt. Da die Fon untereinander auch Geschenke austauschten, ist auch diese Möglichkeit einzubeziehen. Beide Möglichkeiten könnten erklären, warum ein solches Stück (für Pavel?) erwerbbar gewesen wäre.

Im Vergleich mit anderen Figuren aus der Region des Kameruner Nordwestens fallen zwei besondere Merkmale der Schalen-trägerfigur auf: der fast vollständige Bezug aus Kaurischnecken und der Überzug des Gesichtes mit Stanniol. Im Ethnologischen Museum Berlin gibt es nur zwei weitere Figuren (Inv. Nrn. III C 21039, 21040), die das erste Merkmal aufweisen. Diese kamen im Jahr 1906 als Schenkung von Hans Glauning; laut Inventarbuch: »Aus dem Juju-Haus der Bamenom«. (Die zugehörige dritte Figur, Inventarnummer III C 21041, wurde im Jahr 1929 an den Ethnografika-Händler Arthur Speyer II abgegeben.) Der Mund von III C 21040 scheint mit Stanniol überzogen zu sein. Ist also die Schalen-trägerfigur möglicherweise von den Bamenom?

Die beiden Untersuchungsansätze wurden weder von Splettstößer verfolgt, noch finden sich derzeit ähnliche Fragen in Publikationen zum Thema. Sie sind aber wichtig, um sicherzustellen, dass bei einer Rückgabe das richtige Stück erstattet würde. Beide Ansätze ergeben sich aus der Untersuchung des Objektes. Daher sollte unbedingt bei weiteren Fallstudien zu Rückgabeanfragen eine objektorientierte Betrachtung die Grundlage sein: Die



Abb. 4 Zwei Figuren der „Bamenom“ (Inv. Nr. III C 21039 und 21040, Ethnologisches Museum Berlin)

Beschreibung und vergleichende Analyse des Objektes steht am Anfang und sollte stetiger Bezugspunkt bleiben. Es wäre doch peinlich das falsche Objekt zu restituieren.

Sollte eine der oben genannten Thesen stimmen, dann relativiert sich die Emotion der Psychologinnen vor dem Objekt in Berlin am 12. Januar 2011: »Das war schon bewegend [...], die dann leibhaftig in Berlin zu sehen, da sie hier den Leuten so wichtig ist und wir hatten jetzt das Privileg sie zu sehen.« (318) Wir sehen und fühlen, was wir zu wissen glauben.

Und noch weitere Möglichkeiten sollten einbezogen werden. Der Palast soll im Jahr 1902 durch »Blitzschlag niedergebrannt« sein und wurde anschließend neu errichtet. (286) Ist die *ngonnso* damals verbrannt? Wurde die Figur bei der Plünderung und dem erneuten Niederbrennen durch Houben im Juni 1902 mitgenommen oder vernichtet? Oder überlebte sie und wurde 1906 von Seembum II. auf seiner Flucht vor der Strafexpedition Glaunings mitgenommen? Damals seien »wichtige Dinge des Palastes weggebracht« worden. (287) Wenn sie all dies überlebt hatte, könnte sie auch in den 1960er- oder 1970er-Jahren verkauft worden sein und steht heute unerkant in einer Privatsammlung. Vielleicht ist die *ngonnso*-Figur aber auch den Weg der meisten irdischen Abbildungen von Ahnen, Gründern und Göttern gegangen: sie wurde von Insekten verwertet und vermischte sich mit dem Staub Afrikas.

Was bleibt ist eine gemeinsame Geschichte von 1902 bis 1916, die Nso und Deutschland in Gegenwart und Zukunft neu verbinden könnte.

Gesellschaftliche Bruchkanten in der Restitutionsdiskussion

Bei der Listung der unterschiedlichen Argumente in der Debatte um den *tange* hat Splettstößer festgestellt, dass die »(Argumentations-)Ebenen völlig unterschiedlich« sind, was eine Diskussion zwischen postkolonialen Gruppen, Kum'a Ndumbe und Museumsvertretern »nur schwer möglich« machte. (220) Eine Debatte über konkrete Argumente ist – Offenheit vorausgesetzt – immer möglich. Nötig ist hierfür der Selbstzweifel, also das Wissen, dass das eigene Argument falsch sein könnte, und hilfreich ist ein Denken in Szenarien bzw. Alternativen. Dem Autor scheinen es daher keine »Ebenen«, sondern die Interessen, Emotionen und Ideologien der beteiligten Gruppen zu sein, welche die Fronten verhärten.

Trotz der Qualität von Splettstößers Arbeit und ihrer umfangreichen Ergebnisse ist eines sicher: Die postkolonialen Vertreter in den Medien, in der Politik, in den Universitäten oder in aktivistischen Vereinen werden weiterhin verbreiten, was sie immer behauptet haben – Restitution ist gut und heilt. Wer sich keine Fragen stellt oder stellen lässt, kann seine Irrtümer nicht entdecken: Die Sackgasse als Lebensmodell einer alternativlosen Zukunft.

ANMERKUNGEN

- 1 Das 3. Kapitel befasst sich mit der Geschichte der Duala bzw. der Nso. In der folgenden Betrachtung sind die dort behandelten Aspekte mit den Kapiteln 4 und 5 zusammengefasst. In Klammern ist jeweils die Seite bei Splettstößer genannt.
- 2 Splettstößer bezeichnet diesen kurzen kriegerischen Konflikt mit wenigen Toten als »ersten deutschen Kolonialkrieg des Deutschen Reiches«. (192) Da der Begriff auch für die Kolonialkriege gegen die Herero bzw. die Nama verwendet wird, kann das nur ein Irrtum sein.
- 3 Splettstößer führt an, dass auch Mitglieder der Duala-Eliten *tange* anfertigten und beruft sich auf einen Satz auf der Münchener Karteikarte eines zweiten Schiffsschnabels. (236) Das ist ein Hinweis, reicht aber nicht für eine Hypothese. Da sich derzeit keine weiteren Quellen für diese Behauptung finden lassen, ist diese im Text nicht genannt.
- 4 Von Splettstößer in einem Interview auf die Einwände des Münchener Museums und des bayrischen Staatsministeriums hinsichtlich seiner Erbberechtigung angesprochen, sagte Kum'a Ndumbe: »Wir haben unsere Papiere, aber ich werde meine Papiere nicht wegen der Deutschen herzeigen.« (47)
- 5 Auf diese Möglichkeit hat der Autor im Juni 2018 Semaly Gad, einen Lehrer der Nso, der für ein Jahr in Berlin lebte, hingewiesen.

Fotos: Wikimedia (Abb. 1), Andreas Schlothauer (Abb. 2-4)



Das erste von acht Kapiteln des Buchs enthält eine kleine Geschichte der deutschen Restitutions euphorie ab dem Jahr 2018. Die Überschrift – »Geraubt und gut? Die Gier nach dem Besitz des Fremden« – passt nicht so recht zum Inhalt, denn Holfelder gibt keine Antworten auf die Fragen: Wer hat was wann geraubt? Um welche Objekte geht es und um wessen Gier? Ging es tatsächlich um den Besitz des Fremden? Warum und wie wurde gesammelt?

Im zweiten Kapitel – »Koloniale ‚Amnesie‘ oder bewusste Verleugnung?« – behandelt Holfelder zunächst zwei bekannte Kriege in den kaiserdeutschen Kolonien: »Deutsch-Südwestafrika« (Namibia) und »Deutsch-Ostafrika« (Tansania). Er meint, dass die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Deutschlands lange Zeit vernachlässigt worden sei, bringt dann aber Beispiele ab den 1970er-Jahren, die zeigen, dass eine solche Debatte bis heute stattfand.

»In alle Welt verscherbelt: Die legendären Bronzen aus Benin« lautet das dritte Kapitel. Der Fall von Benin-City und die anschließende Verteilung der dort vorgefunde-

Moritz Holfelder

Unser Raubgut

Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte

Berlin: Ch. Links Verlag, 2019, 224 S.

nen Objekte auf europäische Museen ist Holfelders Musterbeispiel für das Thema »Raubgut«. Das vierte Kapitel – »Kann Restitution funktionieren? Na klar!« – enthält drei Beispiele, die er als Rückgaben bezeichnet. Weiterhin beschreibt er eine Restitutionsforderung und eine von ihm gewünschte Rückgabe.

Die Kapitel fünf bis sieben werden im folgenden nicht betrachtet:

»Was wollen die ‚Afrikaner‘? Zwischen Postkolonialismus und Afrofuturismus«

»Ich bin’s mal wieder, euer Humboldt Forum!«

»Ausstellungskonzepte der Zukunft: Eine Reise zu Museen, die es hinbekommen«.

Im letzten Abschnitt unterbreitet Holfelder sieben Vorschläge zum Umgang mit der kolonialen Vergangenheit. Erstens: »Wir wissen zu wenig über Afrika. [...] Es ist Zeit, sich stärker mit dem Kontinent auseinanderzusetzen.« (175 f.) Das ist zwar nicht selbstkritisch gemeint, trifft aber auf sein Buch zu. Dieses basiert nicht auf Fallstudien zu konkreten Objekten und nicht auf eigenen Erfahrungen in afrikanischen Ländern. Aufenthalte vor Ort hätten Holfelder andere Perspektiven und Einsichten ermöglicht. Vielleicht wäre sein Buch dann eine Streitschrift geworden. Charakteristisch für eine solche ist »die zum Teil scharfe Kritik an herrschenden Positionen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Literatur oder Religion.« (www.educalingo.com) Wenn ein Buch die vorherrschende Legende zur kolonialen Debatte verbreitet, wie kann es dann eine Streitschrift sein?

So kommentiert z. B. der Historiker Andreas Eckert in der Wochenzeitung »Die ZEIT«: »Es ist Holfelder gelungen, die Problematik um ‚unser Raubgut‘ kompetent und mit dem Blick für historische Zusammenhänge eindringlich darzulegen.«

Geraubt und gut? Die Gier nach dem Besitz des Fremden

Holfelder erzählt eine kleine Geschichte der medial befeuerten Restitutionseuphorie in Deutschland, die für ihn im November 2017 mit der Rede eines neu gewählten französischen Präsidenten begann: »Ich will, dass in den nächsten fünf Jahren die Bedingungen für die temporäre oder endgültige Restitution von afrikanischem Kulturerbe nach Afrika geschaffen werden.« (17) Die Reaktion in französischen Medien sei zunächst verhalten gewesen und Holfelder fragte sich: »Finden die Bemühungen Emmanuel Macrons um koloniale Schuldanerkennung sowie um die Restitution von Raubgut [...] keinen Widerhall in der Bevölkerung?« (18) Auch in Deutschland seien die Reaktionen bis Januar 2018 minimal gewesen. Erst ein Artikel der Kulturhistorikerin Bénédicte Savoy in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ), in welchem sie »den Gestaltern des Humboldt Forums koloniale Amnesie« vorwarf, habe eine öffentliche Debatte ausgelöst. (20)

In Frankreich hatte der Präsident inzwischen Bénédicte Savoy und einen senegalesischen Ökonomen mit einer Studie zur Restitution von Museumssammlungen nach Afrika beauftragt; die beiden präsentierten ihren Bericht am 22. November 2018. (24) Nur wenige Wochen später stellten Monika Grütters (CDU), Staatsministerin für Kultur und Medien, und Michelle Müntefering (SPD), Staatsministerin im Auswärtigen Amt, in einem gemeinsamen FAZ-Artikel die Frage: »Wie können es Museen und Sammlungen rechtfertigen, Objekte aus kolonialen Kontexten in ihren Sammlungen zu haben, deren Verbringung nach Deutschland unseren heutigen Wertvorstellungen widerspricht?« (23) Holfelder meint, dass Politiker Macron »hinterher hecheln« und »nun einen ausgeprägten Aktionismus« entwickeln. (24) Während einer Veranstaltung des deutschen Museumsbundes im Mai 2018 stellte Grütters dessen Leitfaden »Zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten« vor. Holfelder bemängelt, dass die Einladung an Journalisten »recht spontan« gewesen sei und: »eindeutige Antworten gibt das Handbuch nicht.« (24) Erst bei einer gemeinsamen Konferenz aller Kultusminister der Bundesländer im März 2019 sei es gelungen »ein Eckpunktepapier zu verabschieden«. (25)

Im April 2019 war Holfelder im derzeit wichtigsten Völkerkundemuseum Europas, im Pariser Musée du quai Branly, und stellte »einen Mann und eine Frau an der Informationstheke« wegen »Raubgut und Restitution« zur Rede.

(26) Holfelder ging es um die angekündigte Rückgabe von 26 Objekten an die Republik Benin. Die beiden wussten nicht so recht und meinten etwas unsicher, er könne sich doch eventuell mit diesen Fragen an die Pressestelle oder an die Kuratoren wenden? (Der Kontakt mit der Pressestelle führt dort für Journalisten üblicherweise zur Terminvereinbarung.) Stattdessen begab er sich in die Bibliothek: »Die Recherche an einem Computer bringt kein Ergebnis.« (26) Das hätte er natürlich auch vorbereitend vorher in der Online-Museumsdatenbank feststellen können. Anschließend ging es in die Dauerausstellung Afrika: »Auch hier keine Erläuterungen zur Provenienz oder zur geplanten Restitution.« (26) Ebenso unbefriedigend erschien ihm die Rede des damaligen französischen Kulturministers Franck Riester während eines Symposiums in Paris am 4. Juli 2019: »Die neue Politik der Kooperation, die wir gemeinsam betreiben wollen, darf sich nicht allein auf die Frage der Rückgaben beschränken.« (27)

Enttäuscht wendet sich Holfelder von den Politikern ab und dem Blog des französischen Archäologen und Historikers Hugues de Varine zu: »Ein nigerianisches oder koreanisches Objekt gehört zum nigerianischen oder koreanischen Erbe, auch wenn es sich in einem Museum oder einer Sammlung in Frankreich befindet.« (28) Diese Logik, auf Europa angewendet, führt zu der Forderung, dass italienisches oder deutsches Erbe nicht in ein Museum in Frankreich gehört. Italien wartet schon auf die Mona Lisa und das Raubgut Napoleons könnte nach Belgien und Deutschland zurückkehren.

Und auch die Äußerung von Felwine Sarr gefällt ihm: »Restitution bedeutet: Jemand hat anderen etwas weggenommen, das jetzt zurückgegeben werden muss.« (28) Klare Worte, deren Nachteil darin besteht, dass sie die vielfältigen Realitäten weder beim Erwerb noch im heutigen Afrika bedenken. Die damals Beteiligten sind seit langem verstorben und die dritte bzw. vierte Generation der Nachfahren (er)kennt die Objekte häufig nicht einmal mehr. Sie sind Christen oder Muslime und sollen ein »Erbe« antreten, weil sich dies einige Europäer oder Panafrikanisten so vorstellen?

Koloniale »Amnesie« oder bewusste Verleugnung?

Holfelder lässt den Künstler Mansour Ciss (33) »kurz die Kolonisierung des Kontinents, von den Portugiesen, die bereits Ende des 15. Jahrhunderts an den Küsten Westafrikas landeten«

rekapitulieren. (35) Der Autor schätzt Mansour als Künstler und gebildeten Gesprächspartner, glaubt aber nicht, dass dieser sich selbst als Historiker, der die Geschichte Afrikas kennt, bezeichnen würde.

Dann konzentriert sich Holfelder auf den »Völkermord in Deutsch-Südwestafrika«. »Dort starben 1904 nach Aufständen zunächst rund 50.000 Angehörige des Stammes der Herero. [...] Nicht anders erging es den Mitgliedern der Nama [...] diese] beklagten 10.000 Opfer.« (43) Quellen für die Opferzahlen nennt er nicht und relativiert diese schon auf der nächsten Seite. Bis heute werde unter »deutschen Historikern, Fachleuten und Politikern [...] über Einordnungen, Details und Zahlen gestritten. Betrug etwa die Zahl der Opfer der Herero/Nama ,nur‘ 35.000 – oder lag sie bei 100.000?« (44) Was will Holfelder damit sagen? Dass alle Zahlen zwischen 35.000 und 100.000 verwendbar seien, rund 50.000 aber ganz sicher? Ein grundsätzliches Problem nennt er nicht: Eine Volkszählung z. B. der Herero vor dem Aufstand gab es nicht, lediglich zwei Schätzungen. Die niedrige lag bei 35.000 und die hohe bei 80.000 Personen. Auch die Zahl der Überlebenden wurde erst Jahrzehnte später von Historikern geschätzt.

Ähnlich Opferzahlen-fixiert schreibt Holfelder – dieses Mal mit Quellenangabe – zum Maji-Maji-Aufstand im ehemaligen »Deutsch-Ostafrika« zwischen 1905 und 1907: »Es kam zu Hungersnöten, die exakte Zahl der einheimischen Opfer lässt sich nicht beziffern, sie dürfte bei rund 300.000 liegen.« (43) In der von Holfelder genannten Quelle schreibt Ludger Wimmelbücker, die »Zahl der Toten ist weit höher anzusetzen als bei den oft angenommenen 100.000« und schätzt etwa 180.000 Opfer. (2005: 88) Wie Holfelder nun auf 300.000 kommt, erschließt sich wegen seiner ungenauen Quellenangabe nicht: Er hat ein ganzes Buch mit mehreren Beiträgen angegeben, aber keine Seite benannt. Wenn ein breiteres Interesse an der Kolonialzeit geweckt werden soll, wird es sicher nicht reichen diese durch ein Jonglieren mit Opferzahlen und verkürzte Legendes zu Kriegshandlungen darzustellen.

Holfelder meint, die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Deutschlands sei lange Zeit vernachlässigt worden. Von einer »Amnesie« zu sprechen, »wie das der Historiker Zimmermann tut, ist allerdings falsch.« (45) Es hätte bis ins Jahr 2018 keinen »großen Impuls gegeben sich mit dem Kolonialismus zu beschäftigen«. (45) Wer die zahlreichen einschlägigen Publikationen von Historikern seit den 1950er-Jahren betrachtet und die Ausstellungskataloge der Völkerkundemuseen durchblättert, stellt fest, dass

hier schon lange Interesse bestand. Diese Personen und die Museen kann Holfelder also nicht meinen. Sein Vorwurf richtet sich an die Politiker.

Es sei »ausgerechnet ein afrikanischer Diktator [gewesen], der am 4. Oktober 1973 in der Generalversammlung der Vereinten Nationen eine Debatte zur Rückführung von Kulturgut anstieß.« Mobutus Satz zählt noch heute zum Credo, das auch Holfelder nachbetet. »In der Kolonialzeit [...] litten wir auch und in erster Linie an der barbarischen und systematischen Plünderung all unserer Kunstschatze. Auf diese Weise eigneten sich die reichen Länder das Beste von uns an, unsere einzigartigen Kunstschatze und wir [...] verarmten auch kulturell.« (47) Beweise für seine Verallgemeinerung legte Mobutu nicht vor, das musste er als Diktator auch nicht: *Imperator semper rectum est*. Als Folge der Debatte habe sich dann während der UNESCO-Generalkonferenz im Jahr 1977 »das westliche Lager in überzeugte Befürworter und strikte Gegner« geteilt. (48) Wer die Befürworter und wer die Gegner waren, sagt uns Holfelder nicht. Ein konstruiertes Beispiel ist leicht als falsch zu entlarven: Während eines Symposiums am Bodensee im Jahr 1979 (»Das Museum und die Dritte Welt.«) habe der Ethnologe Eike Haberland »keinen Zweifel daran [gelassen], dass man allen UNESCO-Bestrebungen in Bezug auf Rückgabe von Kulturgütern zustimmen sollte.« (49) Haberland hatte sogar erhebliche Bedenken und seine Argumente sind in seinen Beiträgen im Symposiumsband auch enthalten. (siehe dieses Heft S. 3 f.) Holfelder arbeitet mit verkürzten Zitaten und lässt entscheidende Stellen aus. Das ist unredlich, gerade für einen Journalisten.

Die FDP-Politikerin Hildegard Hamm-Brücher habe bereits Juli 1982 dafür plädiert Kulturgut zurückzugeben, »das für die nationale Identität« eines Landes »von Bedeutung ist.« (51) Ein mutiger Direktor sei Herbert Ganslmayr vom Bremer Überseemuseum gewesen, der 1984 in dem Buch »Nofretete will nach Hause« fragte, »ob unsere Musentempel nicht [...] gepflegte Räuberhöhlen« seien. (52) Holfelder findet das gut: »Eindeutige Worte. Aber die anderen Museumsdirektoren blockten ab. Die Argumente von damals hört man bis heute:

- Die Afrikaner haben keine Infrastruktur, um Kunstobjekte konservatorisch zu betreuen oder öffentlich ausstellen zu können.
- Bei Rückgaben besteht die Gefahr, dass Objekte in den Kunstmarkt eingespeist [...] werden.
- Wir haben ganze Kulturen vor ihrem Verschwinden bewahrt.

- *Alles, was wir besitzen, kam auf legalem Weg zu uns.*
- *Würden alle Forderungen erfüllt, könnten unsere Museen zumachen.» (52)*

Auf die einzelnen Argumente und die vielfältigen Erfahrungen der am Symposium teilnehmenden Ethnologen u. a. in afrikanischen Ländern geht Holfelder in seinem Buch nicht ein. Waren und sind diese Argumente – seiner Meinung nach – nun falsch oder richtig?

Die Aufarbeitung des Kolonialismus sei dann im »Schneckentempo« weitergegangen. So entschuldigte sich im Jahr 2004 Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD) in Namibia und 2015 tat dies Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU). Im Jahr 2016 eröffnete die Ausstellung »Deutscher Kolonialismus« im Deutschen Historischen Museum und im März 2018 stand dann im CDU/CSU/SPD-Koalitionsvertrag der aktuellen Regierung: »Wir wollen die kulturelle Zusammenarbeit mit Afrika verstärken [...] insbesondere durch die Aufarbeitung des Kolonialismus sowie den Aufbau von Museen und Kultureinrichtungen in Afrika.« (53) All dies reicht Holfelder noch nicht: »Warum äußert sich Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht in einer großen Rede zum Thema, leidenschaftlich und entschieden wie Macron?« (60)

Die Aufarbeitung der Kolonialzeit durch die Rede einer Politikerin? Ist das der »Widerhall in der Bevölkerung«, den Holfelder sich wünscht?

In alle Welt verscherbelt: Die legendären Bronzen aus Benin

Holfelders Behauptung, dass »Ovonramwen mit den Briten ein Freihandelsabkommen« (66) unterzeichnete, vernachlässigt die afrikanischen Interessen. Der im Jahr 1892 mit Henry Lionel Galway (1859–1949) abgeschlossene und lediglich eine Seite umfassende Vertrag mit neun Artikeln sah in Artikel VI vor: »The subjects and citizens of all countries may freely carry trade in every part of the territories of the King hereto and may have houses and factories therein.« (Igbafé 1979: 32) Dies bedeutete, dass wie bisher der Handel von Benin zur Küste ein Monopol der Itsekiri (Jakri) war. (Igbafé 1979: 31 f.) Der Oba hatte 1896 ohne Begründung den Handel einstellen lassen und sehr hohe, von den Itsekiri vorab gezahlte Beträge trotzdem einbehalten. Der zusätzliche Verlust der Einnahmen eines ganzen Jahres war für diese lebensbedrohlich, da ihr Land wenig fruchtbar war. Nicht um den »Handelsverkehr zu untersuchen«, sondern um die Interessen der Itsekiri zu vertreten, be-

gab sich eine unbewaffnete »neunköpfige britische Delegation« auf den Weg nach Benin-City und geriet dabei »in einen Hinterhalt«, den nur zwei Weiße überlebten. (66) Auf die 150 bis 200 von den Benin-Militärs ermordeten Afrikaner (darunter auch Kinder), die als Träger, Dolmetscher und Dienstpersonal die Delegation begleiteten, verschwendet Holfelder kein Wort. Oba Ovonramwen versuchte übrigens das Massaker zu verhindern, konnte sich aber nicht gegen seine Militärs durchsetzen.

Für »ihre Brutalität berüchtigt« sei dann die Strafexpedition gewesen und Benin-Stadt wurde »vom British Empire [...] eingenommen, verwüstet und geplündert«. (66) Das passt nicht ganz zu zeitgenössischen Berichten, in denen es »black troops leading« oder »our black troops with the scouts in front and a few Maxims do all the fighting« heißt. (Schlothauer 2018: 63) Bis heute ist nicht berücksichtigt, dass bei der Einnahme von Benin-City afrikanische Soldaten führend beteiligt waren. Richtig ist die Behauptung, dass »keine Gefangenen« gemacht wurden, denn die Bewohner der Stadt waren beim Eintreffen der Truppen bereits geflohen. Es wurden Gebäudekomplexe gezielt zerstört, wie es jedoch zum Brand der Stadt kam, ist bis heute nicht restlos geklärt. Belegt ist, dass die dort lagernden Soldaten von dem Feuer überrascht wurden. (Schlothauer 2018: 49, 63) Eine Lüge bleibt – solange Holfelder keine Quelle nennt – die genannte Opferzahl: »die genaue Zahl der Opfer ist nicht bekannt, in der Literatur wird von deutlich mehr als 100.000 Toten gesprochen.« (66) In seinem Buch gibt es hier keinen Quellennachweis.

Das Königreich Benin war im 19. Jahrhundert bekannt für Menschenopfer und Sklavenhaltung; es wurde also zu Recht »kolportagehaft als Ort barbarischer Menschenopferkulte beschrieben«. (66) Holfelder kritisiert, dass »solche sensationlüsternen Gräueltgeschichten« in damaligen Zeitungsberichten benutzt wurden, um zu zeigen, dass es »gewissermaßen seinen Untergang verdient« hatte. (66) Er könnte zur Kenntnis nehmen, dass sich Oba Akenzua II., ein Nachfolger Ovonramwens, im Jahr 1960 in einem Zeitungsartikel ähnlich äußerte: »... in those days, Binis were, almost to the point of fanaticism, devoted to their gods although those gods were insatiable in their lust for human blood.« (Schlothauer 2018: 63, 65 Fußnote 14) Geopfert wurden übrigens überwiegend Sklaven und Gefangene. Köpfen war eine der humaneren Methoden, die Kreuzigung eine weit schrecklichere. Das Blut der Opfer wurde auch auf den Altären Benins vergossen und so könnten bis heute Spuren an vielen Objekten haften.

Auch der Textteil zum Erwerb der ersten Benin-Objekte in Deutschland enthält zahlreiche Fehler. Holfelder schreibt: Justus Brinckmann kaufte »als erster deutscher Museumsdirektor zwei Objekte [...], für 2.000 Mark einen Fetschbaum und einen Bronzekopf. Das war im September 1897. Zwei Monate später stellte er beide Kunstwerke beim Anthropologenkongress in Lübeck [...] vor.« (70) »Im November 1897 kaufte Justus Brinckmann weitere Stücke bei dem Hamburger Handelshaus Heinrich Bey & Co.«. (71) Dieses habe »als es das Geschäft witterte, sogar eigene Mitarbeiter nach Benin-Stadt [gesandt], um dort in den Ruinen nach Gegenständen zu suchen, die die Briten nicht gefunden hatten.« (71)

Tatsächlich erhielt Brinckmann im **Juli** 1897 mindestens **drei** Stücke, die erst in den folgenden Monaten vom Museum bezahlt werden konnten: einen Bronzekopf, eine **Bronzeplatte** und einen Figurenstab. (Schlothauer 2018: 70) Letzterer wurde nicht vom Museum für Kunst und Gewerbe, dessen Direktor Brinckmann war, gekauft, sondern vom Museum für Völkerkunde Hamburg. (Schlothauer 2018: 78, Fußnote 5) Friedrich **Erdmann**, ein Mitarbeiter von Bey & Co, hatte die drei Stücke und etwa zwölf weitere vor Ort **auf eigene Faust** erworben. (Schlothauer 2018: 70, 71) Von dem Handelshaus erwarb Brinckmann 1897 keine Stücke und der erwähnte Kongress in Lübeck war dann vom 3. bis 5. **August** 1897. (Schlothauer 2018: 70)

Einmal in Fahrt, verdreht und erfindet Holfelder weiter und beruft sich dabei auf den Ausstellungskatalog »Raubkunst? Die Bronzen aus Benin« des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Zwar sind in diesem auch Fehler enthalten (Schlothauer 2018: 61, 75 Fußnoten 22, 28), aber keine derart verzerrten Übertreibungen wie die folgenden: »Brinckmann und Luschan handelten dann auch selbst mit den Stücken, verkauften Objekte, die ihnen nicht bedeutsam genug erschienen, gewinnbringend weiter. Teilweise nutzten sie dafür ihre Museen als Schaufenster und Shop. Die Benin-Bronzen waren da schon längst zu einer Marke geworden, gewissermassen ein Verkaufsschlager. Der Handel florierete«. (71) Richtig ist, dass beide Personen Ankäufe für ihre Museen tätigten und immer dann, wenn die Konvolute zu groß und dadurch zu teuer waren, eine Verteilung an andere interessierte Museen in Deutschland und den Niederlanden organisierten. Die Nachfrage einiger Museen war vorhanden, eine »Marke« oder ein »Verkaufsschlager« waren die Stücke nicht, sondern ein Geheimschlüssel für wenige Beteiligte.

Zwei weitere falsche Behauptungen werden als Zitat

der Afrika-Kuratorin des Museums Rietberg Zürich, Michaela Oberhofer, in den Mund gelegt: »Aus dem Königspalast [...] seien von den Briten rund 4.000 Objekte nach Europa mitgenommen worden, [von denen] die meisten in London verkauft wurden, um die Militäraktion nachträglich zu finanzieren.« (77) Die genaue Anzahl der von den Briten mitgenommenen Objekte ist unklar, aber es können zwischen 1.500 bis 2.000 Stücke gewesen sein. (Schlothauer 2018: 44, 50, 56) Die Kosten der Strafexpedition sollen bei £ 30.000 gelegen haben und der damalige General-Konsul Ralph Moor erinnert sich in einem Brief vom 9. Juni 1898 an einen Gesamterlös von 1.200 oder 1.500 Pfund, das wären etwa 4 bis 5 % der Kriegskosten gewesen. (Schlothauer 2018: 50) Ein Teil der Kriegsbeute wurde bereits in Nigeria verkauft, wodurch ein nicht unerheblicher Teil nach Hamburg gelangte.

Moritz Holfelder hatte mit dem Autor am 14. Januar 2019 ein längeres Gespräch in Berlin und erhielt bei dieser Gelegenheit u. a. *Kunst&Kontext* Nr. 15 (2018). Er hatte also die Möglichkeit, die darin enthaltenen Benin-Artikel zu lesen. Seine Fehler, falschen Darstellungen und Übertreibungen resultieren nicht aus Unwissenheit, sondern sind die Folge von Desinteresse und einem Denken, das nicht entlang historischer Quellen argumentiert.

Zu Recht gibt Andreas Kilb in der FAZ im März 2019 zu bedenken, dass »die Nachfahren der Igbo, die ehemals von den Edos in Benin-Stadt versklavt worden seien, auch ein Anrecht auf die Benin-Bronzen« hätten. (81) Holfelder übergeht dieses Argument, ihn empört der »oberlehrerhafte Ton, der nicht nur manche Afrikaner erzürnt« (82) Welche konkreten »Afrikaner« er meint, sagt er nicht. Dann folgt eine Art Drohung: »Aber wenn die Nachfahren der Täter den Nachfahren der ehemaligen Kolonialismus-Opfer pauschal die politische Reife absprechen, begibt man sich auf sehr dünnes Eis.« (81) Holfelder sagt nicht, wem Kilb mit seiner Situationsanalyse »pauschal die politische Reife« abgesprochen haben soll. Abgesehen davon, enthält sein Satz eine weitaus drastischere Behauptung. Er behauptet, der deutsche Journalist Kilb sei einer der »Nachfahren der Täter«, also des Britischen Empire. Dann wären alle Europäer bzw. alle, die eine bestimmte genetische Disposition (helle Hautfarbe) aufweisen, »Täter-Nachfahren«? Mit dieser rassistischen Vereinfachung befindet sich nun Holfelder auf dünnem Eis, eher schon im kalten Wasser.

Es passt dazu, dass er die Ausstellung »Raubkunst? Die Bronzen aus Benin« als eine Präsentation der »Selbstanklage für ehemalige Willkür, Gewalt, Herrschsucht, For-

scherdrang, Unterdrückung, Barbarei, Gier sowie europäischen Überlegungsgeistes« begreift. (72) Bei den Objekten in den Museen handle es »sich um Raubkunst, Diebesgut und Fehlerware.« (73) Das Kapitel endet mit Zitaten eines südafrikanischen Comedian, dessen Welt sich in rassistischer Manier in »Europäer« und »Afrikaner« spaltet (81 f.): Rassismus ist keine Frage der Hautfarbe, sondern eine der Gesinnung.

Kann Restitution funktionieren? Na klar!

Zunächst widmet sich Holfelder »der ersten Restitution des Ethnologischen Museums Berlin an eine indigene Herkunftsgesellschaft«. (87) Neun archäologische, Ende des 19. Jahrhunderts in höhlenartigen Überhängen auf der Kenai-Halbinsel (Alaska) gesammelte Objekte wurden an die US-amerikanische Chugach Alaska Corporation (CAC) übergeben – eine »gewinnorientierte Gesellschaft mit rund 2200 Aktionären indigener Abstammung«. (209, Fußnote 95) Ein Hauptakteur sei »John F. C. Johnson, ehemaliger Mitarbeiter bei der Kulturgutschutzorganisation NAGPRA« gewesen. (89) Letzteres ist falsch, denn NAGPRA ist keine Organisation, sondern das Kürzel eines US-amerikanischen Bundesgesetzes, das dem Kulturgutschutz dient. Eine weitere Hauptakteurin war Viola König, damals Direktorin des Berliner Ethnologischen Museums.

Die Darstellung des Ablaufes formt Holfelder nach seinen Wünschen: »Im November 2015 reiste eine fünfköpfige Delegation nach Berlin, angeführt von Johnson [...] König zeigte ihm die englischsprachige Übersetzung [des Reisebuches des Sammlers], von der er nichts gewusst hatte. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr Johnson von den Grabfunden und -plünderungen, [...] was ihn dazu veranlasste – abgestimmt mit der Museumsleiterin – in einem offiziellen Schreiben um die Rückgabe [...] zu bitten.« (90) Johnson war bis dato nirgendwo als Anführer der Delegation bezeichnet worden. Fünf der Objekte waren mit den Berliner Sammlungsinformationen in einem Buch im Jahr 2008 in Alaska publiziert worden. Weiterhin wurden alle neun Objekte im Jahr 2012 von einer Wissenschaftlerin aus Alaska in Berlin fotografiert und die Angaben des Inventarbuches wurden übersetzt: In der Online-Datenbank hieß es dann bei fünf Stücken: »from a grave«. (Schlothauer 2018: 11) Es ist extrem unwahrscheinlich, dass Johnson diese Ergebnisse vor seinem Berlin-Besuch nicht kannte. Holfelder schreibt, dass »die Direktorin [...] nicht einfach abwartete [...], sondern proaktiv tätig« war. Das ist richtig: König entwarf nicht nur

den Brief, sie initiierte auch die Rückgabe, an welcher Johnson bereitwillig mitwirkte. Somit sei die: »Restitution an die CAC [...] bilderbuchartig verlaufen.« (93)

Der Autor kam in einer Studie (Schlothauer 2018), die Holfelder vorlag und aus der dieser auch zitiert (2019: 93), zu einem anderen Ergebnis: Es war eine Schenkung, deren Anlass allein in Berlin lag: angetrieben von einem medial-dominierten Zeitgeist und persönlichem Ehrgeiz, nicht aber von wissenschaftlicher Arbeit und Diskussion.

Zu vieles wurde nicht berücksichtigt: Die Uferhöhlen waren bereits stark von Gezeiten und Wetter zerstört und die Grabbeigaben waren zum Zeitpunkt des Sammelns etwa 100 bis 200 Jahre alt: Sie können somit als archäologisch bezeichnet werden. (Schlothauer 2018: 11, 18, 24) Nicht bekannt ist, wer diese dort deponiert hatte, da die indigenen Gruppen im 18. Jahrhundert mobil waren und dann vor allem durch Krankheiten erheblich dezimiert wurden. Ob die CAC, fast 200-300 Jahre später, als legitimer Nachfolger bezeichnet werden kann, ist daher unklar.

Weiters bringt Holfelder das Beispiel eines mit Glasperlen verzierten Thrones aus dem Grasland von Kamerun. (94) Interessant ist seine Darstellung, dass auch hier die Direktorin, gemeinsam mit ihrem Afrika-Kurator, Peter Junge, restituieren wollte. (94) Und dies trotz eindeutiger Absage aus Kamerun. Bei einer Ausstellungseröffnung des Museums Rietberg Zürich im Jahr 2008 war »Mbombo Njoya, der 19. König der Bamum und Enkel des 1933 gestorbenen Herrschers« anwesend. Immer wieder hat er »zu Protokoll gegeben, die Bamum würden keinen Anspruch auf die Rückerstattung des [...] Thrones erheben. Es habe sich um eine Geschenk gehandelt«. (103) Sultan Njoya (?–1933), der damalige Herrscher der Bamun, hatte diesen im Jahr 1908 persönlich an die Kameruner Küste gebracht und dort als Geschenk für den deutschen Kaiser zu dessen 50. Geburtstag übergeben. (99) Es war nicht sein eigener Thron, sondern der seines Vaters Nsa'ngu (?–1885). Nach dessen Tod hatte er bei seiner Amtsübernahme seinen eigenen Thron anfertigen lassen. Fälschlicherweise spricht Holfelder mehrmals vom Original in Berlin und der Kopie in Kamerun (101): Es handelt sich jedoch um zwei Originale.

Dass Mbombo Njoya keine Restitution forderte, passt Holfelder überhaupt nicht und er unterstellt, dass »der damalige Bamum-König Njoya sein Volk, seine Kultur und sich selbst den Kolonisatoren auslieferte«. (97) Bald habe »sich eine evangelische Kirche innerhalb des Palastes« befunden (vorher war dort eine Moschee) und »die alte Kultur der Bamum« sei

zunehmend verdrängt worden. »Der König aber blieb heimlich Muslim.« (98) Njoya sei »zur Marionette« geworden. »Die Deutschen beschenkten den Herrscher mit bunten Ramsch-Uniformen aus Berlin und Bayern, auch mit einem Helm, der dem von König Wilhelm II. glich. Es gibt Fotos, die Njoya so ausgestattet zeigen – war er sich seiner Lächerlichkeit und Ohnmacht bewusst?« (99) Diese negative Interpretation Holfelders berücksichtigt nicht, dass Njoyas »Prunkuniform der des Kaisers nachempfunden [war], aber eingearbeitete Muster und Symbole der Bamum« aufweist. (Hanussek 2013: 14) Inszenierte sich Njoya als gleichberechtigter Bündnispartner der Deutschen?

»Seine Fügsamkeit und Ergebenheit gegenüber den Deutschen« habe Njoya trotzdem nicht aufgegeben. Obwohl die deutsche Kolonialzeit in Kamerun im Jahr 1916 faktisch endete, habe dieser 1917 »den in traditioneller Holzbauweise errichteten Königspalast abreißen und an dessen Stelle eine neue Residenz bauen [lassen] – im preußischen Backsteinstil.« (101) Holfelder weiß offenbar nicht, dass der alte Palast »durch einen Blitzschlag in Brand geriet und bis auf zwei teilmassive Häuser [...] zerstört wurde.« (Schultz 2014: 12) Dann kamen die französische Kolonialherren und »der König träumte bis zu seinem Tod weiter von der kulturellen und wirtschaftlichen Vermählung seines Volkes und der Deutschen.« (101)

Rückgabe? Keine Frage für Holfelder: »Selbstverständlich. Pro-aktiv und freiwillig.« (101)

Ist Holfelders postkolonialer Paternalismus als koloniales Erbe zu betrachten?

Das nächste Beispiel behandelt die Rückgabebeforderung von Kum'a Ndumbe: Es geht um den Schiffsschnabel *tange* der Bele Bele aus Kamerun (112 f.), der sich im Museum Fünf Kontinente München befindet. (siehe dieses Heft S.) In diesem Zusammenhang wird die aktuelle Direktorin, Ute Werlich, mit dem nicht ungefährlichen Satz zitiert: »Es geht um einen Wandel im Grundverständnis von Museen: Warum muss ich unbedingt etwas besitzen?« (118)

Die Antwort von Radio Eriwan: Weil es der Auftrag eines Museums ist?

Holfelder zählt drei Beispiele in zwei Jahren. Außer den neun Objekten an die CAC waren es im Jahr 2019 eine Bibel und eine Peitsche sowie »die Steinsäule von Cape Cross« (120); letztere drei Stücke gingen an die Republik Namibia. Sein Ergebnis: »Restituiert wird in Deutschland inzwischen gern. Fast kein Monat vergeht, in dem dies nicht irgendwo getan wird.« (118) Das Holfeldersche Restitutionsjahr scheint deutlich weniger Monate aufzuweisen als ein

normales Jahr.

Vor allem an der Steinsäule entfaltet sich sein Unmut: »Die deutsche Seite tut sich leicht damit. Man hat kein großes Interesse an dem ehemals portugiesischen Steinsockel [...] Es wirkt wie ein bewusst oder auch unbewusst verabreichter Placebo. Eine Schein-Heilung findet statt – und wenn man fest genug daran glaubt, entfaltet sich auch die Wirkung.« (120) Und: »Restitution ist [...] zu einem moralischen Erlösungssport geworden. Nur sind bedeutende Objekte bisher davon ausgenommen. Etwa die Benin-Bronzen.« (118)

Fazit

Holfelder vermeidet Definitionen seiner zentralen Begriffe »Raubgut« und »kolonial«. In den Kapitelüberschriften und im Text dominiert eine ungenaue und kujonierende Sprache des 20. Jahrhunderts, wie sie in der Zeitschrift »Der Spiegel« gern verwendet wurde. Auch korrekte Details sind nicht gerade die Stärke des Buches. Zahlen und Fakten sind so häufig falsch, dass es besser ist, sich davon nichts zu merken.

Seine Forderung nach einer stärkeren Aufarbeitung der Kolonialzeit richtet sich nicht etwa auf vermehrte Forschung und wissenschaftliche Diskussionen, sie erschöpft sich darin, dass Politiker Entschuldigungen und Statements vortragen sollen. Doch wen könnte das dazu bringen, sich für diese Zeit zu interessieren? Wäre es nicht sinnvoller zuerst wissenschaftliche Erkenntnisse zu erarbeiten, z. B. in gemeinsamen Projekten afrikanischer und europäischer Länder?

An diesem Buch wird deutlich wie weit Wissenschaft und Journalismus im Bereich historischer Betrachtung von einander entfernt sind. Wer sich ernsthaft mit diesen Themen befasst, sucht zu verstehen, was geschah, wer die Akteure waren, welche Motive diese hatten, welche Strukturen entstanden etc.: Solche Daten führen zu Argumenten und Szenarien, diese wiederum zu Thesen und Diskussionen.

Holfelder ist nicht neutral und ergebnisoffen: Er zeigt auch da Haltung, wo Neugier zu neuen Erkenntnissen führen könnte. Zwanghaft und laut verkündet er eine Botschaft. Das Buch wirkt als sei es in einer keimfreien, von historischen und gegenwärtigen Realitäten Afrikas gereinigten Zone entstanden. Es ist der quälende Versuch den Leser in die geistige Quarantäne zu zwingen, in welcher sich sein Verfasser beim Schreiben befand.

LITERATUR

Hanussek, Christian (2013): Der Geist im Glas. In: Kunst&Kontext 5, S. 13-14.

Igbafe, Philip Aigbona (1979): Benin under British Administration: The Impact of Colonial Rule on an African Kingdom 1897-1938. London.

Schlothauer, Andreas (2018a): Königreich Benin – was fehlt? In: Kunst&Kontext 15, S. 60-80.

— (2018b): Die erste Restitution des Ethnologischen Museums Berlin – gute Absicht und falsche Begründung? RCMC-report 2018.02. Berlin.

Schneider-Waterberg, Hinrich R. (2017): Der Wahrheit eine Gasse. Zur Geschichte des Hererokrieges in Deutsch-Südwestafrika 1904-1907. Swakopmund

Schultz, Martin (2014): »Unser Haus ist das reine Museum«. Die Sammlung Franz und Marie Pauline Thorbecke an den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. In: Kunst&Kontext 7, S. 5-15.

Wimmelbücker, Ludger (2005): Verbrannte Erde: Zu den Bevölkerungsverlusten als Folge des Maji-Maji-Krieges. In: Felicitas Becker, Jigal Beez: Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905-1907. Berlin, S. 87-99.

Andreas Schlothauer (Rez.)



»RAUBKUNST« Wirklich geraubt ?

Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext

von Karl-Ferdinand Schaedler

PANTERRA

Karl-Ferdinand Schaedler

„Raubkunst“ – Wirklich geraubt? Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext

München: Panterra Verlag 2020, 196 S.

nal unterscheiden. Das traditionelle Wissen und die Mythen der Pende, der Lega, der Dogon, der Bamana, der Baga etc. interessieren sie nicht und bleiben ihnen fremd.

In seinem Buch thematisiert Schaedler die Kriege der Kolonialzeit in Benin, Dahomey und Südwestafrika, aber auch den fast vergessenen Krieg in Biafra (Nigeria).

Ein Leben lang hat sich Schaedler mit den Menschen und Kulturen Afrikas befasst und zur kulturellen Vielfalt und zur Kunst Afrikas publiziert. Sein Interesse entstand nicht am Schreibtisch, sondern während seiner zahlreichen Aufenthalte in afrikanischen Ländern.

Interview mit Karl-Ferdinand Schädler
(10. Januar 2021)

K&K: Gab es für Sie einen konkreten Anlass das Buch zu schreiben?

Schaedler: Ja. Das war die Rede von Macron im November 2017 und das anschließende Pamphlet von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr vom November 2018, die mich so

Das Buch ist eine Streitschrift, denn Schädler argumentiert gegen die von Medien und einigen Globalhistorikern gern verbreitete Legende, dass Figuren und Masken aus Afrika in den Museen oder Privatsammlungen koloniales Raubgut und unrechtmäßig erworben seien. Die dies behaupten, können eine Figur der Baule nicht von einer solchen der Luba und eine Fälschung nicht von einem Original

empörten, dass ich dachte, das kann man nicht so stehen lassen, da muss man etwas tun.

K&K: Haben Sie das Buch an Zeitungen oder Journalisten geschickt?

Schaedler: Auch hier ein Ja. Ich glaube, es waren neun Zeitungen und Zeitschriften, u. a. die Süddeutsche Zeitung, Die Zeit, Der Spiegel, die Neue Zürcher Zeitung, der Focus. Keine hat wenigstens höflicherweise geantwortet, geschweige denn sich für das Buch bedankt oder etwas geschrieben. Es widerspricht ja auch dem aktuellen Mainstream, also dem, was Journalisten in erstaunlicher Übereinstimmung berichten, als würden alle voneinander abschreiben.

K&K: Gab es Reaktionen und Interesse an Diskussionen? Wenn ja, welche?

Schaedler: Nein. Von den genannten Printmedien gab es keine Reaktionen, ebenso wenig ein Interesse an Diskussionen.

K&K: Wie erklären Sie sich dieses Desinteresse an Ihren Argumenten?

Schaedler: Wie ich schon sagte, das Thema hat derzeit eine eindeutige Botschaft: Schuldzuweisungen an die Deutsche Kolonialpolitik und eine Rückgabepflicht von »geraubten« Kulturgütern. Dabei wird so getan als sei alles oder doch eine Mehrzahl der Stücke in den Museen Raubgut. An einer realistischen Aufklärung der historischen Gegebenheiten besteht kein Interesse. Das liegt wohl auch an der mangelnden Kompetenz, wenn es um Quellen und Fakten geht. Aus Sicht der Journalisten war es daher der einfachste Weg zu schweigen. Denn hätte man sich auf eine Diskussion eingelassen, hätte man ja die vorgebrachten Behauptungen irgendwie zurücknehmen müssen.

K&K: Was halten Sie von der Rückgabe von Schädeln und Gebeinen?

Schaedler: Selbstverständlich sollten diese zurückgegeben werden, wenn die jeweilige Herkunft sicher feststellbar ist. Die Stücke wurden zwar aus wissenschaftlichen Gründen gesammelt, scheinen aber schlecht dokumentiert und bewahrt worden zu sein. Es bringt ja nichts, Schädel aus Südamerika oder einen preußischen Bauernschädel nach Afrika zu schicken. Dann haben die dort in einigen Jahren das gleiche Problem wie unsere Museen.

Wie sie erworben wurden, ob selbst ausgegraben oder gekauft, spielt – nach meiner Meinung – dabei keine Rolle.

K&K: In einem Kapitel Ihres Buches sprechen Sie von »negativer Gleichbehandlung«. Was verstehen Sie darunter?

Schaedler: Bis zum 19. Jahrhundert und teilweise auch noch später gab es ja kaum eine allgemeine rassistische Diskriminierung. Die diplomatischen und kommerziellen Beziehungen der jeweiligen afrikanischen und europäischen Eliten waren nicht ungleichgewichtig; beide Seiten profitierten voneinander. Ausgebeutet und diskriminiert wurden auf beiden Seiten vor allem die Unterschicht, die Sklaven und Leibeigenen. Das änderte sich im Zuge der stärker werdenden Rassismusbewegung im 19. und 20. Jahrhundert. Dass dieser unsägliche Trend teilweise immer noch anhält, besonders in den USA, wird vollkommen zu Recht kritisiert und eine Umkehr, eine Gleichstellung auf allen Ebenen, gefordert.

Ich darf hier vielleicht aus meinem Buch eine Stelle zitieren, die diese Gleichbehandlung in Bezug auf den Kolonialismus deutlich machen kann: *»Bei einer Betrachtung des Kolonialismus kann es nicht darum gehen, den Kolonialismus der Afrikaner und anderer Nicht-Europäer klein zu reden. Es gibt keinen guten Kolonialismus, den die Afrikaner gepflegt und einen bösen, den die Europäer verbochen haben. Jeder Kolonialismus ist von Brutalität und Grausamkeit gezeichnet, auch wenn man versucht, ihn zu verniedlichen oder als Kollateralschaden abzutun.«*

Auf Augenhöhe behandelt zu werden, bedeutet auch, auf Augenhöhe Verantwortung zu tragen. Auch in der europäischen Kolonialzeit gab es in Afrika übrigens Eliten und Gruppen, die von den kolonialen Verhältnissen erheblich profitierten.

Emmanuel Macrons Restitutionsprojekt afrikanischer Kulturgüter oder das Streben Frankreichs seine Präsenz in Afrika zu festigen

Als die Regierung Benins im Juli 2016 Frankreich, damals war François Hollande französischer Präsident, um »die Rückgabe der kostbaren königlichen Objekte [bat], welche die französische Armee bei der Eroberung im Jahr 1892 mitgenommen« hatte (Peraldi 2018b: 21), wurde diese Anfrage am 12. Dezember 2016 vom französischen Außenminister, Jean-Marc Ayrault, in Anwesenheit seines Beniner Amtskollegen, Aurélien Agbenonci, mit dem Verweis auf die in Frankreich geltenden Rechtsgrundsätze der Unveräußerlichkeit, der Unverjährbarkeit und der Unpfändbarkeit öffentlicher Sammlungen abgelehnt.

Am 28. November 2017 hielt der französische Präsident Emmanuel Macron eine Rede in Ouagadougou in Burkina Faso, in der er unter anderem sagte, dass er innerhalb von fünf Jahren, die Bedingungen für vorübergehende oder dauerhafte Restitutions afrikanischer Kulturgüter schaffen wolle. (Peraldi 2018a: 33) Knapp drei Monate später, am 5. März 2018, traf Macron in Paris den Präsidenten Benins, Patrice Talon, und verkündete während der gemeinsamen Pressekonferenz, dass er zwei Personen damit beauftragt habe, konkrete Vorschläge zur Restitution afrikanischer Kulturgüter zu erarbeiten: Felwine Sarr, senegalesischer Ökonom, und Bénédicte Savoy, eine auf die napoleonische Epoche spezialisierte Kunsthistorikerin. (Peraldi 2018b: 17) Deren Rapport »Restituer la patrimoine africain. Vers une nouvelle éthique relationnelle« erschien am 23. November 2018, d. h. sie hatten rund sechs Monate um zu recherchieren und zu schreiben. Das ist wenig Zeit, wenn berücksichtigt wird, dass bei beiden die Forschungsbereiche recht wenig mit dem Thema »Kulturerbe Afrikas in Museen« zu tun haben.

Als der Rapport vorgelegt wurde, hatte Macron »die historische Aufarbeitung des Kolonialismus begrüßt, wodurch ein neuer Blick auf die Umstände des ‚Kulturgütererbs‘ und auf die Besonderheit des afrikanischen Kulturerbes möglich« sei. Er

hatte daraufhin das Ministerium für Kultur und das Ministerium für Europa und Auswärtige Angelegenheiten gebeten, dafür zu sorgen, »dass die afrikanische Jugend in Afrika und nicht nur in Europa Zugang zu ihrem eigenen Erbe und zum gemeinsamen Erbe der Menschheit hat.« Er hatte die Museen eingeladen, »eine wesentliche Rolle in diesem Prozess zu spielen« und betonte »die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit den anderen europäischen Staaten«. (Gouv-fr 17)

Die Behauptungen und Empfehlungen von Sarr/Savoy führten zu starken Reaktionen seitens der französischen Museen: Während der ICOM-Veranstaltung vom 20. Februar 2019 bezeichnete Yves Le Fur, der Sammlungsleiter des Musée du quai Branly, den Rapport vor 140 Museumsvertretern als »übertrieben donnernde Erklärung«. Kritisch äußerten sich auch der ehemalige Präsident des Musée du quai Branly, Stéphane Martin (1999-2019) und sein Nachfolger Emmanuel Kasarhérou (seit 27. Mai 2020) in ihren Anhörungen vor einem Ausschuss des französischen Senates, der *Commission de la culture, de l'éducation et de la communication*, am 19. Februar bzw. am 22. Juli 2020.

Der Regierungsapparat setzte den Wunsch des französischen Präsidenten um. Am 4. Juli 2019 organisierten das Ministerium für Kultur sowie das Ministerium für Europa und Auswärtige Angelegenheiten im Institut de France ein Forum zum Thema »Afrikanisches Erbe: Gemeinsam zum Erfolg unserer neuen kulturellen Zusammenarbeit«, an dem 200 afrikanische, französische und europäische Wissenschaftler teilnahmen. Dort hielt der damalige französische Kulturminister, Franck Riester (2018-2020), eine Rede. Ende 2019 wurde die Regierung erstmals aktiv: Premierminister Édouard Philippe übergab in einer offiziellen Zeremonie einen in Frankreich hergestellten Säbel an einen Regierungsvertreter des Senegal, obwohl noch keine gesetzliche Grundlage dafür ge-

schaffen war. Am 15. Dezember 2019 reiste Riester nach Cotonou, die Hauptstadt Benins, wo er in seinen Reden auf die Rückgabe von Kulturgütern an Benin und Senegal verwies, und am 16. Dezember unterzeichnete er ein französisch-beninisches Arbeitsprogramm im Rahmen eines von der Republik Benin initiierten Museumsprojektes. Die Regierung legte dann am 5. Januar 2020 einen Gesetzesentwurf zur Beschleunigung und Vereinfachung öffentlicher Aktion (»ASAP-Gesetz«) vor, das unter anderem die Abschaffung der nationalen wissenschaftlichen Kommission für Sammlungen vorsieht, die für die »Herabstufung von Sammlungen« zuständig war.

Nach dem Ausscheiden Riesters wurde am 6. Juli 2020 Roselyne Bachelot als neue Kulturministerin ernannt und zehn Tage später unterzeichnete sie, gemeinsam mit dem Premierminister und dem Minister für Europa und Auswärtiges den Gesetzesentwurf über die Rückgabe von Kulturgütern an die Republik Benin und die Republik Senegal. Am 20. Oktober 2020 wurde die Kulturministerin vom Kulturausschuss des Senates angehört.

Der Gesetzestext wurde in erster Lesung vom Parlament, bestehend aus dem Senat und der Nationalversammlung, geprüft. Zwei Abgeordnete der Partei La République en Marche legten am 30. September 2020 Stellungnahmen von Ausschüssen der Nationalversamm-

lung vor: Yannick Kerlogot für kulturelle Angelegenheiten und Bildung sowie Marion Lenne für auswärtige Angelegenheiten. Am 7. Oktober wurde der von der Nationalversammlung verabschiedete Gesetzesentwurf an den Senatsausschuss für Kultur, Bildung und Kommunikation verwiesen und am 28. Oktober reichte die Berichterstatterin des Ausschusses, Catherine Morin-Desailly, dessen Bericht mit Änderungsanträgen ein. Da die Nationalversammlung und der Senat keine Einigung erzielen konnten, wurde am 5. November eine gemeinsame Kommission einberufen, die einen Textvorschlag zu den umstrittenen Bestimmungen des Gesetzesentwurfs erarbeiten sollte, und am 19. November lag der geänderte Text der Berichterstatter Yannick Kerlogot und Catherine Morin-Desailly vor. Dieser Entwurfsstand wurde am 2. Dezember 2020 erneut von der Nationalversammlung geprüft, die den Gesetzestext am 8. Dezember annahm, während dieser vom Senat am 15. Dezember abgelehnt wurde. Die Nationalversammlung und der Senat konnten sich also nicht einigen. Vorgesehen ist in solchen Fällen, dass die Nationalversammlung sich über die Bedenken des Senats hinwegsetzen und ein Gesetz verabschieden kann. Nach der abschließenden Lesung in der Nationalversammlung am 17. Dezember und der Veröffentlichung im Amtsblatt am 26. Dezember 2020 trat das Gesetz in Kraft.

TEIL I

»Ein Hassschrei gegen das Konzept »Museum« – Die Antwort der Museen auf den Sarr/Savoy-Rapport

Eine gemeinsamer Blick auf das Thema Restitution ist in Europa nicht zu erkennen. Zwar treffen sich die Museumsleiter regelmäßig, doch hat dies nicht zu einer gemeinsamen Stellungnahme geführt. Obwohl der Sarr/Savoy-Rapport von europäischen Museen oft zitiert wird, werden die darin enthaltenen Behauptungen und Empfehlungen insbesondere von französischen Museen stark kritisiert. Der ehemalige Direktor des Musée du quai Branly bezeichnete den Rapport als »Hassschrei gegen das Konzept »Museum««. Im Folgenden sind die Beiträge einer von der ICOM (International Council of Museums) Frankreich organisierten Veranstaltung zusammengefasst.

Die ICOM Veranstaltung vom 20. Februar 2019

Die ICOM Frankreich hatte den Sarr/Savoy-Rapport kurz nach dessen Erscheinen auf ihrer Webseite publiziert und am 20. Februar 2019 trafen sich 140 Mitglieder während der Veranstaltung »Restituer ? Les musées parlent aux musées« (Zurückgeben? Museen sprechen mit Museen). Als Grund des Treffens wurde genannt, dass »die Museen nicht [von Sarr/Savoy] ins Gespräch mit einbezogen wurden, obwohl sich die betroffenen Objekte in Museen befinden, von ihnen aufbewahrt, dokumentiert, restauriert und ausgestellt werden.«

Die Vortragenden wurden entweder ausgewählt, um die vom Rapport betroffenen Museen zu vertreten (Paris, Angoulême, Rochefort) oder weil ihr Museum besonders viele Objekte aus der Kolonialzeit besitzt (Nantes). Es wa-

ICOM (International Council of Museums)

Die ICOM ist eine internationale Organisation der Museen und der Museumsfachleute, die im Jahr 1946 gegründet wurde und heute mehr als 44.000 Mitglieder in 138 Ländern hat. Sie widmet sich der Erforschung, dem Erhalt, der Nachhaltigkeit und der Vermittlung des natürlichen und kulturellen Welterbes. Professionelle und ethische Standards für Museumsaktivitäten werden erarbeitet und als Empfehlungen verbreitet. Das öffentliche Bewusstsein für die Erhaltung des gemeinsamen Welterbes wird durch globale Netzwerke und Kooperationsprogramme unterstützt. (ICOM-Fr)

Die ICOM hat am 5. November 1986 einstimmig »Ethische Richtlinien für Museen« beschlossen, die auch die Rückgabe und Rückführung von Objekten betreffen. Diese wurden 2001 ergänzt und 2004 revidiert. Im Absatz 6.2 »Rückgabe von Kulturgütern« heißt es: »Museen sollen bereit sein, in einen Dialog bezüglich der Rückgabe von Kulturgütern an ihre Herkunftsländer oder -völker zu treten. Der Dialog sollte unparteiisch und auf der Basis wissenschaftlicher und internationaler Gesetze geführt werden. Diese Vorgehensweise ist Massnahmen auf politischer oder Regierungsebene vorzuziehen.« Und im Absatz 6.3 »Rückführung von Kulturgütern« steht: »Wenn ein Herkunftsland oder -volk die Rückgabe eines Objekts oder Gegenstandes erbittet, von dem belegbar ist, dass es/er unter Verletzung der Prinzipien internationaler und nationaler Abkommen exportiert oder auf anderem Wege übereignet wurde und es/er zum kulturellen oder natürlichen Erbe dieses Landes oder Volkes gehört, sollte das betroffene Museum umgehend verantwortungsvolle Schritte einleiten, um bei der Rückgabe zu kooperieren, sofern es rechtlich dazu befugt ist.« (ICOM-Richtlinien 2004)

ren: Yves le Fur, Direktor der Abteilung für die Sammlungen des Musée du quai Branly in Paris; Émilie Salaberry, Direktorin der Museen- und Archive in Angoulême; Claude Stéfani, Direktor der Museen in Rochefort, und Philippe Guillet, Direktor des Muséum d'histoire naturelle in Nantes. Die rechtlichen Aspekte (Code du Patrimoine, internationale Abkommen) wurden von Claire Chastanier, Assistentin des stellvertretenden Direktors der Abteilung für staatliche Museen Frankreichs im Kulturministerium, vorgestellt. Die Präsidentin der ICOM France, Juliette Raoul-Duval, moderierte die Podiumsdiskussion.

Sarr und Savoy waren zu der Veranstaltung nicht eingeladen, da Raoul-Duval sich »einen Meinungs austausch zwischen den betroffenen Museumsvertretern über die verschiedenen Aspekte des Rapports« (ICOM-Fr 2019: 8) wünschte. Sie nannte den Rapport »spaltend«, der wie »eine Zumutung, eine Provokation« aufgenommen wurde, weil Sarr/Savoy es »vermieden, Museumsvertreter zu konsultieren oder die wissenschaftliche Arbeit in Museen zu erwähnen.« (ICOM-Fr 2019: 44 f.)

Die Rechtslage in Frankreich

Zu Beginn der Veranstaltung erinnerte Chastanier an die Prinzipien, die das in französischen Museen befindliche Kulturgut schützen. In Frankreich sind die Museen nicht Eigentümer ihrer Sammlungen, sondern nur deren Verwahrer, da diese öffentliches Eigentum sind – Artikel L.2112-1 des Allgemeinen Gesetzes über öffentliches Eigentum. Die Zugehörigkeit zum Gemeingut impliziert einen besonderen Schutz, der durch die Prinzipien der Unveräußerlichkeit (festgelegt durch das Edikt von Moulins im Jahr 1566), der Unverjährbarkeit (festgelegt durch ein Edikt des Jahres 1667) und der Unpfändbarkeit gekennzeichnet ist. Das Gesetz n°2002-5 vom 4. Januar 2002 über die französischen Museen gab diesen Prinzipien eine rechtliche Grundlage, indem es festlegte, dass:

- »Les collections des musées de France sont imprescriptibles«. (Artikel 11 - I) : Die Unverjährbarkeit ermöglicht es den öffentlich-rechtlichen Körperschaften gestohlene Objekte unbefristet zurückzufordern.
- »Les biens constituant les collections des musées de France appartenant à une personne publique font partie de leur domaine public et sont, à ce titre, inaliénables.« (Article 11 - II) Die Unveräußerbarkeit bedingt, dass diese Kulturgüter nicht herausgegeben werden können.
- »Les collections [...] sont insaisissables«. (Article 11 - III) Die Unpfändbarkeit bedeutet, dass diese Stücke nicht Gegenstand von Beschlagnahmeverfahren sein dürfen, die von Gläubigern eingeleitet werden.

Diese Grundsätze sind auch in den Artikeln L451-3, L451-5 und L-451-10 des Code du Patrimoine (Kulturerbe gesetz) verankert, das durch die Verordnung Nr. 2004-178 vom 20. Februar 2004 verkündet wurde und in dem die Bestimmungen des französischen Rechts zum Kulturerbe, einschließlich der Museen, zusammengefasst sind. Auch das Kulturerbe gesetz sieht einen besonderen Schutz für durch Schenkung erworbenes Eigentum vor, indem es dessen Herabstufung verhindert, um künftige Spender nicht zu entmutigen (Artikel L. 452-7).

Es gibt ein Verfahren zur Herabstufung von Eigentum in Museumssammlungen, das in den Artikeln L.115 des französischen Kulturerbe gesetz vorgesehen ist. Bis zum Inkrafttreten des Gesetzes n°2020-1525 vom 7. Dezember 2020 über die Beschleunigung und Vereinfachung

chung des öffentlichen Handelns lag dieses Verfahren in der Verantwortung der Nationalen Wissenschaftlichen Kommission für Sammlungen (CSNC). Diese schlug 2015 vor, dass die Herabstufung von Kulturgütern zunächst den Verlust des öffentlichen Interesses an den Objekten voraussetzen sollte. (siehe Teil V) Seit Dezember 2020 ist jede Entscheidung zur Herabstufung von der Zustimmung des Hohen Rates der Museen Frankreichs abhängig. (Parl-fr 14)

Da der Grundsatz der Unveräußerlichkeit von Museumsammlungen keinen Verfassungsrang hat, kann dieser durch Gesetz festgelegten Ausnahmen unterliegen: So war es möglich, dass die französische Regierung im Dezember 2020 ein Gesetz zur Rückgabe von Objekten öffentlicher Sammlungen durchsetzen konnte. (siehe Teil IV)

Bei der ICOM-Veranstaltung betonte Chastanier, dass die Museen nicht nur Rückgaben in Betracht ziehen, denn sie *»verfügen über alle notwendigen rechtlichen und logistischen Mittel, um Leihgaben und Depots an ausländische Museen auf der ganzen Welt zu organisieren, wie es viele Nationalmuseen bereits tun. Wir sollten die Politik des Austauschs und des Umlaufs in den kommenden Jahren noch verstärken, um der Sichtbarkeit des afrikanischen Kulturguts in Afrika gerecht zu werden.«* (ICOM-Bericht 2019: 31)

Die internationale Rechtslage

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein erster internationaler Vertrag zum Schutz von Kulturgütern im Falle eines bewaffneten Konflikts verabschiedet. Das Haager Abkommen von 1954 wurde von Frankreich im 1957 ratifiziert. Im Jahr 1997 ratifizierte Frankreich auch das UNESCO-Abkommen von 1970 über Maßnahmen zum Verbot und zur Verhinderung der illegalen Einfuhr, Ausfuhr und Übereignung von Kulturgut. Dieses Abkommen fordert die Vertragsstaaten auf, die Rückgabe solcher Kulturgüter auf diplomatischem Wege zu erleichtern und ihre Ausfuhr zu verhindern. Ergänzt wurde dieser Mechanismus durch das sogenannte UNIDROIT-Übereinkommen über gestohlene oder unrechtmäßig ausgeführte Kulturgüter vom 24. Juni 1995. Frankreich hat diesen Text unterzeichnet, aber nicht ratifiziert. Diese internationalen Maßnahmen zur Bekämpfung des illegalen Handels mit Kulturgütern können nicht rückwirkend angewendet werden. 1978 gründete die UNESCO ein zwischenstaatliches Komitee zur Förderung der Rückga-

be oder -führung von Kulturgütern an ihre Herkunftsländer, um einvernehmliche Lösungen zwischen zwei Mitgliedsstaaten nach dem Scheitern bilateraler Verhandlungen zu fördern. (UNESCO Antrag 1986) Dieses Verfahren wurde von den afrikanischen Ländern kaum genutzt.¹ (Mail UNESCO, 15. Juli 2020)

Die 1986 verabschiedeten und 2004 überarbeiteten ethischen Richtlinien der ICOM sollen Museen ermutigen, mit einem Land in einen Dialog um die Rückgabe von Kulturgütern zu treten (Artikel 6.2) und diese dann zurückzuführen, wenn sie unter Verletzung der Grundsätze internationaler und nationaler Konventionen ausgeführt wurden, sofern dies rechtlich möglich ist (Artikel 6.3).

Der »afrikanische Fall«

Die Entscheidung afrikanische Kunstwerke zurückzugeben, wird von Sarr/Savoy mit einer behaupteten Besonderheit des afrikanischen Falles begründet, die auf einem Satz von Alain Godonou zurückgeht: *»man kann sagen [...], dass sich 90 bis 95 % des afrikanischen Kulturerbes außerhalb des Kontinents in den großen Museen befindet«*. (Sarr/Savoy 2018: 14)

Während der ICOM-Veranstaltung am 20. Februar 2019 sprach Yves le Fur ebenfalls von 95 %. (ICOM-Fr 2019: 18) Catherine Jaffreux, Leiterin der Ausstellungen/Sammlungen der *Fondation Groupe EDF* (Stiftung der staatlichen französischen Elektrizitätsgesellschaft) erklärte: *»In Benin, wo ich kürzlich ein Museum im Norden des Landes besucht habe, wurde mir gesagt, dass 90 % des Kulturgutes außerhalb des Landes sei.«* (ICOM-Fr 2019: 28)

»Man kann sagen« und »mir wurde gesagt« sind die Formulierungen, mit denen diese Zahl zitiert wird. Es ist bedauerlich, dass sich weder der Direktor für die Sammlungen des Musée du quai Branly noch einer der bei der ICOM-Veranstaltung anwesenden Museumsfachleute zum fehlenden empirischen Gehalt der Zahl äußerte. Diese wurde weiterhin in der Diskussion des Parlaments genannt (Parl-fr 10) und von den Medien übernommen,

Zur Entstehung des 90%-Mythos

Julien Volper, Kurator am AfricaMuseum (Tervuren, Belgien) und Dozent für afrikanische Kunstgeschichte an der Freien Universität von Brüssel, beschreibt in seinem Artikel in diesem Heft die Entstehung des 90%-Mythos und nennt Beispiele und Argumente die diese Zahl widerlegen. (2021: 105 f.)

z. B. AFP, Arte, L'Express, France culture, France24, Jeune Afrique, Le Figaro. (Pres-fr 3-8)

Romain Saffré, Kurator des Naturhistorischen und Ethnologischen Museums von Saint-Omer, hält es für problematisch, die Restitutionsfrage nur auf den Kontinent Afrika zu beschränken. »Um eine professionelle Antwort geben zu können, müssen wir uns aus geopolitischen Gründen von der Vorbedingung, die der Staat stellt, nämlich das Feld auf das subsaharische Afrika und die zweite Kolonialisierung zu beschränken, befreien. Warum nicht die erste Kolonisierung anderer Kontinente außerhalb Afrikas und andere kriegerische Episoden einbeziehen? [...] Man könnte sich an die Beschlagnahmen erinnern, die am Ende der revolutionären Periode in Frankreich zwischen Franzosen oder von den Franzosen in europäischen Ländern durchgeführt wurden. Man würde dann die Frage der unrechtmäßig erworbenen Güter, die in gewisser Weise die afrikanische Restitutionsfrage vernebelt, anders angehen. [...] Welcher Anteil des französischen oder italienischen Erbes befindet sich auf französischem oder italienischem Territorium? Revolutionen, die Säkularisierung von Klöstern und der Kunstmarkt haben zu einer Neuverteilung der Werke geführt. Damals legal, aber nicht ohne politische Gewalt, wenn man an die Enteignungen denkt, z. B. von ausländischen Mächten wie dem österreichischen Kaiserreich in Italien. Auch in Europa befindet sich ein großer Teil der Werke außerhalb des Herstellungslandes, wobei im Übrigen davon ausgegangen wird, dass dieses Land zur Zeit des Künstlers existierte.« (ICOM-Fr 2019: 40 f.)

Zu radikale Vorschläge

Yves Le Fur bemängelte eine »sehr brutale« Argumentation mit »wenig Feingefühl« (ICOM-Fr 2019: 25) sowie eine »einseitige und eher heftige« Positionierung. (ICOM-Fr 2019: 27) Der Sarr/Savoy-Rapport sei übertrieben und wenig konstruktiv: »was ausgewogen und vernünftig hätte sein können, und wo konkrete Vorschläge für die Zusammenarbeit mit unseren afrikanischen Kollegen möglich gewesen wären, war es eine donnernde Erklärung.« (ICOM-Fr 2019: 18) Der Rapport äußere eine »übertriebene Meinung, sogar eine Ideologie«. (ICOM-Fr 2019: 27)

Sarr/Savoy plädieren pauschal für die Restitution folgender Objekte: im militärischen Kontext erworben; auf wissenschaftlichen Missionen gesammelt (wenn kein Zeugnis des vollen Einverständnisses des Besitzers vorliegt); von Mitarbeitern der Kolonialverwaltung oder deren Nachfahren geschenkt; nach 1960 nachweislich im illegalen Handel erworben. (2018: 93 f.) Wie Le Fur

hervorhebt, gehen sie davon aus, dass die Beweislast bei den Museen läge und diese beweisen müssten, dass die Objekte nicht gewaltsam erworben wurden. (ICOM-Fr 2019: 27) Die Beweislastumkehr steht allerdings im Widerspruch mit Artikel 1353 des französischen Zivilgesetzbuchs: »Wer sich auf die Erfüllung einer Verpflichtung beruft, muss diese beweisen.« (Gouv-fr 11)

Ein Ergebnis bisheriger Provenienzforschungsprojekte ist, dass sich nur sehr selten entsprechende Belege zum Erwerb in der Sammlungsdokumentation finden lassen. Da Sarr/Savoy diese Tatsache beim Erstellen ihres Rapports nicht einbezogen haben, formulieren sie stattdessen pauschale, scheinbar einfache Kategorien, die historische Forschung und differenzierte Einzelfallbetrachtung ersetzen sollen. Hierauf bezieht sich die Frage von André Delpuech, Direktor des Musée de l'Homme (Paris): »Der Bericht fordert die Restitution der zwischen 1880 und 1960 aus Afrika nach Europa gelangten Stücke, unabhängig davon, wie ein Objekt angeschafft wurde (geplündert, gestohlen, gekauft, von einem Ethnologen gesammelt oder geschenkt). Die Anschaffungsart sei nicht ausschlaggebend, denn die kolonialen Verhältnisse seien asymmetrisch gewesen. Die Frage ist also, sollen alle oder nur ein Teil dieser Objekte restituiert werden?« (ICOM-Fr 2019: 27)

Sarr/Savoy gehen laut Claude Stéfani (Rochefort) auf »Besorgnis erregende« Weise noch darüber hinaus, da sie »die gelegentliche Restitution von Objekte ermöglichen würden, deren Erwerbsumstände unklar geblieben sind, wenn deren wissenschaftlicher Wert für Sammlungen in einem afrikanischen Land festgestellt wurde«. (Sarr/Savoy 2018: 126) In deren Rapport heißt es: »wenn die Erwerbsumstände nicht eindeutig aufgeklärt werden können, wird dieser [bilaterale aus afrikanischen und europäischen Experten bestehende] Ausschuss einen ergänzenden Zusammenhang zu bereits restituierten oder vorhandenen Objekte herstellen, oder wird die Wichtigkeit für das Ursprungsland oder die Volksgruppe rechtfertigen.« (2018: 127) So müsse ein Stück, ungeachtet seiner Anschaffungsart, zurückgegeben werden, wenn es für ein afrikanisches Museum von Interesse sei. Der Direktor der Museen von Rochefort fasst treffend zusammen: »somit ist die an anderer Stelle im Bericht erwähnte Dokumentationsprüfung hinfällig«. (ICOM-Fr 2019: 28)

Émilie Salaberry (Angoulême) stellt sich die Folgen vor, wenn das Sarr/Savoy-Restitutionsszenario umgesetzt würde: »von der massiven Rückgabe unserer Sammlungen ausgehend, stellt sich die Frage des Einzelobjekts und des ›Serienobjekts‹. Schickt man 800 Yoruba-Masken zurück oder

lediglich eine Auswahl!?« (ICOM-Fr 2019: 27)

In Ouagadougou hatte Macron in endgültige und vorläufige Restitutionen differenziert, dabei aber unklar gelassen, was unter »vorläufiger Restitution« zu verstehen ist. Chastanier beschreibt diese Formulierung als »ungeschickt und vieldeutig«. (ICOM-Fr 2019: 32) Für Sarr/Savoy sind Leihgaben lediglich provisorische Lösungen, die »andere Formen annehmen könnten, bis hin zu nachhaltigen Änderungen der nationalen Inventare und zu Restitutionen.« (2018 : 49 f.) Jean-Jacques Ezrati, ein Fachberater für museale Beleuchtung, bedauert diesen alternativlosen, nur auf Restitution fixierten Diskurs des Rapports und plädiert für eine »intelligente Haltung«, die mit afrikanischen Partnern gefunden werden soll. (ICOM-Fr 2019: 32)

Unkenntnis der Museumsstrukturen und der Sammlungsmodi

Die Teilnehmer der ICOM-Tagung verweisen auf die mangelhaften Kenntnisse der Museen im Sarr/Savoy-Rapport. François Mairesse von der Université Sorbonne nouvelle, Präsident des ICOM-Ausschusses für Museumskunde, meinte: »Die Vorgehensweise, die der Bericht für das afrikanische Kulturerbe vorschlägt, ist sehr politisch und stützt sich nicht auf die Kenntnis der Museen und ihrer verschiedenen Funktionen«. (ICOM-Fr 2019: 40) Ezrati bringt es auf die knappe Formel: »Die Verfasser des Berichts und die politischen Verantwortlichen wissen nicht, was ein Museum ist.« (ICOM-Fr 2019: 39)

Der Rapport interessiert sich vor allem für emblematische Stücke und vernachlässigt die Vielfalt der Sammlungen. Natürlich gibt es religiöse und königliche Objekte und Kunstwerke, aber in den Sammlungen sind überwiegend Alltagsgegenstände, Waffen, Materialproben, Musikinstrumente, nutzlos gewordene Dinge, Handelsware usw. Josette Rivallain, ehemalige Dozentin des Muséum national d'histoire naturelle, betont die Banalität vieler Stücke: »Was Afrika anbetrifft, so wurden viele Objekte als Proben gesammelt; es liegen also viele kleine Bruchstücke und Überbleibsel vor. Auf Reisen durch Afrika wurden die Gegenstände erworben, die man zu sehen bekam. Dazu gehörten keine Familienschätze – dazu wären engere Beziehungen notwendig gewesen.« Auch zeige z. B. die Dokumentation zu den Kolonial- oder Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts, »dass die Objekte entweder gekauft oder ausgeliehen und dann zurückgegeben wurden. Die Stücke, die zum Verkauf aus Afrika kamen und keinen Käufer fanden, wurden den französischen Museen

gestiftet.« Rivallain mahnte daher zur Vorsicht: »Es sollte untersucht werden, was hinter einer Restitutionsforderung steckt, denn oft handelt es sich bei den nach Frankreich gebrachten Objekten um Kopien.« (ICOM-Fr 2019: 24)

Salaberry weist darauf hin, dass sich der Bericht unverhältnismäßig auf Nationalsammlungen beziehe und Regionalsammlungen vernachlässige. Letztere erzählen »von anderen Sammlungsmodi, die zwar in der Kolonialzeit stattgefunden haben, die aber nicht immer so deutlich dokumentiert und nicht unbedingt von Gewalt und Unterdrückung geprägt waren. [...] Wir wissen, dass es schon damals einen Kunstmarkt gab, wo nicht-authentische Objekte gehandelt wurden, im Sinne, dass sie nicht im Alltag benutzt wurden, sondern für den Verkauf hergestellt waren. In diesen Beständen findet man, im bunten Durcheinander, ethnografische Objekte, möglicherweise in Ritualen benutzte Kultgegenstände sowie für Anschauungszwecke hergestellte Objekte.

In diesen Sammlungen gibt es eine erhebliche Diskrepanz zwischen den Objekten, sowohl was ihre Art, als auch was ihre Qualität betrifft. Bei vielen Stücken wird nicht ermittelt werden können, ob sie im Tausch oder mit Gewalt angeeignet wurden.« Sie nannte als Beispiel Jean-Gabriel Gauthiers, einen Ethnologen, Musikwissenschaftler und Archäologen, der seit 1950 über einen Zeitraum von fast 50 Jahren immer wieder im Norden Kameruns gearbeitet hatte und dem Musée d'Angoulême repräsentative Sammlungen von etlichen Dörfern mitbrachte. »Sicherlich fingen seine Reisen zur Kolonialzeit an, aber seine Arbeiten wurden mit allen nötigen offiziellen Bewilligungen ausgeführt und waren Gegenstand von Veröffentlichungen. Diese umfassende Zusammenstellung von Objekten fand keineswegs gewalttätig oder unter Zwang statt.« (ICOM-Fr 2019: 22 f.)

Was Benin anbetrifft, sieht Philippe Guillet (Naturhistorisches Museum Nantes) die Sachlage etwas anders als im Rapport dargestellt: »von einer Plünderung der Abomey-Paläste durch die Franzosen zu sprechen, ist eine Vereinfachung. Eine andere Auslegung ist möglich, wenn man einerseits die Machtverhältnisse vor Ort zwischen einem sklavenhaltenden Reich und andererseits General Dodds, der selbst [afro-europäischer] Herkunft war, in Betracht zieht.« (ICOM-Fr 2019: 30)

Um Provenienzforschung betreiben zu können, müssen die Objekte zunächst optimal bewahrt und für wissenschaftliche Arbeit zugänglich sein. In den letzten Jahren hatte diese Aufgabe für zahlreiche Museen Priorität. Philippe Guillet erinnert sich: »In den 1990er-Jahren waren viele Sammlungen vernachlässigt; ich kann mich noch lebhaft

an die Besichtigung einer auf dem Dachboden des La-Rochelle-Museums lagernden Sammlung erinnern, deren Zustand prekär war. Heute wird diese Sammlung öffentlich ausgestellt. Der Erhalt der Objekte hat sich seitdem professionalisiert. Erhebliche Mittel wurden eingesetzt und die meisten ethnografischen Sammlungen wurden gerettet und werden nun unter guten Bedingungen aufbewahrt.« (ICOM-Fr 2019: 21)

Fehlende finanzielle Mittel

Um die Erwerbsumstände zu klären, sind laut Juliette Raoul-Duval »Alle Museen bereit wissenschaftliche Provenienzforschung zu den Objekten in ihren Sammlungen zu betreiben«. Doch die Regionalmuseen bemängeln die »schmerzhafte« Unzulänglichkeit finanzieller Mittel, um eine fachgerechte Struktur inklusive dem notwendigen Personal aufzubauen. (ICOM-Fr 2019: 44)

Durch gemeinsame Projekte mit afrikanischen Ländern können die dortigen Wissenschaftler einbezogen werden. Salaberry berichtet über ihre ersten Reisen in Afrika, die durch Mäzene und den Förderverein Amis des musées finanziert waren, denn staatliche Finanzierungsmöglichkeiten gab es nicht. Dabei »ist es von grundlegender Wichtigkeit, vor Ort zu sein, um zusammen zu arbeiten. Virtuelle Kooperation reicht nicht. Man kann Wissen austauschen, Kurse und Weiterbildungen organisieren, aber wenn einen der Arbeitsalltag stark fordert, kommen diese Projekte langfristig nicht voran.« (ICOM-Fr 2019: 38) Marianne Sourrieu, Direktorin des Musée d'arts africains, océaniens, amérindiens in Marseille, erinnert daran, dass in der Zeit des Ministère de la coopération zwischen 1959 und 1999 zahlreiche gemeinsame Forschungsreisen in Afrika mit dortigen Wissenschaftlern organisiert wurden. Diese Projekte »gerieten nach und nach, aus verschiedenen politischen Gründen, in Vergessenheit«. (ICOM-Fr 2019: 38)

Mairesse verweist darauf, dass jede Restitution mit erheblichen Kosten verbunden wäre, denn »Richtlinien schreiben Provenienzforschung vor, wenn ein Objekt aus dem Inventar genommen werden soll. [...] Man könnte also durchaus eine Restitutionspolitik befürworten, wenn sie von Anfang an Partnerschaften bildet, um die Herkunft der Objekte zu recherchieren. Wenn der französische Staat diesen Weg einschlagen wolle, brächte dies sehr hohe Kosten mit sich. Ähnliches gelte, wolle man die kulturdiplomatischen Beziehungen ausbauen; die Museumsgemeinschaft arbeite gerne daran, nur setze dies eine beträchtliche Investition voraus. Diese Art internationaler Zusammenarbeit wurde in den 1970er- und 1980er-Jahren konse-

quenter betrieben, mit mehr Weiterbildungsmaßnahmen und stärkerer Unterstützung. Restitutionen müssen weitsichtig und im Rahmen einer langfristigen Politik geplant werden, aber die Akteure, die eine solche Politik befürworten, wissen nicht worum es geht.« (ICOM-Fr 2019: 43 f.)

Fachkräftemangel

Guillet bedauert »das extreme Wissensdefizit zu den Sammlungen« und verweist auf »den notwendigen Bedarf an Forschung zur Vorgeschichte dieser Objekte«. (ICOM-Fr 2019: 21) Ein Hauptgrund sei der Mangel an Fachpersonal. Einige Stücke, die während der Kolonialzeit nach Frankreich kamen, befinden sich derzeit in naturhistorischen Museen. Guillet erinnert daran, dass »Kuratoren solcher Einrichtungen Paläontologen, Geophysiker, Planetologen oder Prähistoriker sind« und es ihnen ihre Ausbildung nicht ermöglicht, die nötige Forschung effizient zu betreiben. (ICOM-Fr 2019: 22) Auch sei bei vielen ethnografischen Museen die Anzahl der Kuratoren derzeit auf einem niedrigen Niveau. Einige Museumsfachleute (Raoul-Duval, Rivellain, Lefèvre) beklagen ein Defizit an historischer Ausbildung für Kuratoren. Sie schlagen vor, für Universitätsdozenten und Forscher eine spezielle Ausbildung anzubieten, damit letztere sich auf afrikanische Kunst spezialisieren oder die Studenten der *École du patrimoine* oder der *École du Louvre* für historische Zusammenhänge und für Provenienzforschung sensibilisieren können. (ICOM-Fr 2019: 21, 26)

Forschung ist zeitaufwendig. Dennoch arbeiten Kuratorinnen nicht nur mit Objekten oder Archiven, sie müssen ebenfalls Öffentlichkeitsarbeit betreiben. Daraus resultiert der Vorschlag einer Zusammenarbeit mit dem nationalen Forschungsinstitut CNRS (Centre national de la recherche scientifique) bzw. mit weiteren Forschern und Akademikern (ICOM-Fr 2019: 25 f.) oder ein gemeinsames Programm mit Akademikern des Collège de France und Museumsfachleuten, »um in der Frage der Restitution Fortschritte zu erzielen«. (ICOM-Fr 2019: 45)

Fehlende Dokumentation

Wenn die Sammlungsdokumentation verfügbar ist, versuchen Museen der Öffentlichkeit die historische Perspektive ihrer Sammlung zu vermitteln. Dies ist zum Beispiel in Rochefort der Fall, hier berichtet Stéfani: »Es ist sehr wichtig, Schulgruppen nicht nur die Kultur, in der die aus-

gestellten Objekte hergestellt wurden, zu beschreiben, sondern auch den kolonialen Kontext und das Verhältnis des Europäers zu den Einheimischen zu erläutern. [...] Die Reitschabracke von Béhanzin, 1967 von einem Schiffsarzt gestiftet, wird als Musterbeispiel für Kriegstrophäen dargestellt.« (ICOM-Fr 2019: 34).

Derartige Informationen sind allerdings nur sehr selten vorhanden. Der Direktor des Naturkundemuseums von Nantes versuchte herauszufinden, welche Unterlagen das Museum über eine aus dem Palast von Béhanzin stammende Trophäe besitzt. Die Antwort des Sammlungsverantwortlichen ist aufschlussreich: »Bisher sind nur die Informationen bekannt, die im Inventarbuch und auf dem Etikett des Objekts stehen.« Ersteres enthält folgende Beschreibung: »Schädel von Negerhäuptlingen, die als Kriegstrophäen auf Platten aus getriebenem Kupfer im Béhanzin-Palast in Abomey, Dahomey, montiert sind. Geschenk von Kapitän Rilba der Marine-Infanterie«. Guillet erklärt: »Abgesehen von der Tatsache, dass dieser Mann in Wirklichkeit ein Tirailleur sénégalais war, verweist diese Antwort auf den extremen Mangel unserer Kenntnisse und auf den nötigen Bedarf an Studien zur Geschichte der Objekte und den Bedingungen, unter denen sie in unsere Museen gelangten. Diese Arbeit ist noch nicht getan – nicht einmal, wie Sie sehen, für eine emblematische Trophäe.« (ICOM-Fr 2019: 21) Le Fur schlägt vor, auch Archive von Händlern, Privatpersonen und Galeristen mit Informationen zu Afrika zu sammeln, um das Wissen über die Objekte zu verbessern, und um eine »Mehrsprachigkeit verschiedener Kommentare je nach Herkunft, Kultur, dem Standpunkt eines Kunsthistorikers, eines Ethnologen, eines afrikanischen Anthropologen, eines europäischen Anthropologen« zu ermöglichen. (ICOM-Fr 2019: 25)

Häufig erlaubt die Dokumentation von Sammlungen (Inventarbuch, Karteikarte, Archivmaterial usw.) keinerlei Rekontextualisierung der Objekte. Salaberry beschreibt einige Fälle, in denen es »keine Dokumente ermöglichen, die Bedingungen der Transaktion zurückzuverfolgen oder zu erfahren, ob es sich um einen Kauf oder einen Tausch handelte, und wer beteiligt war. Wir sind auch nicht in der Lage, die Sammlungsgeschichte auf dem Herkunftskontinent zu bestimmen.« (ICOM-Fr 2019: 23) Saffré stellt abschließend fest: »Kurz gesagt, können wir wegen der Knappheit der alten Quellen die Provenienz vieler Objekte beim besten Willen nicht rekonstruieren.« (ICOM-Fr 2019: 40)

Zur Situation der afrikanischen Museen

Rivallain kommt hinsichtlich des Museumspersonals und der Infrastruktur zu dem Ergebnis: »Diejenigen, die derzeit afrikanische Museen betreiben, sind nicht sehr professionell. In den französischsprachigen Ländern Afrikas gibt es Ausbildungskurse, um das Bewusstsein für das Kulturerbe zu schärfen und qualitativ hochwertige Museen zu errichten. Aber die Gebäude und Sammlungen sind, selbst wenn die UNESCO Maßnahmen ergreift, nicht sicher. So wurden beispielsweise die Paläste in Abomey restauriert, aber die Mauern, die zum UNESCO-Erbe gehören, sind abgebrannt. Anderswo verschwinden die Sammlungen.« (ICOM-Fr 2019: 29 f.)

Salaberry berichtet über ihre Erfahrungen mit mehreren afrikanischen Museen über einen Zeitraum von zehn Jahren: »Ich kann sagen, dass es beträchtliche Unterschiede im Niveau und in der Art der Ausbildung meiner Gesprächspartner gibt. [...] Ausbildungskurse im Bereich der Konservierung und der Museumsberufe wurden in Benin und Alexandria geschaffen, aber die Situation ist sehr unterschiedlich. Eines der neuesten Projekte, das ich aufgebaut habe, war zum Beispiel ein Programm zum Austausch von Wissen über Objekte, die sowohl im Museum von Angoulême als auch im Museum von Dakar aufbewahrt werden. [...] Die Universität Dakar bietet keinen Studiengang in Kunstgeschichte an, sodass es schwierig ist in diesem Bereich internationale Kooperationen einzugehen. In Benin oder Kamerun ist das anders, hier habe ich Gesprächspartner gefunden, die in Kunstgeschichte und Ethnografie besser ausgebildet sind. Die Stadt Angoulême hat ein mehrjähriges Partnerschaftsabkommen mit Kamerun abgeschlossen, und wir sind dabei, gemeinsame Ausbildungs- und Forschungsseminare einzurichten.« (ICOM-Fr 2019: 33).

Ezrati stellt die Frage nach dem Willen afrikanischer Politiker eine Kulturpolitik mit entsprechenden Finanzen zu betreiben: »Während einer in den 2000er-Jahren vom Musée du quai Branly und der Fondation Zinsou organisierten Ausstellung in Cotonou, war deutlich, dass diese sehr professionell durchgeführt wurde, aber sie fand dank der Unterstützung einer privaten Stiftung, nicht einer Regierung, statt. Es ist zwanzig Jahre her, dass wir die École du patrimoine africain gegründet haben: Es gibt Fachleute in Afrika, aber die Politik unterstützt sie zu wenig. Die Gefahr ist nicht der Mangel an kompetenten Menschen, sondern der Mangel an Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen. Wir können uns über den schwankenden Willen der Regierungen Sorgen machen. [...] Könnten wir uns nicht eine internationale Gesetzgebung vorstellen, die afrikanische Politiker zum Handeln verpflichtet, Ministerien aufzubauen

en oder eine Museumsdirektion mit gewissen Mitteln einzurichten?» (ICOM-Fr 2019: 31)

Französische Museumsmitarbeiter arbeiten seit vielen Jahren mit afrikanischen Kollegen zusammen. Ihre Erfahrungen und Analysen lassen Befürchtungen über das Schicksal restituierter Objekte erkennen. Laut Guillet »sind noch nicht alle afrikanischen Museen, auch nicht die in Benin, bereit, diese Sammlungen aufzunehmen, und es muss eine ganze Reihe von Vorbereitungen mit ihnen getroffen werden.« (ICOM-Fr 2019: 30) Ähnlich sieht dies Le Fur: »Wir müssen die richtigen Bedingungen für die Rückkehr schaffen, indem wir z. B. mit Afrikanern zusammenarbeiten, um Museen oder Gedenkstätten zu bauen. Sie haben Vorstellungen von der Beschaffenheit dieser Orte, und wir müssen mit ihnen auf pragmatische Weise zusammenarbeiten.« (ICOM-Fr 2019: 29)

Konkrete Erfahrungen mit Rückgaben

Konkrete Fälle sind hilfreich, um die Probleme bei der Rückgabe von Gegenständen zu verstehen. In ihrem Rapport äußern sich Sarr/Savoy empört darüber, dass »viele zwischen den 1930er- und 1960er-Jahren von afrikanischen Museen an französische Museen ausgeliehene Objekte nach der Unabhängigkeit nicht an ihre ursprünglichen Institutionen zurückgegeben wurden, wie der Fall des Institut Fondamental d'Afrique Noire (IFAN) in Dakar zeigt, das Anfang 2018 immer noch auf die Rückgabe von Leihgaben aus den Jahren 1937, 1957 und 1967 wartet.« (2018: 37). Le Fur antwortet darauf: »Seit den 1930er-Jahren haben wir mehrere Leihgaben vom Institut français d'Afrique noire erhalten, das später zum Institut fondamental d'Afrique noire umbenannt wurde. Sein Direktor besuchte uns im Juni 2018, um uns mitzuteilen, dass er zur Eröffnung des Musée des civilisations noires in Dakar diese Leihgaben zurück haben möchte – und wir haben zugestimmt. Aber am 29. Januar 2019 befanden sich die Kisten immer noch auf dem Gelände des Spediteurs und wir wurden aufgefordert, mehr als 200.000 € an Zollgebühren zu zahlen, damit die Gegenstände nach dem Senegal zurückkehren können. Das ist in der Tat etwas teuer.« (ICOM-Fr 2019: 44)

Das Museum von Angoulême nennt ein weiteres Beispiel. Das Museum hatte als Schenkung der Witwe von Gabriel Gauthier eine archäologische und ethnografische Sammlung von Artefakten aus Nordkamerun erhalten. Die ethnografischen Stücke wurden der Ankaufskommission vorgelegt, und es konnte nachgewiesen werden, dass sie aufgrund der vom Forscher bei seinen Aufenthalten in den Dörfern geknüpften Verbindungen legal und

in gutem Glauben erworben worden waren. Der archäologische Teil der Schenkung konnte nicht im Museum von Angoulême verbleiben, obwohl eine ordnungsgemäße Grabungsgenehmigung vorlag und Gauthier für seine Arbeit eine Ehrung der Republik Kamerun erhalten hatte. Die Stücke sind als Grabungsfunde Eigentum des Staates Kamerun. Salaberry berichtet über die Versuche des Museums die Stücke zu restituieren: »Seit sieben Jahren konnte mir trotz mehrfacher Kontaktaufnahme niemand im Kulturministerium Kameruns sagen, wie mit dieser Sammlung umzugehen ist. Die Meisterwerke wurden an Kamerun zurückgegeben und das archäologische Forschungsmaterial verblieb in Angoulême. Etwa 95 % der Objekte sind nicht ausstellbar und werden seit sieben Jahren in einem Raum des Museums aufbewahrt; was soll aus ihnen werden? Ich würde gerne eine Zusammenarbeit sehen, aber wir müssen bestimmen, wem diese Sammlung gehört und, ob sie aufgeteilt werden soll. Eine Aufspaltung wäre aber unglücklich, da die Sammlung eine Einheit bildet. Ich plädiere daher für ein Eigentum mit enger und regelmäßiger Kooperation zwischen dem Museum von Angoulême und kameruner Museen. Schließlich sind, wie ich Ihnen bereits sagte, die herausragenden Stücke dieser Sammlung an das Nationalmuseum in Jaunde zurückgegeben worden, wie offizielle Dokumente belegen. Als ich vor einigen Jahren dort war, waren diese nicht auffindbar. Dies wirft eine wichtige Frage auf: Was wird aus den restituierten Gegenständen? Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir vorgeschlagen haben, die archäologische Sammlung aus der Schenkung 2011 an Kamerun zurückzugeben, aber bis heute haben wir von den verschiedenen Ministern noch keine Antwort erhalten.« (ICOM-Fr 2019: 33 f.).

Regierungsunabhängige Museen ?

Es stellt sich die Frage nach der Unabhängigkeit der Museen von der Exekutive. Für Raoul-Duval, »kann es den Fachleuten nicht gleichgültig sein, wie die Museen von den Regierungen genutzt werden können. [...] Die Instrumentalisierung geht zu weit, wenn die Restitution von 26 Objekten beschlossen wird, um die Beziehungen zu einem bestimmten Land zu verbessern.« (ICOM-Fr 2019: 40, 45) Auch Delpuech verweist auf ein mögliches Abdriften: »Am Quai d'Orsay [Sitz des französischen Außenministeriums] schätzen viele Diplomaten diese Verhandlungsbasis sehr. Unter diesen Bedingungen haben es unsere Argumente als Fachleute nicht leicht. Aber wir müssen nach einer Lösung suchen, denn der politische Kuhhandel kann sehr weit gehen.« (ICOM-Fr 2019: 41 f.)

» Der Sarr/Savoy-Bericht räumt Einwände wissenschaftlicher Natur von vornherein aus dem Weg, denn darauf käme es nicht an: es zähle allein die Restitution. Die wesentliche Frage lautet daher: Wie kann sich eine Museumsgemeinschaft mobilisieren, um eine Antwort zu geben, die auch politisch ist, denn nur diese Antwort würde gehört werden. «

François Mairesse, Museologe an der Universität Paris 3 - Sorbonne nouvelle (ICOM-Fr 2019: 40)

Angesichts von Restitutionsforderungen, die von Staat zu Staat, also auf diplomatischem Wege und ohne Beteiligung der Verantwortlichen für die Sammlungen in Frankreich, Europa und Afrika gestellt werden, ermutigt Le Fur die Museumsfachleute historisch auf der Grundlage von Archivdokumenten zu argumentieren: »Die Provenienz des Objekts, das Sie beanspruchen, ist nicht die, für die sie es halten.« Und er zitiert die Fälle von Benin und Nigeria: »Bei den Stücken aus den Palästen von Abomey beispielsweise kann man eine historische Lesart vornehmen, die ihre Reise nicht auf bloße Plünderung reduziert. Dasselbe gilt für die Bronzen aus Benin. Zu sagen, dass alles geplündert wurde, ist unsinnig.« (ICOM-Fr 2019: 18, 27)

Universalismus und Weltkulturerbe

Während der Diskussionen wurden mehrere Gedankengänge zum Begriff des Universalismus oder des Welterbes angestoßen. Chastanier hofft auf eine stärkere Politik der Leihgaben weil sie die Restitution allein als zu beengend empfindet: »Der Tendenz, dass lediglich Bretonen

das bretonische Kulturerbe bewundern dürfen und die einzig Forschungsberechtigten zu diesem Fachgebiet seien, sollte man entgegengetreten - Diese Volksgruppe nenne ich nur zur Veranschaulichung. Über die Restitutionsfrage hinaus beobachte ich eine gewisse, weltweite kommunitäre Neigung, was ich persönlich als recht beunruhigend empfinde.« (ICOM-Fr 2019: 32)

Le Fur stellt die Frage nach dem Zugang zum Weltkulturerbe für Afrikaner: »Etwas weitsichtiger denkend, könnte man sich regelmäßige Kontakte zwischen afrikanischen und europäischen Museen vorstellen, bei denen es nicht nur um das afrikanische Erbe geht: in Côte d'Ivoire gab es ein Projekt für eine Picasso-Ausstellung, in Benin für eine Basquait-Ausstellung. Mein Traum wäre eine Ausstellung der Schätze der Byzantinischen Kunst oder von impressionistischen Werken in Abidjan. Das ist es, wonach wir streben müssen. Natürlich sollten junge Afrikaner ihr Kulturerbe kennen, aber nicht nur dieses. Es ist bedauerndswert, dass im Bericht davon ausgegangen wird, dass nur Angehörige einer bestimmten Kultur über diese sprechen dürfen. Dies steht im Widerspruch zur Universalität des Museums, zur Tiefsinnigkeit der Werke und zu einer offenen Einstellung des Teilens.« (ICOM-Fr 2019: 31)

» Wir sind zusammen gekommen, um eine professionelle Antwort auf ein politisches, teilweise kommunitäres Konzept zu geben. «

Juliette Raoul-Duval (ICOM-Fr 2019: 32)

Vorschläge und Empfehlungen der Museen

Als Folge dieser Debatte empfehlen die Museen (ICOM-Fr 2019: 54 f.):

- Förderung der wissenschaftlichen Arbeit an Sammlungen, insbesondere zu Provenienzen, durch einen eigenen Fond zur Provenienzforschung oder ein entsprechendes öffentliches Forschungsprogramm mit Schwerpunkt auf Sammlungen der Kolonialzeit und Förderung der internationalen Zusammenarbeit von

Museumsfachleuten sowie institutionellen oder universitären Forschern;

- Ausbildung in der Geschichte der afrikanischen Kunst und Weiterbildung für Museumsfachleute, die Sammlungen aus kolonialen Kontexten betreuen, sowie Austausch zwischen französischen und afrikanischen Museumsfachleuten;
- Information der Öffentlichkeit durch pädagogische Maßnahmen, welche den historischen Kontext erläutern, und durch allen Museen gemeinsame Medien, um die afrikanische Diaspora und die Museumswis-

- senschaftler in Afrika zu präsentieren;
- Sensibilisierung für den Museumsauftrag des Bewahrens und die Rolle des Museums als »Ort des Austauschs der Kulturen« sowie die Analyse von Restitutionsforderungen mit Fokus auf die damaligen historischen Bedingungen;
- Aufrechterhaltung des Dialogs zwischen den Museen durch gemeinsame Sammlungsprojekte, gemeinsame Datenbanken und Wissensaustausch zwischen Fachleuten;

- Stärkung des Prinzips der Universalität von Museumssammlungen als Garantie für den Dialog zwischen den Kulturen – wie im Ethikkodex des ICOM gefordert;
- Erstellung einer Broschüre mit den wichtigsten Texten zum internationalen und nationalen Rechtsrahmen zum Kulturerbe mit den dort vorgesehenen Restitutionsmöglichkeiten, um den Museumsfachleuten eine bessere Kenntnis dieser Texte zu ermöglichen; Stärkung der Verbreitungsmöglichkeiten der Werke.

TEIL II

Die Anhörungen der Präsidenten des Musée du quai Branly im Senat Frankreichs

Parlamentsausschüsse sind Arbeitsgremien, die allgemeine oder spezifische Probleme – insbesondere legislativer Art – untersuchen, bevor sie in öffentlicher Sitzung behandelt werden. Sowohl im Rahmen von Informationen zur Restitution von Kunstwerken als auch bei der Ausarbeitung des Gesetzentwurfs der Commission de la culture, de l'éducation et de la communication, einem Ausschuss des französischen Senats, gab es Anhörungen und schriftliche Beiträge. Zwischen dem 15. Januar und dem 8. Dezember 2020 wurden rund dreißig Museumsbeamte, Kunsthistoriker, Juristen, Minister, Botschafter oder Vertreter von Organisationen und Verbänden befragt. Rund zehn französische Museen, darunter zwei europäische Museen, Politiker des Kultur- und des Außenministeriums, die deutsche und die neuseeländische Botschaft sowie Didier Rykner, der Gründer des Online-Magazins La Tribune de l'Art, haben schriftliche Beiträge verfasst.

Dieser Liste ist zu entnehmen, dass kein Verantwortlicher für die Sammlungen der öffentlichen Museen in Benin oder Senegal befragt wurde. Von Seiten des Musée du quai Branly wurde der ehemalige Präsident, Stéphane Martin (bis 2019), und der aktuelle Präsident, Emmanuel Kasarhérou (ab 2020), am 19. Februar 2020 bzw. am 22. Juli 2020 angehört. (Parl-fr 15, Parl-fr 16)

Die Anhörung von Stéphane Martin am 19. Februar 2020

Macron hatte im März 2018 Sarr und Savoy als »unbestreitbar anerkannte Persönlichkeiten und [...] intellektuell engagiert in diesen Themenbereichen« bezeichnet. Martin, kommt zu einem anderen Ergebnis: »Ein Merkmal des Sarr/Savoy-Rapports ist, dass hier zwei Personen beauftragt waren, die nicht aus der Museumswelt kommen. [...] Felwine Sarr ist ganz und gar museumsfremd und Bénédicte Savoy ist Historikerin, Spezialistin napoleonischer Sammlungen. Es ist eine eher skurrile Wahl.« (Parl-fr 15) Für ihn ist der Rapport »ein Hassschrei gegen das Konzept ›Museum‹. Letzteres wird wie eine westliche Erfindung und ein Ort des Verbrechens dargestellt, wo den Objekten jeglicher Zauber entzogen wurde, und die der Pervertität eines Picasso oder eines Apollinaire ausgesetzt waren.« (Parl-fr 15) Im Rapport seien lediglich die Kolonialverbrechen und deren Wiedergutmachung angesprochen und Sarr/Savoy scheinen davon auszugehen, dass alle Objekte systematisch durch Gewalt oder unter ihrem jeweiligen Marktwert erworben wurden. Schließlich stellen sie die Museumskuratoren unter den Verdacht die Stücke zu misshandeln. Martin war erstaunt, dass das Kulturministerium nicht auf diese Äußerungen reagierte.

Weiterhin spricht er sich dafür aus, dass der Verbleib restituerter Objekte thematisiert wird. Er stellt die Frage, ob die Rückgabe »zwischen Museen für das internationale Museumsleben« erfolgt, denn »die Situation ist nicht die gleiche, wenn der Zweck der Restitution ein Erhalt oder das Verschwinden ist.« Martin erwähnt als Beispiel die »aus Belgien [AfricaMuseum Tervuren] nach Zaire zurückgekehrten Werke, die bald ihren Weg auf den Markt fanden«. (Parl-fr 15)

Sarr/Savoy schlagen vor, dass restituierte Objekte

»auch in Kunstzentren, Universitätsmuseen, Schulen oder innerhalb von Gemeinschaften für ihren rituellen Gebrauch ihren Platz finden könnten, mit Rückgabemöglichkeiten zwischen diesen und Institutionen, die sich der Konservierung widmen.« (2018: 58) Martin sagt hierzu: »Es ist unmöglich, einem musealen Objekt die Fülle seiner ursprünglichen Kraft zurückzugeben, und es ist verrückt, zu glauben, dass diese Objekte eine traditionelle Rolle zurück gewinnen könnten.« (Parl-fr 15)

Vorschläge und Empfehlungen von Stéphane Martin

Martin äußert seine persönliche Interpretation dessen, was Macron mit ›Restitution‹ meinte: »Der Präsident benutzte absichtlich das Wort ›Restitution‹, um seine Zuhörer nicht zu frustrieren«, [denn] das ist das Wort, auf das die Menschen in Afrika warten. In Wirklichkeit beschwor er eher das Teilen und die gemeinsame Arbeit, damit Afrika der großen Museumsrunde beiträgt.« (Parl-fr 15)

Der ehemalige Direktor des Musée du quai Branly hält es für wichtig, dass afrikanische Kuratoren Zugang zu Ausbildungs- und Karrieremöglichkeiten haben und betont, dass man »bei unseren afrikanischen Gesprächspartnern darauf bestehen muss, dass die Museumsmitarbeiter angemessene Gehälter erhalten, Karriereaussichten geboten werden usw.«. (Parl-fr 15)

Er empfiehlt eine zweigleisige Strategie. Erstens solle Frankreich sich an der Finanzierung und der Renovierung von Museen in Afrika beteiligen wie es von Europa in Mali und von China im Senegal getan wurde. Andererseits soll eine Entnahme von Stücken aus französischen Sammlungen nach festgelegten ethischen Grundsätzen ermöglicht werden: »Ich habe zum Beispiel der Rückgabe des Schatzes von Béhanzin zugestimmt, der eindeutig Kriegsbeute ist.« (Parl-fr 15)

Martin schlug vor zu prüfen, wie ein Objekt als ›veräußerbar‹ herabgestuft werden könne, was von »einer unabhängigen Kommission sehr wichtiger Autoritäten« zu entscheiden wäre. Er weist ausdrücklich darauf hin, dass diese Kommission nicht, wie von Sarr/Savoy vorgeschlagen, international sein solle, da »die Entfernung eines Gutes aus dem nationalen Erbe in der ausschließlichen Verantwortung der Nation liegt«. Restitutionen könnten mittels »Sondergesetz« und aus drei Gründen erfolgen (Parl-fr 15):

- aus kulturellen: Martin meint, dass »afrikanische Sammlungen im Westen massiv vorhanden sind und afrikanische Museen nicht genug Material haben, um ihre Museographie

zu bereichern«. Einschränkend fügt er hinzu, »sofern sie dies wünschen, was nicht immer sicher ist.«

- aus legalen: »Im Rahmen eines »neuen Humanismus« sei es seiner Ansicht nach möglich, dass ein Gegenstand einen so wichtigen symbolischen Wert für das Herkunftsland habe, dass eine Restitution zu rechtfertigen sei. Er räumt jedoch ein, dass dies ein »heikles« Thema sei, da es sicherlich nicht nur Fälle zwischen afrikanischen und europäischen Ländern, sondern auch inner-europäische Fälle betreffe.
- aus symbolischen: Wie Sarr/Savoy sieht auch Martin die Möglichkeit, dass bei einigen Objekten der Erwerb »mit dramatischen, schmerzhaften, ja sogar kriminellen Momenten verbunden« sei.

Die Anhörung von Emmanuel Kasarhérou am 22. Juli 2020

Der ehemalige wissenschaftliche Koordinator der Sammlungen und jetzige Präsident des Musée du quai Branly bezieht sich kaum auf die Empfehlungen von Sarr/Savoy. Er räumt zwar ein, dass der Bericht »eine Gewissensprüfung auslöste«, hält es aber nicht für notwendig, die Beweislast für die Herkunft der Erwerbung umzukehren: »Wir können auf Anfragen reagieren, indem wir die Geschichte der Länder und die Gründe für die Anfragen berücksichtigen.« (Parl-fr 16)

Für Kasarhérou verdienen die Begriffe des Universalismus und des Welterbes, die oft im Verdacht stehen vor allem westlich zu sein, verteidigt zu werden. Er schlägt auch vor, gegen die Versuchung anzukämpfen, Kulturen auf Nationen zu reduzieren und nennt ein Beispiel: »Die Yoruba sind zum Beispiel in sechs Ländern präsent. Die Presse oder die sozialen Netzwerke machen es nicht einfach, diese Art von Unterscheidungen zu erklären. Jedoch verzweifle ich diesbezüglich nicht und hoffe, dass wir solche Feinheiten mit der Zeit zur Geltung bringen können.« (Parl-fr 16)

Er unterstreicht die Einzigartigkeit der Geschichte der Objekte. Er ist der Ansicht, dass die französische Gesetzgebung »ausreichend zu sein scheint, um auf Rückgabeersuchen zu reagieren« und schlägt vor, dass Anträge auf Rückgabe von Fall zu Fall durch Debatten im Parlament beantwortet werden sollten. (Parl-fr 16)

Er erwähnt, dass »der Erklärung des französischen Präsidenten in Ouagadougou keine Konsultation vorausging, sondern die Auswahl der 26 Objekte, die nach Benin zurückgegeben werden sollen, auf Vorschlag des Präsidenten des Musée du quai

Branly erfolgte.« (Parl-fr 16) Die Arbeit des Museums an diesen Sammlungen hätte »die Aneignung dieser Objekte durch Gewalt und Zwang« verdeutlicht. (Parl-fr 16) Kasarhérou schlägt vor, zwischen der Debatte über die Herkunft der Stücke und die Rechtfertigung für ihren Verbleib in den Sammlungen, wenn der Nachweis erbracht ist, dass sie unrechtmäßig erworben wurden, sowie den Rückgabeersuchen zu unterscheiden. Er erklärt außerdem, dass ihm außer den Anträgen von Benin keine weiteren Anträge bekannt sind und er habe auch keine genauen Anweisungen des Staates bezüglich möglicher Restitutionsanfragen erhalten.

Der Präsident des quai Branly stellt sein Projekt für das Museum vor, das das Thema der Restitution beinhaltet. Dies wird in eine »breitere Perspektive der Zirkulation eines Welterbes der Menschheit« und der Bereicherung des Wissens über die Sammlungen gestellt, die »jedes Stück als

einzigartig betrachtet und eine wissenschaftliche Arbeit über die Herkunft, die Ursprünge, eine Art Biographie der Objekte rechtfertigt, die sich in der Praxis für einige Objekte als unmöglich erweist.« (Parl-fr 16)

Das Projekt basiert auf drei Schwerpunkten:

- Recherchen zu Herkunft und Werdegang der Werke in Zusammenarbeit mit Forschern aus deren Herkunftsländern;
- Zugänglichkeit zu den Sammlungen und insbesondere den online-Informationen zu den Objekten, aber auch zu den Sammlern und Verkäufern;
- Provenienzforschung sowie Aufklärung über die Erwerbsumstände und die Funktion der Objekte und zur Problematik der Fälschungen und Kopien durch Promotions-, Habilitations- und Mäzenatenstipendien.

TEIL III Politik als Kapitulation der Logik

Zwischen November 2017 und Dezember 2020 hat sich die Regierung Frankreichs, genauer gesagt der ehemalige Premierminister Édouard Philippe, der ehemalige Kulturminister Franck Riester und die aktuelle Kulturministerin Roselyne Bachelot, zu Macrons Restitutionsprojekt in der Öffentlichkeit geäußert. Mehrere Reden bzw. öffentliche Auftritte der drei Politiker sind in diesem Zusammenhang relevant.

Édouard Philippe

- 18. November 2019: Rede anlässlich der Übergabe eines Säbels in Senegal

Franck Riester

- 4. Juli 2019: Rede anlässlich der Veranstaltung »Patrimoines africains : réussis ensemble notre nouvelle coopération culturelle« (Afrikanisches Erbe: Gemeinsam erfolgreich in unserer neuen kulturellen Zusammenarbeit)

- 15. Dezember 2019: Rede anlässlich eines Aufenthaltes in Cotonou (Benin)

Roselyne Bachelot

- 30. September 2020: Prüfung des Gesetzentwurfs durch den Ausschuss für Kultur und Bildung der Nationalversammlung

- 20. Oktober 2020 : Anhörung durch den Ausschuss für Kultur, Bildung und Kommunikation des Senats im Rahmen des Berichts von Catherine Morin-Desailly

Franck Riester musste während einer Sitzung der Nationalversammlung am 6. Oktober 2020 die verhinderte Roselyne Bachelot vertreten; seine Rede war inhaltlich und von der Wortwahl sehr ähnlich wie die von Bachelot vom 20. Oktober 2020.

Édouard Philippe

Premierminister von 2017 bis 2020

(* 1970) studierte zunächst am Institut d'études politiques de Paris und dann an der École nationale d'administration. Nach seinem Abschluss trat er in den Staatsdienst ein und wurde in den Conseil d'État berufen. Im Jahr 2010 wurde er zum Bürgermeister von Le Havre gewählt und von 2012 bis 2017 war er auch Mitglied des Parlaments. Am 15. Mai 2017 ernannte ihn Präsident Macron zum Premierminister. Bei den Kommunalwahlen 2020 wurde Philippe als Bürgermeister von Le Havre wiedergewählt und trat am 3. Juli 2020 aus der Regierung aus. (Gouv-fr 1, Parl-fr 1)

Franck Riester

Minister für Kultur von 2018 bis 2020

(* 1974) ist Absolvent des Institut supérieur de gestion und hat einen Master-Abschluss in Kommunalverwaltung der École supérieure des sciences économiques et commerciales. Von 1998 bis 1999 arbeitete er ein Jahr lang als Berater bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft.

schaft und ist seit 2000 Vorsitzender des Autohauses Riester SA. Von 2008 bis 2017 war er Bürgermeister von Coulommiers (Seine-et-Marne). Im August 2016 forderte Riester auf Twitter den Rücktritt des damaligen Ministers Emmanuel Macron wegen seiner »desaströsen Bilanz als Berater und Wirtschaftsminister« (@franckriester, 30.8.2016).¹ Nach der Wahl im Mai 2017 wurde Franck Riester am 16. Oktober 2018 zum Kulturminister der Regierung von Emmanuel Macron ernannt. (Gouv-fr 2) Zwei Jahre später legte er sein Amt nieder, um bei den Kommunalwahlen vom 15. März 2020 zu kandidieren und wurde im ersten Wahlgang erneut zum Bürgermeister von Coulommiers gewählt. Das Amt übte er jedoch nie aus, da er im Juli 2020 beigeordneter Minister im Ministerium für Europa und Auswärtige Angelegenheiten, zuständig für Außenhandel und Attraktivität, wurde. (Gouv-fr 3)

Roselyne Bachelot

Ministerin für Kultur seit 2020

(* 1946) ist promovierte Pharmazeutin und hat für ein Labor und ein Pharmaunternehmen gearbeitet. Ab 1982 war sie Generalrätin für das Departement Maine et Loire, von 2002 bis 2004 Ministerin für Ökologie und nachhaltige Entwicklung, von 2007 bis 2010 Ministerin für Gesundheit, Jugend und Sport und von 2010 bis 2012 Ministerin für Solidarität und sozialen Zusammenhalt. Im Jahr 2012 beschloss sie, der Politik den Rücken zu kehren, arbeitete zwischen 2013 und 2020 als Kolumnistin, Radio- und Fernsehmoderatorin (Gouv-fr 4) und wiederholte in mehreren Fernsehsendungen, dass sie den »unwiderruflichen« Entschluss gefasst habe, nie wieder in die Politik zurückzukehren. Auf dem Kanal LCP erklärte sie sogar, dass sie »die Kultur zu sehr liebt, um deren Ministerin zu sein«. (Pres-fr 1). Dennoch ließ sie sich am 6. Juli 2020 zur Kulturministerin ernennen und trat die Nachfolge von Franck Riester an.

Der Ursprung und die Symbolik des Gesetzentwurfs

Der vom Kultur- und Außenminister vorgelegte Gesetzentwurf ist, wie Bachelot betont, »aus dem Willen entstanden, der vom Präsident der Republik während seiner Rede in Ouagadougou im November 2017 zum Ausdruck gebracht wurde«. (Parl-fr 3)

Riester bezieht sich auch auf den Report von Sarr/Savoy, der einen »faszinierenden Austausch über die Geschichte der Sammlungen [...] und über die Notwendigkeit, ihre Provenienz dem Publikum besser zu erklären« ermögliche. (Parl-fr 2)

Bachelot erkennt an, dass diese Debatte notwendig war, weist aber darauf hin, dass »der Sarr/Savoy-Report eine Kontroverse ausgelöst hat [und dass] »dieser nicht das Alpha und Omega unseres Denkens sein kann«. (Parl-fr 3)

Beide Kulturminister beschreiben die Änderung der französischen Position in der Frage der Restitution. Der Gesetzentwurf sei:

- »ein entscheidender Schritt wegen seiner symbolischen und historischen Bedeutung«;
- »ein wichtiger Text, der eine neue Ambition in unseren kulturellen Beziehungen mit dem afrikanischen Kontinent verkörpert«;
- »ein neuer Ausgangspunkt, der den Weg zu neuen Formen der Zusammenarbeit und der Zirkulation von Werken eröffnet«;
- »ein Akt der Freundschaft und des Vertrauens gegenüber Benin und Senegal, Länder, zu denen wir eine lange Geschichte und Pläne für die Zukunft haben.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Ziel des Gesetzentwurfs sei es, dazu beizutragen, »dass die afrikanische Jugend Zugang zu wichtigen Elementen ihres eigenen Erbes haben kann«. Während der Präsentation von Riester vor der Nationalversammlung fragte der Abgeordnete Philippe Gosselin, warum dieses Projekt nur die afrikanische Jugend betreffen würde, bekam aber keine Antwort.

Die Geste Frankreichs soll sich auch direkt auf die Kulturpolitik der betroffenen afrikanischen Länder auswirken: »Unsere Partner in Benin und Senegal werden sich morgen mit symbolischen Objekten aus ihrer Vergangenheit identifizieren können, welche die Grundlage einer dynamischen Kultur- und Kulturerbepolitik bilden.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Weder ein Akt der Reue noch eine Infra-gestellung des französischen Modells

Die Kolonialisierung wurde in den Debatten der Nationalversammlung und des Senats oft erwähnt. Für Bachelot seien in diesem Kontext »die Begriffe ›Kauf‹ und ›Geschenk‹ hinterfragbar«. Riester spricht auch den Begriff »Kriegsbeute« an: »Die Abstimmung über diesen Gesetzentwurf wird nicht dazu führen, dass die Rechtmäßigkeit des Eigentums unseres Landes, das im Rahmen eines bewaffneten Konflikts erworben wurde, in Frage gestellt wird, eine Methode des Erwerbs, die heute – natürlich – völlig verurteilt wird.«

Beide Minister sind sich einig, dass der Gesetzentwurf »kein Akt der Buße oder Wiedergutmachung« ist. (Parl-fr 2, Parl-fr 3) Das geplante Gesetz stellt – laut Bachelot – die Rolle der französischen Museen und ihren universalistischen Ansatz nicht in Frage, denn »in einer Welt, die von Identitäten aller Art zersplittert ist, brauchen wir universelle Museen mehr denn je.« Diese Herangehensweise beruht »auf der absoluten Verweigerung der Verachtung der Kultur anderer und auf der Überzeugung, dass die Kultur auch das Uni-

verselle unseres Menschseins ausdrückt«, und ermögliche es, »Werke aus allen Kontinenten und allen Epochen zusammenzubringen, um den Dialog zwischen den Kulturen, von denen sie zeugen, mit tiefem Respekt für die Unterschiede zu fördern«. (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Die von der Restitution betroffenen Werke sind aufgrund ihrer Symbolik ausgewählt worden, sie seien: - »außergewöhnlich wegen der gewaltsamen Umstände, die zu ihrer Aneignung, insbesondere als Kriegsbeute, führten«; - »außergewöhnlich weil sie das Genie ihrer Schöpfer verkörpern, natürlich aber auch, weil die Geschichte sie zum Symbol einer Kultur, eines Volkes gemacht hat. Da sie zur wahrhaftigen Verkörperung der Erinnerung geworden sind, haben sie einen einzigartigen Wert für all jene, die ihnen über ihr ästhetisches Interesse hinaus eine starke symbolische Bedeutung verleihen.« (Parl-fr 3, Parl-fr 4)

Restitution an Senegal: Warum einen Säbel ?

Der Säbel wurde erstmals 1998 für die Ausstellung im IFAN (Institut Fondamental d'Afrique Noire) zum zweihundertsten Geburtstag von El Hadj Oumar Tall an den Senegal ausgeliehen; dann ein zweites mal 2008 als Leihgabe an das Musée Théodore Monod und ein drittes mal 2018 anlässlich der Einweihung des Musée des civilisations noires (Museum der Schwarzen Zivilisationen) in Dakar. Im Juli 2019 soll der Senegal ein offizielles Gesuch für die Rückgabe des Säbels mit der Begründung gestellt haben, dass dieser »wegen seiner emotionalen und historischen Bedeutung [eine der] größten Attraktionen des Museums« sei. (Gouv-fr 5)

Mehr als ein Jahr vor der Verabschiedung des Restitutionsgesetzes, hatte der damalige französische Premierminister Édouard Philippe bereits positiv auf die Anfrage reagiert und am 18. November 2019 übergab er, während einer offiziellen Zeremonie, den Säbel an den Senegal. (Parl-fr 4, Gouv-fr 6) In seiner Rede erwähnte er, dass er seinen eigenen Offiziersdegen in seinem Büro in Matignon aufbewahre: Aber dieser »Säbel [...] ist unendlich prestigeträchtiger als der, den ich besitze. Er gehörte einem großen Eroberer, einem geistigen Führer, den die Geschichte als El Hadj Oumar Tall kennt [...] Dieser Säbel war einst Eigentum des Gründers des Toucouleur-Reiches, das Guinea, Mali und den heutigen Senegal umfasste. Es ist der Säbel eines Gelehrten, der viel reiste, um sein Wissen besonders in der Theologie zu vertiefen. [...] Sein Platz ist genau hier, im Herzen des ehemaligen

El Hadj Oumar Tall und das Reich der Toucouleur

Im Buch *Histoire Générale de l'Afrique* beschreibt die Historikerin Madina Ly-Tall die Geschichte des Toucouleur-Reiches wie folgt: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts überlebte im West- und Zentralsudan eine Reihe von Staaten, wirtschaftlich nur durch den Sklavenhandel. Die Fulbe, zu dieser Zeit die am stärksten unterdrückte ethnische Gruppe, wollten sich mit dieser Situation nicht abfinden. Ihre Reaktion und die einer islamischen Reformbewegung führte zur Bildung neuer Staaten in Fouta Toro, Fouta-Djalon und Sokoto, wo es große muslimische Gemeinden gab. Die Sklaverei wurde nicht abgeschafft, aber sie wurde durch den Koran geregelt. Der Dschihad von El Hadj Oumar war eine Reaktion auf diese Situation in Fouta Toro in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die von innen durch Erbfolgekrisen und von außen durch die französische Expansion gekennzeichnet war.

El Hadj Oumar reiste zwanzig Jahre lang (1826-1847), bevor er seine Mission der Islamisierung Schwarzafrikas begann. Er verbrachte einige Zeit (1830-1838) in Sokoto, ließ sich dann in Fouta-Djalon nieder und machte Jegunko zu seinem ersten Stützpunkt. Dort startete er eine umfangreiche Kampagne der Rekrutierung und des Waffenkaufs für den Dschihad. Im Jahr 1847 verlegte er seine Hauptstadt nach Dinguiraye und begann 1852 einen Krieg: Er griff erst Koniakary an und dann Niore. 1857 zog er gegen die Franzosen, die sich in Fouta Toro niedergelassen hatten, und stieß dort auf die Truppen unter General Louis Faidherbe (1818-1889). Im Jahr 1859 entschloß sich El Hadj Oumar auf Segou, die Hauptstadt der Bamana (auch Bambara), zu marschieren. Die Bamana waren Animisten, lehnten den Islam ab und vereinten sich mit La Macina, einem muslimischen Staat, um den Vormarsch von El Hadj Oumar-Truppen zu stoppen. Im Jahr 1862 marschierte Oumar gegen Letztere und besetzte deren Hauptstadt, wo er seinen Sohn Ahmadou als Herrscher einsetzte. In der Folge beschloß Al-Bekkaay, der Anführer der Kunta, eines maurischen Stammesverbandes in Timbuktu, die Feinde Oumars zu unterstützen. Er war seit 1860 in Kontakt mit den Bamana und unterstützte ab 1862 deren Abwehrkampf im Hamdalahi gegen Oumars Armee. Im Jahr 1864 verstarb El Hadj Oumar in Mali. (Ly-Tall 1997: 318 f.)

Alle oben genannten Stützpunkte und Hauptstädte von Oumar Tall liegen übrigens nicht im Senegal, sondern im heutigen Guinea; die Stadt Segou befindet sich in Mali.

Wie der Historiker Bertrand Goy ausführt, ist der Satz von Philippe – der »Platz [des Säbels] ist genau hier, im Herzen des ehemaligen Toucouleur-Reiches« – falsch, denn das Zentrum dieses Reiches, das sich über Senegal, Guinea, entlang des Nigers, bis nach Mali erstreckte, lag tatsächlich mehr als 500 Kilometer von der senegalesischen Hauptstadt entfernt. (GOY 2021)

Toucouleur-Reiches, bei den Völkern, die ihn erschaffen haben. Dieser Säbel symbolisiert eine wichtige Episode in der Geschichte des Senegal und seiner Nachbarländer [...] Der Säbel, den wir Ihnen heute übergeben, rötet sich in der Sonne. Diese Sonne ist die Sonne des Wissens, der herzlichen Freundschaft zwischen unseren Völkern und der Brüderlichkeit.« (Gouv-fr 6)

Hier lohnt es sich die Ausführungen mehrerer Histo-

Ahmadou Tall

Die aktuelle Angabe in der Datenbank des *Musée de l'Armée*, dem ehemaligen Aufbewahrungsort des Säbels, ist, was den Voreigentümer desselben betrifft, unklar: »Nach dem Tod von El Hadj Oumar Tall im Jahr 1864 übernahm sein Sohn Ahmadou Tall (1836-1897) die Herrschaft über das Königreich, dessen Hauptstadt nun Segou war. Er stellte sich den Truppen von Colonel Louis Archinard entgegen. Im April 1893 wurde der Säbel möglicherweise in Bandiagara (Mali) von den Franzosen erbeutet. Dieser befand sich zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich im Besitz des einige Tage zuvor aus der Stadt geflohenen Ahmadou Tall. Es ist auch möglich, dass Colonel Louis Archinard den Säbel als Geschenk von Ahmadou Tall oder seinem Bruder Aguibou Tall erhielt, da Letzterer ihm bei mehreren Gelegenheiten Waffen als Geschenk gab. Als Colonel Archinard den Säbel 1909, 16 Jahre später, dem Armeemuseum schenkte, hat er diesen entweder falsch identifiziert oder er wollte seinen Akt der Großzügigkeit noch betonen, indem er diesen entweder mit dem Säbel verwechselte, der im April 1890 aus Segou mitgenommen wurde und der ebenfalls El Hadj Oumar zugeschrieben ist, oder mit dem von Aguibou Tall geschenkten.« (Muse-fr 1)

riker und die aktualisierten Datenbankeinträge des Musée de l'Armée zu Kenntnis zu nehmen (siehe Kästen auf dieser Seite).

Während der Prüfung des Gesetzentwurfes sah sich Kulturministerin Bachelot mit einem Problem konfrontiert: Verschiedene Persönlichkeiten in Frankreich und im Senegal erklärten, dass der Säbel des Armeemuseums mit der Inventarnummer 6995, der El Hadj Oumar Tall zugeschrieben ist, diesem wohl nie gehörte.

Bachelot reagierte mit einer allgemeinen Phrase: »Der Säbel mit Scheide, der El Hadj Oumar Tall zugeschrieben wird, verkörpert das außergewöhnliche Abenteuer, welches mit der Gründung und Ausdehnung des Toucouleur-Reiches durch diesen militärischen und religiösen Führer verbunden war, der schließlich auch auf die französischen Streitkräfte traf.« Als Senatorin Catherine Morin-Dessailly darauf hinwies, dass der Säbel niemals El Hadj Omar Tall gehört habe, meinte die Ministerin – »Die Geschichte des Säbels ist nicht absolut sicher und in ein Geheimnis gehüllt.« – und führte Schwierigkeiten bezüglich der mündlichen Überlieferung und das Fehlen schriftlicher Quellen an.

Trotzdem lautete die Begründung der Kulturministerin für die Rückgabe des Säbels anschließend: »Dieser Säbel wurde dem Armeemuseum von Louis Archinard gestiftet, einem Soldaten, der im späten 19. Jahrhundert an Feldzügen in Westafrika teilnahm. [...] Er stammt zweifellos aus der Familie von El Hadj Oumar Tall [...], welche in der Erinnerung im Senegal sehr lebendig ist.« Die Rückgabe des Objekts sei also »eine starke symbolische Geste Frankreichs, damit der Säbel

Der Säbel Nr. 6995

Nach Angaben des Musée de l'Armée handelt es sich um eine französische Säbelklinge für Infanterieoffiziere »Modell 1821«, genannt »à la Montmorency«. Auf der Rückseite sind die Inschriften »Manufacture de Klingenthal« und »Coulaux et Cie« eingraviert. Die Klinge ist französischen Ursprungs, aber die Scheide ist in der Machart charakteristisch für Westafrika. Der Säbel könnte das diplomatische Geschenk eines französischen Soldaten an einen Toucouleur-Anführer gewesen oder von einem Toucouleur nach einem Kampf von einem Franzosen erbeutet worden sein. (Muse-fr 1)

Für den Historiker Francis Simonis ist es schwer vorstellbar, dass ein Eroberer der Toucouleur, einen von Christen hergestellten Säbel benutzte, um den Dschihad zu führen. (Press-fr 2) Noch deutlicher wurde Thierno Seydou Nourou Tall, Imam der Omarian Moschee in Dakar, der bei der Übergabezeremonie im Jahr 2020 anwesend war. Er sagte, dass sich der echte Säbel noch in Bandiagara befinde.

(Pres-sg 1) Der Historiker Bertrand Goy vertritt die Ansicht, dass es wahrscheinlich ist, dass El Hadj Oumar mit dem Säbel während des Krieges in Macina verschwand. (Goy 2021) Der Archäologe Abdoulaye Sokhna Diop bedauert, dass keine Debatte darüber geführt wurde und behauptet ebenfalls, dass der Säbel nicht El Hadj Oumar gehörte. Dieser könne aber ein Teil des Schatzes von Segou gewesen sein. (Pres-sg 2)

Bei Goy ist die Entdeckung dieses Schatzes wie folgt beschrieben:

Im Jahr 1890 nahm Louis Archinard (1850-1932), damals Lieutenant-Colonel der Marineartillerie und Oberkommandant des Sudan, »die Toucouleur-Zitadelle von Ségou-Sikoroune«, der Hauptstadt des Reiches, ein. Eugène Abdon Mage (1837-1869), Nachrichtenoffizier der Kolonialregierung in Segou während der Herrschaft von Ahmadou Tall, hatte dort das Vorhandensein eines Schatzes beschrieben. Als Archinard entdeckte, dass dieser von Mage überbewertet worden war, verbesserte er die Kriegsbeute dadurch, dass er verkündete, er habe den Säbel von El Hadj Oumar Tall gefunden. Colonel Georges Louis Humbert (1862-1921), der 1891 als sein Vertreter im Sudan fungierte, schildert, dass Archinard nicht zögerte die Realität zu verändern, um seine Beförderungsaussichten zu sichern. Die Historikerin Martine Cuttier erwähnt außerdem eine Trommel, die Archinard als Ahmadou gehörend präsentiert hatte, die aber tatsächlich dem Häuptling von Ouossébougou gehörte. (Goy 2021)

Bekannt ist weiterhin, dass ein Sohn von El Hadj Oumar Tall, Ahmadou Tall, im Jahr 1864 einen Säbel vom Gouverneur von Senegal Louis Faidherbe erhielt, als dieser einen Freundschaftsvertrag unterzeichnen wollte. Dieser ist als »prächtiger Säbel mit grüner Samtscheide und Silberbesatz« beschrieben, was allerdings nicht der in Dakar ausgestellten Waffe entspricht. (Pres-fr 2)

weiterhin in Dakar der Öffentlichkeit präsentiert werden kann.« (Parl-fr 3)

Restitution an Benin: Warum 26 Stücke aus Abomey?

Die Regierung Benins hatte, wie dem Bericht des Ministerrats vom 27. Juli 2016 zu entnehmen ist, mit Unterstützung des Repräsentativen Rates der Schwarzen Vereinigungen Frankreichs (Conseil Représentatif des Associations Noires de France – CRAN) die Rückgabe der von der französischen Armee nach der Eroberung Abomeys im November 1892 mitgenommenen Gegenstände gefordert. Es wurde um eine Bestandserfassung aller in französischen Museen und Privatsammlungen befindlichen Gegenstände gebeten und die Bereitschaft bekundet, den Transport derselben nach Benin zu organisieren. (Peraldi 2018b : 14, Gouv-bj 1)

Die 26 von der Gesetzesvorlage betroffenen Inventarnummern bzw. 27 Objekte sind:

- 3 anthropomorphe Statuen der Könige Ghezo (71.1893.45.1), Glèlè (71.1893.45.2) und Béhanzin (71.1893.45.3),
- 4 geschnitzte Türen (71.1893.45.4 bis 71.1893.45.7);
- 2 Sitze und 2 Throne (71.1893.45.8, 71.1895.16.13, 71.1895.16.7, 71.1895.16.8);
- 3 Würdestäbe (71.1895.16.1, 71.1895.16.15, 71.1895.16.16)
- 6 aseñ (tragbare Altäre) (71.1895.16.3 bis 71.1895.16.6, 71.1895.16.9, 71.1895.16.17)
- 2 gravierte Kalebassen (71.1895.16.2), 1 Spindel (71.1895.16.10), 1 Webstuhl (71.1895.16.11), 1 Soldatenhose (71.1895.16.12), 1 Tunika (71.1895.16.14), 1 Ledertasche (71.1895.16.18)

Für den französischen Kulturminister sind die 26 im Gesetzentwurf aufgeführten Objekte »wichtige Elemente« des Erbes von Benin. »Sie verkörpern die Kontinuität und Größe dieser jahrhundertealten Dynastie und wurden 1892 von General Dodds während der Kämpfe zwischen König Béhanzin

Beschreibung der Objekte

Die Geschichte der Objekte, die an Benin gegeben werden sollen, hier zu untersuchen, ist aus Platzgründen nicht möglich. Wer sich für diese interessiert, der sei auf die 2019 erschienene Publikation »L'art de la cour d'Abomey« der Leiterin der Afrika-Sammlungen des Musée du quai Branly, Gaëlle Beaujean, verwiesen. Die zugrundeliegende wissenschaftliche Arbeit wurde einige Jahre vor dem Start von Macrons Restitutionsprojekt geschrieben. Präsentiert ist die »Biographie« von mehr als hundert Objekten aus Abomey.

und den französischen Truppen beschlagnahmt. Der Verlust dieses königlichen Schatzes wurde für das Volk Benins allmählich zum Symbol einer verlorenen Unabhängigkeit.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Über die Unveräußerlichkeit von Sammlungen

Beide Kulturminister sind bereit, die Rückgabe von »wichtigen« Objekten zu akzeptieren, und gleichzeitig versuchen sie, das »fundamentale« Prinzip der Unveräußerlichkeit von Sammlungen zu verteidigen – logisch betrachtet ein unmöglicher Spagat.

Einerseits behaupten sie, dass »eine Sammlung als ein kollektives Werk bleibenden Wertes zu betrachten ist, um das in unserem Land bewahrte Erbe an zukünftige Generationen weiterzugeben.« Andererseits scheinen sie nicht besorgt über das Verschwinden von Objekten aus französischen Museen zu sein und rechtfertigen dies wie folgt: »Unsere Museen haben eine sehr große Anzahl von Objekten, sie haben viel mehr in Reserve, als sie zeigen, und sie werden durch die Restitutions nicht enteignet.«² (Parl-fr 3)

Unveräußerlichkeit bedeutet, dass die Entfernung bzw. der Eigentumsübergang von Objekten aus französischen Sammlungen unmöglich ist. Für die Minister »bedeutet eine Abweichung von diesem Grundsatz der Unveräußerlichkeit in einem genau festgelegten Fall keineswegs, dieses Grundprinzip in Frage zu stellen, wie frühere Gesetze derselben Art deutlich gezeigt haben. In der Tat hat das Gesetz keinen allgemeinen Geltungsbereich: es gilt nur für den speziellen Fall der in ihm ausdrücklich aufgeführten Objektgruppe.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Die Rückgabebedingungen

Frankreich erklärt sich bereit, die Werke an die afrikanischen Staaten zurückzugeben, allerdings unter der Bedingung, dass sich diese Staaten »verpflichten, dafür zu sorgen, dass [die Werke] ihre Bestimmung als Kulturgut behalten, d. h. weiterhin an dafür vorgesehenen Orten bewahrt und der Öffentlichkeit präsentiert werden.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3) Die französische Regierung scheint mit den Garantien des Museums der Schwarzen Zivilisationen in Dakar zufrieden zu sein, wohin der Säbel bereits im November 2019 übergeben wurde. Was Benin betrifft, so ist das künftige Museum in Abomey, das die Werke beherbergen soll, noch nicht eröffnet worden, und dessen Bau – an

dem Frankreich beteiligt ist – »könnte [noch] mindestens drei oder vier Jahre dauern«. (Parl-fr 2, Parl-fr 3) In der Zwischenzeit werden die Objekte in Benin in einem temporären Raum im Musée du fort de Ouidah untergebracht und Frankreich zeigt sich zuversichtlich: »Da alle Garantien eingehalten wurden, möchten wir ein großes Zeichen des Vertrauens an unsere Freunde in Benin senden.« (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Bei ihrer Anhörung im Senat erklärte die Kultusministerin, dass »wir nicht in Betracht ziehen müssen, dass eine solche Rückgabe illegitim wäre, weil das ersuchende Land nicht unsere Museumshoheit hat« und sie warnte vor »jeglichem Neokolonialismus, der zutiefst verwerflich wäre«. (Parl-fr 2, Parl-fr 3)

Die Restitutionsen werden nur öffentliche und nicht private Sammlungen betreffen, so versuchte Riester die privaten Akteure des Kunstmarktes, d. h. Antiquitätenhändler, Auktionatoren, Experten und Sammler, über die Absichten des Staates zu beruhigen: »Es ist nicht die Aufgabe des Staates, restriktive Maßnahmen in Bezug auf afrikanisches Kulturgut in Privatbesitz zu ergreifen oder dessen Verbreitung oder Handel zu beschränken.« (Gouv-fr 7)

Die Einflussnahme der französischen Regierung bei einer Versteigerung

Rechtsanwalt Yves-Bernard Debie schildert den Ablauf des von »Salorges Enchères« organisierten Verkaufs von afrikanischen Waffen, der am 23. März 2019 in Nantes stattfand. Bei 28 der 328 Lose war angegeben, dass diese aus dem ehemaligen Königreich Dahomey stammen.

Am Tag vor dem Verkauf äußerte die Botschaft von Benin in Paris den Wunsch, die 28 Objekte aus Dahomey unter Vorbehalt zu stellen; allerdings kann nur der französische Staat ein Vorkaufsrecht nach der Versteigerung ausüben. Am Tag des Verkaufs rief das Kulturministerium das Auktionshaus an und bat darum, die Stücke aus dem Verkauf zu nehmen, damit Benin sie kaufen könne. Der Verkaufspreis wurde auf 24.000 € für diese Stücke festgelegt, doch am 25. März weigerte sich die Regierung Benins diesen Preis zu zahlen. Ein französisches Händlerkollektiv, das hinter dem im Dezember 2015 eingeweihten Petit Musée de la Récade in Cotonou (Benin) steht, erwarb schließlich die Stücke für dieses Privatmuseum. (Debie 2019)

Partnerschaften

Im Jahr 2019 wurde ein gemeinsames Arbeitsprogramm mit Benin erarbeitet und die kulturelle Partnerschaft mit dem Senegal gestärkt, um die Restitutionsen in ein breit angelegtes und umfangreiches Austauschprogramm zu integrieren. (Parl-fr 2) Zur Unterstützung dieses Pro-

grammes, das Museen und Kulturerbestätten betrifft, wurden Mittel der Agence Française de Développement (AFD) und des Solidaritätsfonds für innovative Projekte (FSPI) des Aussenministeriums mobilisiert.

In Benin sollen die FSPI-Mittel in den nächsten zwei Jahren den Ausbau der kulturellen und musealen Kapazitäten unterstützen. Laut der Abgeordneten Emmanuelle Anthoine hat die französische Entwicklungsagentur ebenfalls ein Darlehen von 12 Millionen € geplant. In Zusammenarbeit mit dem Kulturministerium soll Expertise France auch zur Strukturierung der Kulturpolitik beitragen, siehe die Machbarkeitsstudie für die Einrichtung des Musée de l'épopée des amazones et des rois du Danhomè und die Entwicklung der Palastanlage in Abomey, und hat eine AFD-Finanzierung in Höhe von 389 000 € für einen Zeitraum von 12 Monaten angekündigt. (Parl-fr 4, Parl-fr 5, Gouv-fr 7, Gouv-fr 8)

Im Senegal hat das Musée du quai Branly – Jacques Chirac, nach Angaben von Bachelot, ein Darlehen von 12 Millionen € für das Museum der Schwarzen Zivilisationen in Dakar gewährt.³ (Parl-fr 4)

Frankreich möchte sich nicht nur an Museumsentwicklungsprojekten beteiligen, sondern auch »das Fachwissen französischer Fachleute im Bereich des Kulturerbes weitergeben, echte professionelle Netzwerke in diesem Bereich aufbauen und den kulturellen Austausch verstärken.« Ziel wäre es, »Fachleute auszubilden, die in der Lage sind, Sammlungen zu verwalten« (Kuratoren, Sammlungsleiter, Restauratoren usw.) und »denen, die sich dafür engagieren, eine zufriedenstellende Zukunft zu sichern und so den Wert und die Anerkennung dieser Berufe in Afrika zu erhöhen«. (Parl-fr 2, Parl-fr 5)

Diese Kulturpolitik sieht vor:

- Ausbildungsstipendien für Forscher und Fachleute, die im Bereich des afrikanischen Kulturerbes vom Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten vergeben werden;
- langfristigen Ausbildungsangeboten des Institut national du patrimoine und der Ecole du Louvre für afrikanische Auszubildende;
- Ausbildungskursen und Seminaren, die in Afrika für Kuratoren und Restauratoren vom Institut national du patrimoine organisiert werden;
- dem Austausch zu wissenschaftlichen Arbeiten, die den Sammlungen des afrikanischen Kontinents gewidmet sind und in französischen Museen aufbewahrt werden: »Wir müssen mehr über alle außereuropäi-

sche Meisterwerke erfahren, denn wir haben die Ehre, sie zu bewahren.« (Gouv-fr 7)

Auf europäischer Ebene forderte Franck Riester einen politischen und wissenschaftlichen Dialog zum Thema »Afrika-Europa-Partnerschaft«. (Gouv-fr 7)

Weitere Restitutionsforderungen

Bachelot listet die Rückgabeforderungen, die nach der Rede Macrons an Frankreich gestellt wurden:

- Äthiopien hat am 20. Februar 2019 die Rückgabe von 3.081 im Musée du quai Branly erhaltenen Kulturgütern beantragt;
- der Tschad forderte am 17. Mai 2019 die Rückgabe aller tschadischen Objekte, die sich auf französischem Territorium befinden, d. h. rund 10.000 Gegenstände;
- am 10. September 2019 forderte die Elfenbeinküste die Rückgabe der sprechenden Trommel der »Atchan«, die im Musée du quai Branly aufbewahrt wird;
- am 29. Januar 2020 beantragte Mali die Rückgabe von 16 Kulturgütern;
- anlässlich des 60. Jahrestags der Unabhängigkeit Madagaskars, der für den 26. Juni 2020 geplant war, hatte der madagassische Präsident am 20. Februar 2020 um die Rückgabe eines kronenartigen Zierelements der letzten madagassischen Königin, das im Armeemuseum aufbewahrt wurde, sowie aller madagassischen Kulturgüter, die sich auf französischem Territorium befinden, gebeten.

Am 20. Oktober 2020 sah die Kulturministerin »kein Dossier, das weit genug fortgeschritten wäre«, um eine Restitution bis 2022 zu planen. Sie erwähnte jedoch ein mögliches Projekt für die Rückkehr der Krone. Am 5. November 2020, also etwas mehr als zwei Wochen später, wurde dieses Objekt bereits an die madagassischen Behörden übergeben. (Parl-fr 3)

Die vorgeschlagene Herabstufungsmethode

Um Rückgabeforderungen zu entsprechen, möchte die Regierung durch ein Gesetzgebungsverfahren vom Prinzip der Unveräußerlichkeit »abweichen«. Denn »es geht nicht darum, alle Werke aus dem Ausland zurückzugeben« oder »Massenrestitution und Desinteresse an Werken zu erzeugen«. (Parl-fr 3)

Restitutionsanträge würden daher systematische

parlamentarische Debatten und die Konsultation von Wissenschaftlern einschließen: »nur ein direkter politischer Dialog zwischen Exekutive und Legislative kann auf der Grundlage wissenschaftlicher, historischer und diplomatischer Analysen die Entscheidung über eine Restitution ermöglichen. [...] Es versteht sich von selbst, dass Rückgabeanträge nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten sehr sorgfältig geprüft werden. Wir beziehen die betreffenden Museumsinstitutionen und ihre Kuratoren- und Forscherteams mit ein.« (Parl-fr 3)

Die Regierung möchte keine Kommission, die für die Herabstufung von Objekten zuständig ist, mit der Begründung, dass sie nicht für alle Fälle zuständig sein kann. Eine Unterscheidung der Werke nach Eintrittskriterium in französische Sammlungen ist nicht erwünscht und auch kein Gesetz zur Bestimmung restituierbarer Gegenstände, da dies angesichts der Vielfalt der Geschichten und Fälle illusorisch wäre. Das Gesetz ist daher nicht allgemein gehalten und gilt jeweils nur für den speziellen Fall der ausdrücklich aufgeführten Gegenstände. (Parl-fr 3)

Welche Rolle bleibt den französischen Museen ?

Die Restitution afrikanischer Objekte schließt die Frage der Provenienzforschung ein. Hinsichtlich der Frage nach den Mitteln, die von der Regierung zur Erfüllung dieser Aufgabe eingesetzt wurden, äußerte sich Bachelot : »Wir haben unsere Maßnahmen verstärkt, um Wissenschaftler für die unverzichtbare Provenienzforschung der Sammlungen zu vereinen. [...] Diese Mobilisierung findet in Form von verschiedenen Aktionen statt.« (Parl-fr 3) Die Kulturministerin erwähnt die Einrichtung von Seminaren und Studientagen und Riester die Zusammenarbeit des Institut national de l'Histoire de l'Art (INHA) und des Musée du quai Branly zur Provenienzforschung und Sammlungsgeschichte. Diese Institutionen sollen eine Museographie über die Herkunft der Werke vorschlagen und gemeinsam an der Einrichtung eines Portals zur Geschichte und den Ursprüngen des afrikanischen Erbes arbeiten, um die von den beiden Institutionen angereicherten Datenbanken der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Minister setzen auch auf Sensibilisierungsmaßnahmen für die Museen in Frankreich. Das Musée du quai Branly und das Musée de l'Armée, hätten ihre Teams verstärkt, um »französische Museen, die es brauchen, zu unterstützen« und »ihr Wissen an alle französischen Institutionen weiterzugeben, die au-

ßereuropäische Sammlungen besitzen«. (Parl-fr 3, Gouv-fr 7)

Projekte parallel zur Rückgabe

Der Besuch von Édouard Philippe im Senegal war Teil eines umfassenden Programms. Er kündigte an, dass Frankreich gemeinsame Aktionen zur Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit in Afrika (Kampf gegen den Terrorismus in der Sahelzone), zur Bekämpfung der irregulären Migration und zur Entwicklung wirtschaftlicher Partnerschaften, insbesondere bei der Ansiedlung französischer Unternehmen im Senegal, durchführen wolle. Der Premierminister fasste den Kontext der Rückkehr des Säbels in wenigen Worten zusammen: »Indem wir auf unserer gemeinsamen Geschichte aufbauen, können wir uns auf eine prosperierende Zukunft vorbereiten.« (Gouv-fr 6)

Bei seinem Besuch in Benin im Dezember 2019 hielt Riester eine Rede über »die Beziehungen zwischen Frankreich und Benin, insbesondere die kulturelle Zusammenarbeit«. Er bezog sich auf die Rückgabe von Kulturgütern, aber auch auf andere Aspekte der Beziehungen, die Frankreich mit Benin haben wolle:

– Sicherheit und Frankreichs Engagement im Kampf

gegen den Terrorismus, insbesondere in der Sahelzone;

– Bildung, die es ermöglichen würde, den Terrorismus zu bekämpfen, französische oder von Frankreich anerkannte Bildungseinrichtungen wären ein »Qualitätslabel« und ihre Schaffung würde zur Attraktivität Benins für französische Expatriates beitragen;

– französische Unternehmen, die in Benin investieren (»Ingenieurbüros, klein- und mittelständische Unternehmen, in einer Vielzahl von Sektoren, von Solarenergie bis hin zur Landwirtschaft«), die mehr als 6.000 Menschen direkt beschäftigen. Das Ziel ist es, den Investoren Vertrauen zu vermitteln und sie »über die Stabilität des Landes zu beruhigen«. (Gouv-fr 9)

In Frankreich sollte von Juni bis Dezember 2020 eine »Afrika 2020«-Veranstaltungsreihe stattfinden, wurde aber aufgrund der politischen Lage verschoben und nur in einer virtuellen Version präsentiert. (Gouv-fr 10). Ziel dieser Veranstaltung war es, »den Reichtum und die Dynamik der afrikanischen Kunstszene in allen Bereichen des Schaffens bekannt zu machen«, d. h. Kunst und Forschung, Bildung und Lehre, Innovation und Gastronomie, Wirtschaft und Sport. (Gouv-fr 7)

Gesetzgebungsprozess in Frankreich

Der Premierminister oder die Parlamentarier, also die Abgeordneten der Nationalversammlung oder die Senatoren, initiieren die Gesetzgebung. In diesem Fall wurde der Gesetzentwurf vom Premierminister, Jean Castex, eingebracht. Um Gesetz werden zu können, muss es von der Nationalversammlung und dem Senat gleichlautend verabschiedet werden. Der Gesetzentwurf wurde von beiden Kammern des Parlaments, dem Senat (Oberhaus) und der Nationalversammlung (Unterhaus), geprüft und von der Nationalversammlung angenommen, aber vom Senat abgeändert. Da es sich um ein beschleunigtes Verfahren handelte, wurde gleich ein paritätische besetzter Ausschuss gebildet. Hier waren es sieben Senatoren und sieben Abgeordnete, die die Aufgabe hatten, eine gemeinsame Vorlage für beide Kammern zu erarbeiten. Kann sich dieser Ausschuss nicht einigen, entscheidet die Nationalversammlung abschließend über den Gesetzentwurf. Dieser wird dann verabschiedet und im Amtsblatt der Französischen Republik veröffentlicht.

TEIL IV

Die Restitution von Kulturgütern an Benin und Senegal nach französischem Recht

Am 15. Juli 2020 haben der Minister für Europa und auswärtige Angelegenheiten, Jean-Yves Le Drian, und die Kulturministerin, Roselyne Bachelot, einen Gesetzentwurf zur Restitution von Kulturgütern an die Republik Benin und die Republik Senegal vorgelegt. (Parl-fr 6)

Parlamentskalender 2020 des Gesetzentwurfs

Staatsrat

3. März: Stellungnahme des Staatsrates

Einreichung des Gesetzes

15. Juli: Präsentation des Gesetzentwurfs

16. Juli: Einbringung des Gesetzentwurfs in die Nationalversammlung

Nationalversammlung – 1. Lesung

23. September: Stellungnahme und Bericht des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten

30. September: Bericht und Protokoll des Ausschusses für kulturelle Angelegenheiten und Bildung

6. Oktober: Verabschiedung durch die Nationalversammlung

Senat – 1. Lesung

28. Oktober: Prüfung durch den Ausschuss für Kultur, Bildung und Kommunikation

4. November: Gesetzentwurf geändert und vom Senat angenommen

Gemeinsamer Ausschuss

5. November: Einberufung eines gemeinsamen Ausschusses

19. November: Sitzung des gemeinsamen Ausschusses. Unstimmigkeiten bei der Ausarbeitung eines gleichlautenden Textes

Nationalversammlung – Neue Lesung

2. Dezember: Prüfung der vom Senat geänderten Fassung

8. Dezember: Verabschiedung durch die Nationalversammlung

Senat – Neue Lesung

9. Dezember: Prüfung des von der Nationalversammlung verabschiedeten Gesetzentwurfs

15. Dezember: Ablehnung des Senats

Nationalversammlung – Letzte Lesung

17. Dezember: Annahme durch die Nationalversammlung

Verabschiedung des Gesetzes

24. Dezember: Verkündung des Gesetzes Nr. 2020-1673 vom 24. Dezember 2020 über die Rückgabe von Kulturgütern an die Republik Benin und die Republik Senegal

26. Dezember: Veröffentlichung im Amtsblatt

Die Stellungnahme des Staatsrates

Der Staatsrat bestätigte, dass der Gesetzesentwurf dem vom Präsidenten der französischen Republik in seiner Rede in Ouagadougou geäußerten Ziel entspricht, das afrikanische Erbe vorübergehend oder endgültig zurückzuerstatten. (Parl-fr 17)

Der Gesetzentwurf würde auch die juristischen Anforderungen erfüllen und sei notwendig, um die vom Präsidenten der Republik angekündigten Restititionen umzusetzen. In der Vergangenheit wurden in Frankreich bereits zwei Gesetze zu Restititionen verabschiedet: Ge-

setz Nr. 2002-323 vom 6. März 2002 über die Rückgabe der sterblichen Überreste von Saartje Baartman an Südafrika und Gesetz Nr. 2010-501 vom 18. Mai 2010 über die Rückgabe von mumifizierten Maori-Köpfen an Neuseeland. Diese Gesetze wurden durch die Anwendung des Prinzips des Schutzes der Würde menschlicher Überreste begründet.

(Parl-fr 17) und der Staatsrat nannte als Argumente:

- Die Kulturgüter seien genau identifiziert, bilden eine genau fassbare Menge innerhalb einer Sammlung und der Transfer erfolge kostenlos.
- Der senegalesische und der beninische Staat würden über die entsprechenden Mittel verfügen, um die künftige Erhaltung des Kulturgutes zu gewährleisten bzw. seien dabei, diese vorzubereiten. Die angemessene konservatorische Betreuung der Objekte würde auch nach der Restitution durch bilaterale Zusammenarbeit sichergestellt werden. (Parl-fr 17)

Die Gesetzesvorlage

Am 16. Juli 2020 wurde der vom Premierminister, dem Kulturminister und dem Außenminister unterzeichnete Gesetzentwurf (Parl-fr 6) von der Regierung zur ersten Lesung in die Nationalversammlung eingebracht.

Artikel 1

Mit dem Datum des Inkrafttretens dieses Gesetzes werden die im Anhang aufgeführten sechsundzwanzig Werke aus Abomey, die sich in den nationalen Sammlungen in der Obhut des Musée du quai Branly – Jacques Chirac befinden, nicht mehr Teil dieser Sammlungen sein. Ab demselben Zeitpunkt verfügt die Verwaltungsbehörde über eine Frist von höchstens einem Jahr, um diese Arbeiten an die Republik Benin zurückzugeben.

Artikel 2

Mit dem Datum des Inkrafttretens dieses Gesetzes wird der im Anhang aufgeführte Säbel mit Scheide, der El Hadj Omar Tall zugeschrieben ist und sich in den nationalen Sammlungen in der Obhut des Armeemuseums befindet, nicht mehr Teil dieser Sammlungen sein. Ab demselben Zeitpunkt verfügt die Verwaltungsbehörde über eine Frist von höchstens einem Jahr, um den Gegenstand an die Republik Senegal zurückzugeben.

Anhänge zu Artikel 1 und Artikel 2

[Liste der 27 Inventarnummern von Objekten aus Benin und Senegal].

Begründung

Der Gesetzentwurf wird durch eine Begründung (Parl-fr 7) eingeleitet. Darin wird bestätigt, dass dieses Gesetz infolge der Äußerungen Macrons an der Universität von Ouagadougou am 28. November 2017 und seines Wunsches geschaffen wurde, damit seine Minister für Kultur und Außenpolitik auf den Aufbau einer »neuen Beziehung und Politik des Austauschs« hinarbeiten. Das vom Präsidenten definierte vorrangige Ziel sei es, »der afrikanischen Jugend einen besseren Zugang zu ihrem Erbe in Afrika und nicht nur in Europa zu ermöglichen«. (Parl-fr 7)

Restititionen seien weiterhin begründet durch die »wachsende Zahl internationaler Anträge auf Rückgabe von Kulturgütern [...] und den Wunsch bestimmter Völker nach Wiederaneignung eines Erbes, das ihnen möglicherweise entzogen wurde, insbesondere in einem kolonialen Kontext«. (Parl-fr 7)

Frankreich habe sich daher entschieden, »die Rückgabe von Werken, die für das afrikanische Erbe emblematisch sind, im Rahmen einer neuen Partnerschaft mit den afrikanischen Herkunftsländern zu ermöglichen, ohne das universalistische Konzept der französischen Museen zu untergraben oder das Prinzip der Unveräußerlichkeit der nationalen Sammlungen in Frage zu stellen«. (Parl-fr 7)

Die 26 Stücke des »Schatzes von Behanzin« würden zurückgegeben, weil »diese Liste dem offiziellen Antrag der Republik Benin [...] vom 26. August 2016 entspricht« und weil »es sich um die Werke aus der Schenkung von General Dodds handelt, die alle aus der Eroberung von Abomey stammen.« (Parl-fr 7)

Der »El Hadj Omar Tall zugeschriebene« Säbel mit Scheide werde zurückgegeben, weil er am 26. Juli 2019 von der Republik Senegal angefordert worden sei. Dieser Säbel wurde von General Louis Archinard gesammelt. El Hadj Oumar wird als religiöser und militärischer Führer vorgestellt, der im Namen des sunnitischen Islam im Senegal den »Dschihad« verbreitete und 1848 das Toucouleur-Reich gründete.¹ Er gelte als eine der größten afrikanischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, und die Zuschreibung des Säbels zu El Hadj Oumar sei von Archinard selbst und seinen Offizieren vorgenommen, aber von keiner anderen Quelle bestätigt worden. Weiterhin heißt es, dass Archinard den Säbel »vielleicht von El Hadj Omars Sohn«, Amadou Tall (1836-1897), nach einem Kampf konfisziert habe. (Parl-fr 7, Parl-fr 5)

Louis Archinard vs. Amadou Tall ?

Nach den Recherchen des Historikers Bertrand Goy ist es nicht möglich, dass Archinard mit Amadou Tall zusammentraf: »Am 29. April 1893 war Archinards Kolonne noch 13 Kilometer von Bandiagara entfernt. Da war Ahmadou bereits mit Waffen und Gepäck geflohen, wie es im offiziellen Bericht des Kolonels heißt: »Sein Favorit Diaminatou [...] hatte bereits das ganze Gepäck vorbereitet, die Esel waren beladen, und wir hatten uns in Richtung Osten aufgemacht«. In einem im Musée du quai Branly aufbewahrten Brief vom 23. Dezember 1934 bestätigt Jacques Méniatou (1877-1938), der General Archinard und seinem Hagiographen nahestand, dass dieser Ahmadou nie traf«. (Goy 2021)

In einem Brief vom Anfang April 1909 an General Léon Niox (1840-1921), den damaligen Direktor des Musée de l'Armée, hatte Archinard den Säbel als den von El Hadj Oumar beschrieben, der in Bandiagara erbeutet worden war. Bei seiner Ankunft dort hatte Archinard jedoch einen Bericht vom 29. April 1893 an den Unterstaatssekretär für die Kolonien, Théophile Delcassé (1852-1923), geschickt, in dem ein Säbel nicht erwähnt ist. Er beschreibt, was er in Ahmadous Haus in Bandiagara vorfand: »[...] das Haus von Ahmadou war verlassen [...] Das Speerlager war voll, aber die Speerhölzer waren so wurmstichig, dass sie beim Aufheben zu Staub zerfielen und allein die Eisen in der Hand blieben; die alten Standarten von El Hadj Omar und Tidiani verrotteten inmitten von allerlei Unrat«. (Goy 2021)

»Etude d'impact«

Der Gesetzentwurf wird von einem »Etude d'impact« genannten Text der Regierung (Parl-fr 5) ergänzt. Darin heißt es, dass der französische Präsident auf »die Einzigartigkeit der Situation des subsaharischen Afrikas hingewiesen hat, die sich wie keine andere Region der Welt eines wichtigen Teils seines historischen Kulturerbes beraubt sieht«. Mit diesem Projekt wolle er »ein starkes und bedeutendes Zeichen« setzen und die französisch-beninische Zusammenarbeit »zu einer Referenz im Bereich des Kulturerbes« machen. (Parl-fr 5)

Die Rückgaben würden im Rahmen einer »globalen Partnerschaft« in den Bereichen des Kulturerbes und der Kultur erfolgen und würden von Hilfen für afrikanische Länder begleitet, die sowohl finanzieller Art sein könnten als auch Hilfen für die Entwicklung professioneller Bereiche. Zum Zeitpunkt der Ausarbeitung des Gesetzes seien »die Aspekte rund um die Organisation des Transports der Arbeiten und die Übernahme der damit verbundenen Kosten noch nicht eingehend mit Benin besprochen« worden. In Bezug auf den Säbel, der bereits im Museum der schwarzen Zivilisationen in Dakar deponiert ist, sei »kein Transport notwendig« und es gebe daher »keine zusätzlichen Kosten, die damit verbunden gewesen wären«. (Parl-fr 5)

In Frankreich sind Museumsfachleute angehalten,

die Provenienzforschung zu intensivieren, um die Herkunft und den Eingang in französische öffentliche Sammlungen zu klären. Die Regierung berücksichtigt dabei nicht die Auswirkungen auf die Anzahl der Objekte, die durch Schenkungen in französische Museumssammlungen gelangen. Sie räumt jedoch ein, dass dies dazu führen könnte, dass Sammler zögern könnten, ihre Sammlungen weiter auszubauen oder überhaupt in Frankreich zu belassen, weil sie befürchten, dass der Geltungsbereich von Restitutionen auf Privatsammlungen ausgedehnt werden könnte.

Die guten Seiten des Projekts aus Sicht der Regierung sind, dass »nur wenige Stücke betroffen sind«, dass »die französische öffentliche Meinung die Restitutionen positiv zu sehen scheint, im Gegensatz zu den Verantwortlichen für das Kulturerbe« und dass die afrikanischen Bürger »in der Geste Frankreichs die faire Anerkennung des symbolischen Wertes des afrikanischen Erbes sowie eine faire Maßnahme im Rahmen unserer Beziehungen mit dem afrikanischen Kontinent sehen könnten«. (Parl-fr 5)

Um mit künftigen Anträgen auf Rückgabe von Kulturgütern umzugehen, hat der Staat zwei Optionen in Betracht gezogen. Die erste würde auf bilateralen internationalen Verträgen basieren, begleitet von einer breiten musealen Zusammenarbeit mit dem Partnerstaat und jeweils einem Einzelgesetz zur Deakzessionierung, das gezielt und begrenzt vom Grundsatz der Unveräußerlichkeit bei einem Objekt oder einer Sammlung abweicht. Die zweite ist die Schaffung eines Rahmengesetzes, um die Häufung von Ad-hoc-Gesetzen für jeden Rückgabeantrag zu vermeiden und eine einheitliche Linie des Vorgehens entsprechend der Typologie der Fälle festzulegen. Dieses Verfahren würde der Beratung einer spezialisierten Verwaltungskommission unterliegen und durch Dekret des Präsidenten beschliessen. Die erste Option wurde gewählt.

Prüfung des Gesetzentwurfs durch die Nationalversammlung

Die Nationalversammlung setzt sich aus 577 Abgeordneten zusammen. Macrons Partei La République en Marche hat mit 47 % der Abgeordneten faktisch bei Abstimmungen eine Mehrheit.²

In der Nationalversammlung wurde der Bericht vom Ausschuss für kulturelle Angelegenheiten und Bildung erstellt, der am 1. Juli 2009 gegründet wurde und für

Schulbildung, Hochschulbildung, Forschung, Jugend, Sport, künstlerische und kulturelle Aktivitäten, Kommunikation und geistiges Eigentum zuständig ist. (Parl-fr 18) Es wurden etwa zwanzig Anhörungen von Kuratoren, Diplomaten, Experten für afrikanische Kunst usw. durchgeführt. Berichterstatter war der Abgeordnete Yannick Kerlogot, Lehrer und Schuldirektor sowie Mitglied von La République en Marche. (Parl-fr 19)

Im Vorwort des Berichts äußert Kerlogot Vorbehalte gegenüber dem Sarr/Savoy-Rapport. Wie schon die Museen betonten, »vermittelt dieser eine sehr negative Vision des westlichen Museums, das pejorativ als ›das Museum des Anderen‹ bezeichnet wird. [...] Europäische und insbesondere französische Museen präsentieren Werke aus allen Kulturen in einer universalistischen Vision, die das menschliche Genie zeigen will, woher es auch immer kommt«. (Parl-fr 8)

Er weist auch die Hauptempfehlung von Sarr/Savoy zurück, jedes während der Kolonialzeit erworbene Werk als Enteignung zu betrachten. Die Anhörungen hätten gezeigt, dass »die Geschichte nuancierter und komplexer war [...] Afrikaner, die den Geschmack der Europäer an rituellen Objekten bemerkt hatten, begannen, diese für den Verkauf herzustellen. Die Ansicht, dass alles, was in einer Periode passiert ist, null und nichtig ist, so als ob die Geschichte umgeschrieben werden könnte, ist nicht der beste Weg nach vorne.« (Parl-fr 8)

Dennoch wird argumentiert, dass »die überwältigende Mehrheit dessen, was man als ›klassisches‹ (spätes 19. Jahrhundert bis erste Hälfte des 20. Jahrhunderts) Kulturerbe des subsaharischen Afrikas bezeichnen könnte, sich heute in westlichen Museen und Privatsammlungen befindet und dass afrikanische Museen nicht über genügend Material verfügen«. (Parl-fr 8) »Kulturerbe« und »Kultur« seien »als ein Schlüsselthema von Ländern zu betrachten, die ihre Identität, aber auch ihre Attraktivität behaupten wollen« und beides würde am »wirtschaftlichen, politischen, touristischen und diplomatischen Einfluss« afrikanischer Länder teilhaben. (Parl-fr 8)

Der Berichterstatter hält die Rückgabe für notwendig: »Europa muss die Rückgabe bestimmter Werke an Afrika ermöglichen. Das ist es der Jugend Afrikas schuldig, nicht im Geiste der Reue, denn diese Werke werden die Geschichte nicht auslöschten, sondern eine neue Seite in unseren Beziehungen zu den Ländern aufschlagen, die sie anfordern«. (Parl-fr 8) Kerlogot fordert auch eine größere Verbreitung afrikanischer und westlicher Werke, um einen Rückzug in Identität und Gemeinschaft zu vermeiden.

Die Entfernung von Objekten aus Sammlungen »auf einer Einzelfall-Basis [...] ist im Moment die beste Lösung«,

aber »ein Rahmengesetz könnte sich als relevant erweisen«, um allgemeine Prinzipien für die Übertragung von Werken festzulegen. (Parl-fr 8)

Neben zwei redaktionellen Änderungen besteht der Hauptbeitrag der Kommission zu diesem Gesetzentwurf in der Annahme eines Änderungsantrags, der festlegt, dass die Entfernung von Objekten aus öffentlichen Sammlungen »eine Ausnahme vom Grundsatz der Unveräußerlichkeit öffentlicher Sammlungen gemäß Artikel L. 451-5 des Denkmalschutzgesetzes« darstellt. (Parl-fr 8)

Prüfung des Gesetzentwurfs durch den Senat

Der Bericht des Ausschusses für Kultur, Bildung und Kommunikation wurde von Senatorin Catherine Morin-Desailly verfasst, die zwischen Oktober 2014 und September 2020 Präsidentin dieses Ausschusses war.

Catherine Morin-Desailly

(* 1960) war Englisch-Dozentin und ist Mitglied der Partei Union Centriste. Von 2001 bis 2008 war sie stellvertretende Bürgermeisterin von Rouen, zuständig für den Bereich Kultur. Während dieser Amtszeit war sie für die Wiedereröffnung des Naturkundemuseums der Stadt verantwortlich, das seit 1875 einen mumifizierten Maori-Kopf in seiner Sammlung hatte. Im Februar 2018 präsentierte Morin-Desailly einen Gesetzesentwurf zur Rückgabe mehrerer solcher Maori-Köpfe, die in französischen Museen aufbewahrt werden, an Neuseeland. Das Gesetz Nr. 2010-501 wurde am 18. Mai 2010 verabschiedet. Von Januar bis Dezember 2020 war sie Vorsitzende der Informationsmission zur Restitution von Kunstwerken, die vom Ausschuss für Kultur, Bildung und Kommunikation geleitet wurde. (Parl-fr 20)

Morin-Desailly stellt folgende Rahmenbedingungen fest: »Alle ehemaligen Kolonialmächte stehen heute vor der Frage der Rückgabe von Kulturgütern, die aus dem Erbe ihrer ehemaligen Kolonien stammen«. Zur Veranschaulichung dieses Punktes zitiert sie die »Agenda 2063« der Organisation der Afrikanischen Union, die ihr Bestreben bekräftigt, Afrika mit einer »starken kulturellen Identität, mit gemeinsamen Werten, Ethik und Erbe« auszustatten, und die sich zum Ziel gesetzt hat, bis 2023 »mindestens 30% des gesamten kulturellen Erbes« wiederhergestellt zu haben. Weiter beruft sich Morin-Desailly auf Alain Godonou und bestätigt, dass »ein ganz erheblicher Teil des Erbes von Subsahara-Afrika heute außerhalb dieses Kontinents aufbewahrt wird«. (Parl-fr 10)

Agenda 2063

Die Organisation der Afrikanischen Union will mit der Agenda 2063 die Stimme »der Völker Afrikas und der Diaspora« erheben und »einen soliden Rahmen bieten, um die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit zu beseitigen und das 21. Jahrhundert zum Jahrhundert Afrikas zu machen«. In dem Dokument heißt es unter anderem, dass Afrikas materielles und immaterielles Erbe eine Stärke sein wird, und dass

- »die Kultur, das Erbe und die historischen Gegenstände, die aus Afrika gestohlen wurden, zurückgeführt und gesichert werden«; (Punkt 43)
- »Kultur, Erbe, Identität und gemeinsame Bestimmung im Mittelpunkt unserer Strategien stehen werden, um einen panafrikanischen Ansatz und eine afrikanische Renaissance zu ermöglichen«. (Punkt 44) (Unio-Af 1)

Im Zehnjahresplan der Agenda heißt es, dass bis 2023 »mindestens 30 % der Kulturschätze und des kulturellen Erbes repatriert und für die zukünftige Nutzung im Afrikanischen Museum erfasst werden sollen, dessen Gründung für 2035 geplant ist«. Außerdem wird der Wunsch geäußert, »alle afrikanischen Kulturschätze und das kulturelle Erbe« (S. 50, 102) zurückzugewinnen. (Unio-Af 2)

Morin-Desailly sieht im Sarr/Savoy-Rapport »den Verdienst, eine notwendige Debatte über die Frage der Rückgabe von Kulturgütern zu eröffnen«. Sie stellt jedoch Ungenauigkeiten und einige überzogene Vorschläge fest, insbesondere, dass die Autoren nur eine endgültige und automatische Rückgabe ins Auge fassen. Die Autorin des Berichts besteht auf dem Prinzip der Unveräußerlichkeit, das als »Rückgrat der französischen Museen« bezeichnet wird. Sie spricht sich jedoch für die Rückgabe einer begrenzten Anzahl von Kulturgütern aus, »sofern sie aus historischer oder künstlerischer Sicht einen hohen Symbolwert für die Herkunftsländer haben und für den Aufbau der kulturellen Identität der Zivilgesellschaft wesentlich sind«. (Parl-fr 10)

Wenn zum jetzigen Zeitpunkt kein allgemeiner Rahmen für Rückgabeansprüche vorgesehen ist, dann nicht im Namen dieses Prinzips, sondern weil »die Überlegungen in Frankreich zur Rückgabe von Kunstwerken an ihre Herkunftsländer noch ganz am Anfang« stehen und »eine Einzelfallanalyse der Rückgabeansprüche notwendig bleibt, um die Herkunft jedes Kunstwerkes richtig zu beurteilen, den geschichtlichen Hintergrund, die Bedingungen, unter denen sie in die Sammlungen gelangten, und die Gründe für den Antrag auf Rückgabe, um jede Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes zu vermeiden«. Die Rückgabe der Werke sollte nur dann erfolgen, »wenn sie von einem gegenseitigen, aufrichtigen und echten Willen zur Wiederaneignung einer gemeinsamen Geschichte und zur Erneuerung der Beziehungen geprägt ist«. (Parl-fr 10)

Morin-Desailly stellt jedoch fest, dass »das Urteil der wissenschaftlichen Einrichtungen nicht gehört werden konnte« und dass es ihr nicht möglich war, mit Sicherheit nachzuweisen, ob die in der Liste erfassten Gegenstände von Benin und Senegal auf deren Initiative oder auf Anregung der französischen Behörden als Reaktion auf die an sie gerichteten allgemeineren Rückgabebeforderungen beantragt wurden. (Parl-fr 10)

Der Senat bedauerte, dass die politische Entscheidung jeder anderen Form von historischer, wissenschaftlicher, rechtlicher oder gesetzgeberischer Debatte vorausging und den Vorgang dominierte. Er äußerte die Hoffnung, in Zukunft die Gefahr des »fait du prince« in Bezug auf die Restitution von außereuropäischem Kulturgut eindämmen, eine wissenschaftliche Perspektive in den Entscheidungsprozess von Regierung und Parlament einbringen und die Museen ermutigen zu können, sich intensiver mit Restitutionsfragen auseinanderzusetzen. Er stimmte daher dafür, dem ursprünglichen Gesetzentwurf einen dritten Artikel hinzuzufügen, der die Schaffung eines Nationalen Rates der Reflexion über die Verbreitung und Rückgabe außereuropäischer Kunstwerke bestehend aus Museumskuratoren und anderen Wissenschaftlern (Historikern, Kunsthistorikern, Ethnologen, Juristen) betrifft. (Parl-fr 10)

Der Senat fügte auch einige semantische Änderungen im Gesetzestext ein. Er ersetzte im Titel den Begriff »Restitution« durch »Rückgabe«, da der Begriff »Restitution« die Illegitimität des aktuellen Besitzers impliziere. Selbst wenn es sich bei diesen Gütern um »Kriegsbeute« handele, war dies zum Zeitpunkt der Beschlagnahme durch die französischen Kolonialarmeen nicht völkerrechtlich verboten; das Gesetz könne nicht rückwirkend gelten. Außerdem könne es bedeuten, dass das Projekt mit einem Akt der Buße oder Wiedergutmachung verbunden sei. (Parl-fr 11)

Da Macron bereits über die Rückgabe der Werke entschieden hatte, und der Säbel schon vor der Abstimmung über das Gesetz offiziell an den Senegal übergeben worden war, brachte der Ausschuss einen weiteren Änderungsantrag ein, um in den Artikeln 1 und 2 das Wort »Übergabe« durch das Wort »Übertragung« zu ersetzen, das sich auf den rechtlichen Begriff der Eigentumsübertragung und nicht auf die physische Übergabe bezieht. (Parl-fr 10)

Der gemeinsame Ausschuss von Senat und Nationalversammlung

Am 5. November 2020 wurde eine paritätische Kommission einberufen, die einen Textvorschlag zu den im Gesetzentwurf noch diskutierten Bestimmungen erarbeiten sollte. Diese bestand aus sieben Abgeordneten und sieben Senatoren, darunter zwei Berichterstatter: Die Senatorin Catherine Morin-Dessailly und der Abgeordnete Yannick Kerlogot.

Die Berichterstatter waren sich einig, dass das Projekt »sowohl ethisch als auch diplomatisch« ist. (Parl-fr 11) Sie teilten auch den Wunsch, die Zirkulation von Werken und den wechselseitigen kulturellen Austausch zu stärken sowie die Notwendigkeit eines wissenschaftlichen Ansatzes zur Feststellung des »unrechtmäßigen« Charakters bestimmter Kulturgüter. Restititionen betrachteten sie »weder als einen Akt der Reue noch einen der Buße« (Parl-fr 11), sondern im Gegenteil als Stärkung der bilateralen Beziehungen zwischen Frankreich und den afrikanischen Staaten. Die Artikel 1 und 2 wurden somit einstimmig angenommen.

Allerdings waren sich die beiden Kammern des Parlaments nicht über die Methode einig. Der Senat hielt daran fest, dass er seinen Vorschlag für einen dritten Artikel über die Schaffung eines Nationalrats unbedingt beibehalten wollte. Auf Seiten der Nationalversammlung wünschten die Abgeordneten Constance Le Grip und Bruno Fuchs eine noch umfassendere Betrachtung als die in Artikel 3 vorgeschlagene und gingen davon aus, dass es notwendig sei, einen dauerhaften gesetzlichen Rahmen für die Erhaltung des Kulturerbes in Frankreich zu definieren, da es sich um die erste Debatte handele, die nicht menschliche Überreste betrifft. Aus Sicht Kerlogots würde dieses Gremium jedoch den Restitutionsprozess unnötig verkomplizieren, da dann das Parlament »seriöse Anhörungen von Wissenschaftlern und Kunstspezialisten« durchführen könnte. (Parl-fr 11) Er fügte hinzu, dass, auch wenn die Rückgabe eines heiligen koreanischen Manuskripts im Jahr 1993 durch den damaligen Staatspräsidenten François Mitterrand tatsächlich einem »fait du prince« ähneln könnte, dies für das Projekt von Macron nicht der Fall sei, da dieser seine Absichten während seiner Rede in Ouagadougou klar dargelegt hätte.

Während dieser Debatte kündigte Kerlogot dem Senat – der zuvor nicht informiert worden war – die Absicht der Regierung an, in Kürze eine interministerielle Ein-

heit des Kulturministeriums und des Außenministeriums zu schaffen, um »eine wissenschaftliche und kulturelle Herangehensweise« (Parl-fr 11) und eine koordinierte Bearbeitung von Restitutionsanträgen zwischen den Ministerien zu gewährleisten«.

Die zweite Lesung in der Nationalversammlung

Der Vorschlag des Senats hinsichtlich des Ersatzes des Begriffs »remettre« (übergeben) durch »transférer« (übertragen) wurde übernommen, nicht aber der hinsichtlich des Gesetzstitels. Das Komitee der Nationalversammlung solle den Begriff der »Restitution« beibehalten, der »ohne Zweideutigkeit erlaubt, dunkle Ereignisse, die zur französischen Kolonialgeschichte gehören, nicht zu verschleiern«. (Parl-fr 12)

Der Berichterstatter strich Artikel 3, der vom Senat hinzugefügt worden war. Aus seiner Sicht hätte das Außenministerium den Fall diplomatisch untersucht, das Kultusministerium hätte die Objekte eingehend wissenschaftlich bearbeitet und das Parlament hätte Anhörungen mit Experten durchgeführt. Für den Berichterstatter würde der vom Senat vorgeschlagene Nationale Rat die Arbeit des Senats wiederholen und nur dazu dienen, »die an die afrikanischen Staaten gerichtete diplomatische und politische Botschaft zu verwischen und den Geist des Vertrauens, auf dem das Restitutionsprojekt beruht, anzugreifen«. (Parl-fr 12)

Die zweite Lesung im Senat

Der Senat bedauerte, dass die Nationalversammlung das Wort »Restitution« nicht durch »Rückgabe« ersetzt hatte und Artikel 3 gestrichen war. Die Berichterstatterin war der Ansicht, dass die geplante interministerielle Einheit der Regierung nicht ausreichend wissenschaftlich sei.

Das Oberhaus hatte seine Hoffnungen auf die Schaffung eines Nationalen Rates der Reflexion über die Verbreitung und Rückgabe außereuropäischer Kulturgüter gesetzt, dessen Aufgabe es gewesen wäre, zukünftig über Rückgabeanträge nachzudenken, die sich in den kommenden Jahren vervielfachen könnten. Der Senat hatte sich von diesem neuen Gremium erhofft, die Vorrechte des Parlaments besser durchsetzen zu können, das durch den Vorgang »auf die Rolle einer Kammer zur Registrierung bereits getroffener Entscheidungen der Exekutive degradiert ist«. (Parl-fr 13) Tatsächlich hat die Regierung innerhalb

eines Jahres dreimal die Möglichkeit der Leihgabe genutzt, um Kulturgüter zurückzugeben, die von ausländischen Staaten beansprucht wurden, und sich damit von der vorherigen Zustimmung des Parlaments befreit, die rechtlich erforderlich ist, um die endgültige Deakzessionierung aus den Sammlungen zu erlauben. Dieses Verfahren wurde für den Säbel, der an den Senegal ging, aber auch für ein kronenartiges Zierelement, das an Madagaskar gegeben wurde, und für mehrere Schädel, die nach Algerien kamen, angewandt. Dies »sendet ein sehr schlechtes Signal an die nationale Vertretung über die Methode, die jetzt von der Regierung angewandt wird, um Anträge auf Rückgabe zu behandeln, die sich wahrscheinlich vervielfachen werden«. (Parl-fr 13)

Der Senat lehnte den Gesetzesentwurf ab.

Während der Verabschiedung des Gesetzes erfolgte ...

... die Rückkehr eines kronenartigen Zierelements von Königin Ranavalona III.

Am 5. November 2020 wurde eine Art Krone, die als Zierelement einen Sonnenbaldachin, der Königin Ranavalona III. (1861-1917) überragte und die – von Georges Richard gestiftet – seit 1910 im Musée de l'Armée aufbewahrt wurde, an die madagassische Regierung übergeben. Die Übergabe des Objekts erfolgte als Leihgabe, ohne dass die Regierung das Parlament informierte, das sich damals mitten in einer Debatte über den Gesetzesentwurf befand. Das Oberhaus, das von einer »heimlichen« Rückgabe sprach, hielt diese Methode für unzulässig, da dies eine Umgehung der Rolle des Parlaments bewirke, »indem sie es in eine bloße Kammer zur Abzeichnung bereits getroffener Entscheidungen verwandelt«. (Parl-fr 11)

Die Nationalversammlung spricht ihrerseits von einer »unglücklichen Verkettung der Umstände«. (Parl-fr 11) Die madagassischen Behörden haben Berichten zufolge im Februar 2020 im Rahmen der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Unabhängigkeit Madagaskars einen Antrag auf Rückgabe madagassischen Eigentums gestellt. Die französische Regierung soll sich gegen eine Rückgabe ausgesprochen und eine befristete Leihgabe angeboten haben.

Der Senat ist dieser Frage nachgegangen. In einer gemeinsamen Stellungnahme mit dem französischen Verteidigungsministerium und dem madagassischen Minis-

terium für Kultur, die am 5. November veröffentlicht wurde, hieß es jedoch, dass »dieses Abkommen Teil des Prozesses der Rückgabe dieses Kulturgutes, Symbol der madagassischen Geschichte, an Madagaskar ist, in dessen Rahmen sich Frankreich verpflichtet, so schnell wie möglich die vorbereitenden Maßnahmen für das Verfahren einzuleiten, das die Übertragung des Eigentums an diesem Stück an Madagaskar ermöglichen könnte«. (Parl-fr 13)

... die Rückkehr von Schädeln nach Algerien

Während der Debatte des paritätisch besetzten Parlamentsausschusses erinnerten Morin-Desailly sowie der Senator und ehemalige Kurator Pierre Ouzoulias auch an den Fall der 24 algerischen Schädel, die früher im Musée de l'Homme aufbewahrt und die am 3. Juli 2020 nach Algerien ausgeliehen wurden, ohne dass die nationale Vertretung darüber informiert worden war. Die Schädel wurden zwei Tage später unter Missachtung des Leihgabevertrags begraben.

Während der Senator den Begriff »Demütigung« für diese Situation verwendete, sprach der Abgeordnete Yannick Kerlogot von einer »diplomatischen Komponente der gemeinsamen Nutzung und Zirkulation von Werken«. Und ohne weitere Erklärung sagte er, dass »Frankreich bei diesem Projekt zu kurz gekommen ist.« (Parl-fr 11)

Abschließende Lesung in der Nationalversammlung

Da die Ausarbeitung eines gemeinsamen Textes gescheitert war, lag die endgültige Entscheidung bei der Nationalversammlung. Der Text des Gesetzes Nr. 2020-1673

über die Rückgabe von Kulturgütern an die Republik Benin und die Republik Senegal wurde am 24. Dezember 2020 verkündet und im Amtsblatt vom 26. Dezember 2020 veröffentlicht:

Artikel 1

Abweichend von dem in Artikel L. 451-5 des Kulturerbegesetz verankerten Grundsatz der Unveräußerlichkeit französischer öffentlicher Sammlungen werden die sechszwanzig Werke aus Abomey, die sich in den nationalen Sammlungen in der Obhut des Musée du Quai Branly – Jacques Chirac befinden und in der Anlage zu diesem Gesetz aufgeführt sind, ab dem Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Gesetzes nicht mehr Teil dieser Sammlungen sein. Die Verwaltungsbehörde verfügt ab demselben Zeitpunkt über eine Frist von höchstens einem Jahr, um diese Arbeiten an die Republik Benin zu übergeben.

Artikel 2

Abweichend von dem in Artikel L. 451-5 des Kulturerbegesetz (Kodex des Kulturerbes) verankerten Grundsatz der Unveräußerlichkeit französischer öffentlicher Sammlungen wird der El Hadj Omar Tall zugeordnete Säbel mit Scheide, der in den nationalen Sammlungen aufbewahrt wird, die sich in der Obhut des Armeemuseums befinden und auf die im Anhang zu diesem Gesetz verwiesen wird, ab dem Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Gesetzes nicht mehr Teil dieser Sammlungen sein. Die Verwaltungsbehörde verfügt über eine Frist von bis zu einem Jahr ab demselben Datum, um dieses Eigentum an die Republik Senegal zu übertragen.

Dieses Gesetz wird als Gesetz des Staates ausgeführt.

Anhänge zu Artikel 1 und Artikel 2

[Liste der 27 Inventarnummern von Objekten aus Benin und Senegal].

TEIL V Die Commission scientifique nationale des collections (CSNC)

Das nationale wissenschaftliche Komitee für Sammlungen (CSNC) war eine außerparlamentarische Kommission. Sie bestand aus einem Abgeordneten, einem Senator, Vertretern des Staates und lokaler Gebietskörperschaften, Wissenschaftlern und Restauratoren.

Im Gesetz 2002-5 zu Frankreichs Museen vom 4. Januar 2002 (Gouv-fr 12) war sie als die Instanz vorgesehen, deren Stellungnahme für jede Entscheidung zur Aufhebung des Unveräußerlichkeitsstatus eines Museumsstückes notwendig war.

Die CSNC wurde im Zusammenhang mit zwei Gesetzesinitiativen gegründet. Die eine betraf die Rückgabe der menschlichen Überreste von Saartje Baartman, bekannt als »Venus hottentote«, an Südafrika (Gesetz Nr.

2002-323 vom 6. März 2002) und die andere die Rückführung von mumifizierten Maori-Köpfen an Neuseeland (Gesetz Nr. 2010-501 vom 18. Mai 2010). Im Rahmen dieses zweiten Gesetzes wurde die CSNC als Beratungsgremium gegründet, um die Herabstufung oder Übertragung von Kulturgütern zu erarbeiten. (Parl-fr 21)

Seit ihrer Gründung hatte die Kommission mit strukturellen Problemen zu kämpfen, die ihre Arbeit erschwerte. Nach der Veröffentlichung des Dekrets im Februar 2011 dauerte es bis zum 21. November 2013 um die 40 Ausschussmitglieder zu ernennen. Nach dieser langen Anlaufphase hielt die Kommission aufgrund ihrer überdimensionalen Zusammensetzung nur wenige Sitzungen ab. Zwischen 2013 und 2018 gab es weniger als zehn Entscheidungen zur Annullierung des Unveräußerlichkeitsstatus eines Stückes. (Parl-fr 22).

Seit Januar 2019 war der Vorsitz des Ausschusses vakant, nachdem das Mandat des früheren Vorsitzenden, Jacques Sallois, ausgelaufen war. Der damalige Kulturminister ernannte keinen neuen Präsidenten, obwohl die CSNC ohne einen solchen nicht funktionieren kann. (Parl-fr 23) Catherine Morin-Dessailly, Mitglied diese Kommission, versuchte erfolglos, das Kulturministerium darüber zu informieren.

Die Kommission hatte eine begrenzte Rolle. In ihrem 2015 dem Parlament vorgelegten Bericht schlug sie vor, dass die Herabstufung von Kulturgütern zunächst den Verlust des öffentlichen Interesses an den Objekten voraussetzen sollte. (Parl-fr 14) Außerdem hatte sie nicht die gesetzgeberische Kompetenz, um die Unveräußerlichkeit von Werken außer Kraft setzen zu können. Ihre Rolle beschränkte sich auf die Formulierung von Vorschlägen. (Parl-fr 5)

Parallel zum Gesetzesentwurf über die Rückgabe von Kulturgütern an Benin und den Senegal legte die Regierung am 5. Februar 2020 einen Gesetzentwurf zur Beschleunigung und Vereinfachung öffentlicher Maßnahmen (loi pour l'accélération et la simplification de l'action publique, abgekürzt ASAP) vor. Der Gesetzentwurf sieht

unter anderem die Abschaffung der beratenden Kommission vor. Artikel 10 regelt die Abschaffung der CSNC, indem er zu diesem Zweck die Artikel L. 115-1 und L. 115-2 des Kulturerbegesetzes annulliert, die sich mit den Aufgaben und der Zusammensetzung der Kommission befassen, sowie den zweiten Absatz von Artikel L. 451-5, der vorsieht, dass jede Entscheidung zur Herabstufung die Zustimmung der CSNC erfordert. (Parl-fr 23) Die Abschaffung der CSNC wurde durch seine magere Bilanz – weniger als zehn Stellungnahmen zu Herabstufungsfragen – und die operativen Schwierigkeiten wegen seiner heterogenen Zusammensetzung gerechtfertigt. Die Regierung war der Ansicht, dass die Kommission außerdem nicht dazu geeignet war, um auf aktuelle Rückgabeanträge zu reagieren, da Herabstufungen unter der Bedingung standen, dass das betreffende Eigentum sein öffentliches Interesse verloren hat. (Parl-fr 23) Für den Senat hingegen ist die CSNC heute das einzige Gremium, das sich der Herabstufung eines Sammlungstückes der Museen Frankreichs widersetzen kann. Sein Erhalt sei notwendig, um das Prinzip der Unveräußerlichkeit von Sammlungen zu gewährleisten. (Parl-fr 23).

Trotz des Versuchs des Senats, die CSNC beizubehalten, wurde sie schließlich durch das am 7. Dezember 2020 geänderte Kulturerbegesetz abgeschafft. (Gouv-fr 13)

Um eine wissenschaftliche Kontrolle vor jeder Herabstufungsentscheidung zu gewährleisten und um zu verhindern, dass eine Herabstufung durch präsidiale Willkür erfolgt und so die wissenschaftliche Kohärenz der Sammlungen untergraben wird, sah die gemeinsame Kommission folgende Regelung vor: Für Güter in den Sammlungen der Museen Frankreichs »kann jede Entscheidung zur Herabstufung eines dieser Vermögenswerte nur nach Zustimmung des Hohen Rates der Museen Frankreichs getroffen werden.« (L. 451-5). Die Entscheidung zur Herabstufung von Objekten staatlicher Sammlungen liegt beim aufsichtsführenden Minister und im Fall nicht-staatlicher Sammlungen beim Kulturminister. (L. 115-1) (Parl-fr 24, Gouv-fr 13)

TEIL VI

Polit-ökonomische Hintergründe der Restitutionspolitik Frankreichs

Kriegsbeute ist in zahlreichen Museen präsent und befin-

det sich dort teilweise bereits Jahrhunderte. Die europäischen Länder könnten untereinander viele Objekte hin und her transferieren, auch nach Russland, Asien, Amerika etc. wäre dies möglich. Warum also ausschließlich von Frankreich bzw. Europa nach Afrika restituieren? Be-

gründet wird dies damit, dass sich das afrikanische Kulturerbe größtenteils außerhalb Afrikas befinden würde. Da bislang niemand »afrikanisches Kulturerbe« definiert hat, aber erst durch die Definition eine Zählung der in Afrika und Europa befindlichen afrikanischen Objekte möglich wäre, fehlt dieser Behauptung jede empirische Grundlage. Die französischen Museen bewahren nicht nur wertvolle historische Objekte, sondern auch Ton-scherben, Materialproben, Kopien, Touristika, Fälschungen, Alltagsgegenstände, Musikinstrumente, Waffen, zeitgenössische Kunst, usw.

Im Senegal stellte Jean Girard, der damalige Kurator des IFAN-Museums in Dakar, in einer 1966 veröffentlichten Studie mit dem Titel »Contribution du Musée d'Art au Festival« einen Bestand von 26.000 Objekten fest. (Goy 2021, Muse-sg 1) Das inzwischen umbenannte Museum, Musée Théodore Monod, besitzt heute laut seiner Internetseite nur noch knapp 10.000 Objekte. Dieser erstaunliche Schwund seit 1966 wäre eine Untersuchung wert, aber interessanter ist die Frage, wie sehr sich das Kulturerbe der Bevölkerung Senegals durch ein einziges zusätzliches Objekt verändern kann?

Das Museum von Abomey in Benin listet auf seiner Website fast 1.050 Objekte. (Muse-bj 1) Aus Frankreich sollen nun weitere 26 Inventarnummern kommen. Es wäre einfach gewesen, eine kurze Biographie jedes einzelnen Stückes zu präsentieren, da es bereits eine fast 500 Seiten umfassende Studie über die Bedeutung der Kunstobjekte des Hofes von Abomey gibt. (Beaujean 2019) In dieser sind sowohl die Objekte dokumentiert, die in den französischen Sammlungen aufbewahrt werden, als auch die im Museum in Abomey befindlichen. Wo war die Diskussion über dessen Bestand und die Begründung der Auswahl der 26 restituierten Stücke im Gesetzentwurf der Regierung? Steht diese im Einklang mit den Objekten, die Benin für seine Museographie benötigt?

Das junge Afrika und der Zugang zum Kulturerbe

Das Restitutionsprojekt der französischen Regierung richtet sich an die afrikanische Jugend. Warum die Rückgabe von in Frankreich aufbewahrten Stücken nur eine bestimmte Altersgruppe betreffen soll, wird durch keinen Text, keine Handlung und keinen geäußerten Anspruch dieser jungen Leute begründet.

Die Fragen der Studenten an den französischen Präsi-

Macron und Afrika – zwei Anekdoten

Während seiner Rede vor Studenten in Ouagadougou im November 2017 auf die Stromausfälle in den Universitäten des Landes angesprochen, antwortete Macron: »Sie reden mit mir, als wäre Frankreich noch eine Kolonialmacht. Ich möchte mich aber nicht mit der Elektrizität der Universitäten in Burkina Faso befassen. Das ist die Aufgabe des Präsidenten!« Als er auf den burkinischen Präsidenten Roch Marc Christian Kaboré zeigte, stand dieser auf und verließ unter dem Gelächter der Studenten den Raum. Macron, fügte hinzu: »Es ist gegangen, um die Klimaanlage zu reparieren!« (Pres-fr 9)

Im Rahmen des »Parlons d'Afrique« sagte Macron: »Ich habe meine Verwaltungskarriere in Afrika begonnen. [...] Mein Botschaftspraktikum als Enarch [Absolvent der Eliteschule ENA] war nicht an einem der prestigeträchtigen Orte, wo man normalerweise Leute hinschickt, die eine große Karriere machen sollen, sondern in Nigeria. Dorthin wollte niemand gehen.« (Gouv-fr 15)

den, nach dessen Rede in Ouagadougou, thematisierten die Intervention Frankreichs in Libyen, die französische Militärpräsenz in Westafrika, den CFA-Franc, die Zugänglichkeit der Archive mit Akten zur Ermordung von Thomas Sankara, die Verhaftung von François Compaoré, die Probleme mit der Elektrizität in Burkina Faso, die Demographie, die Immigration, die Berufsausbildung und die Jugendhäuser. Das Thema Restitution schien bei ihnen nicht im Vordergrund zu stehen. (Gouv-fr 14, Peraldi 2018a)

Während des vom Elysee-Palast am 11. Juli 2019 organisierten Treffens – »Parlons Afrique : échanges avec les diasporas africaines« – erklärte Macron sein Interesse an der Jugend: »Frankreich und Afrika haben eine lange gemeinsame Geschichte. [...] Diese war teils glorreich, aber teilweise auch außerordentlich schmerzhaft. [...] Aber ich weiß, dass Afrika ein junger Kontinent ist, und ich möchte, dass wir eine neue Seite aufschlagen.« Die heutige Jugend könne die Beziehung zwischen Frankreich und Afrika neu überdenken. Denn sie hat die Kolonialzeit nicht miterlebt, sei nicht »in den Fängen der Vergangenheit gefangen« und könne daher neue Partnerschaften eingehen und neue Wege beschreiten. (Gouv-fr 15)

Knapp zwei Jahre vorher, während des G20-Gipfels in Hamburg am 8. Juli 2017, hatte sich der französische Präsident gegenüber dem Journalisten Philippe Kouhon noch etwas anders positioniert und wurde dafür stark kritisiert. Auf dessen Frage – »Wie viel sind die G20-Länder bereit, für die Rettung Afrikas in die Hand zu nehmen, und wie hoch wird der Beitrag Frankreichs sein?« – hatte er geantwortet: »Wenn in vielen Ländern immer noch sieben bis acht Kinder

pro Frau die Regel sind, dann können Milliarden von Euro ausgegeben werden und es wird nichts stabilisiert. [...] Der Marshall-Plan diente dem materiellen Wiederaufbau in Ländern, die ihr eigenes Gleichgewicht, ihre eigenen Grenzen, ihre eigene Stabilität hatten. Die Herausforderung Afrikas ist eine ganz andere, sie ist viel tiefgreifender, sie ist zivilisatorisch.« (Pres-fr 10)

Die Erwartungen von Benin und Senegal

Die französische Regierung weigert sich bislang die offizielle Anfrage der beninischen Regierung zu veröffentlichen. Diese ist nicht einmal dem Musée du quai Branly bekannt, wie die dortige Pressestelle mitteilte: »Wir haben dieses offizielle Dokument nicht im Museum. Ich lade Sie ein, sich an die Presseabteilungen des Kulturministeriums und des Ministeriums für Europa und Auswärtige Angelegenheiten zu wenden, um den Inhalt dieser Anfrage zu erfahren.« (Mail, 30. Mai 2018) Das Außenministerium lehnte es ab, sich zur Anfrage Benins zu äußern, antwortete aber, dass »die beninischen und französischen Behörden einen gründlichen und konstruktiven Dialog zu diesem Thema führen.« (Mail, 4. Juli 2018) Das Kulturministerium erklärte, dass Benin keine konkrete Liste von Objekten übermittelt habe. (Telefonat, 9. August 2018; Peraldi 2018b) Was den Élysée betrifft, so verweist dieser auf das Außenministerium, um nähere Angaben zu den betreffenden Objekten zu erhalten. (Korrespondenz, 20. März 2018)

Senatorin Catherine Morin-Desailly scheint die gleichen Schwierigkeiten gehabt zu haben. Die von ihr durchgeführten Anhörungen »ermöglichten es nicht, mit Sicherheit nachzuweisen, ob die betreffenden Objekte von Benin und Senegal aus eigener Initiative oder auf Anregung der französischen Behörden als Antwort auf die allgemeineren Forderungen nach Restitution beansprucht worden waren.« (Parl-fr 10)

In einem Protokoll des beninischen Ministerrats vom 27. Juli 2016 steht, dass die Regierung von Benin mit der Unterstützung einiger Landsleute und des Conseil Représentatif des Associations Noires de France (CRAN), seine Minister auffordert, »eine vorläufige Erfassung aller kostbaren königlichen Güter, die 1892 entwendet wurden und sich derzeit in französischen Museen (Musée de l'Homme, Musée du quai Branly) und in Privatsammlungen befinden [zu veranlassen und] den Transport der so identifizierten Güter nach Benin zu organisieren«. Die Regierung erklärte damals, dass dieser Antrag Teil der Umsetzung ihrer Strategie für die Entwicklung von Kultur und Tourismus ist. (Gouv-bj 1)

In einem Interview mit Jeune Afrique im September 2020 wird Präsident Patrice Talon zitiert, dass er mit dem Projekt, das damals im Parlament debattiert wurde, nicht zufrieden sei: »Die Abstimmung über ein spezielles Gesetz zur Rückgabe von 26 Werken ist ein absolutes Minimum. Was wir wollen, ist ein allgemeines Gesetz, das die Exekutive ermächtigt, mit uns eine globale Restitution auf der Grundlage einer genauen Bestandsaufnahme auszuhandeln. Dann können wir im Sinne einer Win-Win-Situation besprechen, was zueinander passt, gemeinsame Ausstellungen, Originale und Kopien usw. Diese Dynamik der Zusammenarbeit ist dem gesetzlichen Vorgehen vorzuziehen.« (Pres-fr 11)

Nach Angaben des französischen Verteidigungsministeriums wurde die offizielle Anfrage des Senegals zur Rückgabe des Säbels so begründet: Dieser sei eine der »größten Attraktionen des Museums wegen der affektiven und historischen Aufladung, die mit ihm verbunden ist«. (Gouv-fr 5) Mehrere Wochen vor der Übergabe war durch Historiker herausgearbeitet worden, dass es sich nicht um den Säbel von El Hadj Oumar Tall handeln kann. Daran war die französische Regierung jedoch nicht interessiert und versuchte die Einwände schönzureden. Wird der Säbel im Senegal immer noch als Attraktion betrachtet? Welche Meinung vertritt die senegalesische Regierung?

Für Benin und für den Senegal scheinen die Motive für die Rückgabe der Objekte im Bereich des Kulturtourismus zu liegen. Wird der wirtschaftliche Nutzen eintreten, den die Präsidenten von Senegal und Benin zu erwarten scheinen? Oder gibt es bislang unbekannt politische oder ökonomische Hintergründe?

Was fordern andere afrikanische Länder?

Diese Frage hätte mit höchster Priorität vertieft untersucht werden müssen. Im Oktober 2020 listete Bachelot die weiteren Anfragen, die nach der Rede von Macron an Frankreich gerichtet worden waren: Der Tschad fordert die Rückgabe aller auf französischem Territorium befindlichen Stücke, Äthiopien 3.081 Objekte, Mali 16 Stücke, Côte d'Ivoire und Madagaskar jeweils ein Stück. (Parl-fr 3) Sechs der sieben fordernden Länder sind frankophone Länder und waren einstmals französische Kolonien. Die Anzahl könnte sich möglicherweise vergrößern, aber es wäre interessant die jeweils damit verbundenen politischen Botschaften zu erfahren.

Die von Senatorin Catherine Morin-Desailly zitierte

»Agenda 2063« weist darauf hin, dass die Organisation der Afrikanischen Union 30 % des afrikanischen Kulturerbes zurückerhalten möchte. (Unio-Af 1, Unio-Af 2) Dies ist weit entfernt von den wenigen Stücken, die im Gesetzesentwurf enthalten sind.

Warum wurden die Stimmen von Kuratoren oder Direktoren der afrikanischen Museen während der Debatten kaum gehört? Welche Erwartungen haben sie?

Welchen Kosten entstehen für Afrika und Frankreich?

Es ist schwierig, genaue Zahlen über die Höhe der Finanzierung der Zusammenarbeit mit afrikanischen Ländern zu erhalten. Für Benin werden Zahlen genannt, die aber nicht bestätigt sind.

Im Juli 2019 berichtete die französische Presseagentur (AFP), dass die französische Entwicklungsagentur (AFD) 20 Millionen € zur Verfügung stellt, davon 12 Millionen € für das neue Museum in Abomey. (Parl-fr 12) Im selben Monat teilte die AFD mit, dass sie nicht in der Lage sei, diese Zahlen zu bestätigen: »In der Tat trägt die AFD zwar zur Finanzierung einer Tourismusstrategie für Benin bei, aber die Modalitäten dieser Strategie sind noch nicht festgelegt worden. Eine Machbarkeitsstudie innerhalb der AFD ist in Arbeit. [...] Das Budget ist noch festzustellen und wird durch die kommenden vorbereitenden Studien bestimmt werden.« (Mail, 17. Juli 2019) Trotz Anfragen im Juli 2019 und Februar 2020 hat sich die AFD nicht zu diesem Budget geäußert.

Am 19. September 2019 hat Senator Ladislas Poniatowski den Kulturminister gebeten, die Höhe der Fördermittel zu benennen, die im Zusammenhang mit der Einrichtung eines Museums in den Königspalästen von Abomey anfallen. Poniatowski fragte auch, welche staatliche oder parlamentarische Autorität der AFD erlaubt habe, diese Summe zu vergeben. Erst ein Jahr später, am 24. September 2020, erhielt er eine Antwort vom Kulturministerium: »Der Tourismus- und Kultursektor ist in der Tat einer der strategischen Sektoren, auf den die Regierung Benins setzen will, um das Wirtschaftswachstum zu steigern. Zu den prioritären Einrichtungen, die im Aktionsplan der Regierung für die Schaffung von Museen in Verbindung mit einer regionalen Entwicklungspolitik identifiziert wurden, gehören das Ouidah-Museum (finanziert von der Weltbank) und das geplante Abomey-Museum. [...] Dieses Projekt steht unter der Bauherrschaft der Nationalen Agentur für Denkmalpflege und Tourismusentwicklung (ANPT) in Benin. [...] Angesichts dieser

gegenseitigen Verpflichtungen hat die beninische Regierung bei der AFD einen Finanzierungsantrag für das Projekt Abomey gestellt. Derzeit läuft der Prüfungsprozess der AFD, der in den nächsten Monaten von deren Gremien im Hinblick auf eine Mittelebereitstellung im Jahr 2021 zu entscheiden sein wird. Die AFD würde erhebliche Mittel in Form eines Darlehens für den Bau sowie einen Zuschuss für technische und sozioökonomische Unterstützungsmaßnahmen leisten. Im Auftrag der ANPT hat die AFD zusätzliche Machbarkeitsstudien in Auftrag gegeben, die von Expertise France betreut werden. Darüber hinaus setzt die ANPT in ihrer Rolle als Projektverantwortliche mit französischer Unterstützung die Mobilisierung von Projektleiter fort, die im Rahmen der Eigenfinanzierung Benins für die Vorkonfiguration der aus dem Darlehensrahmen zu finanzierenden Einrichtungen zuständig sind: Projekt für die Sanierung der Paläste von Abomey Ghézo, Glélé, Behanzin und Agoli Agbo und Sanierung des ehemaligen französischen Instituts für Schwarzafrika, unter der Leitung des beninischen Architekten Aimé Gonçalves; Projekt für den Bau des Musée de l'épopée des Amazones et des Rois du Dahomey (MEARD), das der französischen Architektin Françoise N'Thepe anvertraut wurde; szenografisches und museografisches Projekt des MEARD, für das die französischen Firmen Les Crayons und Decalog verantwortlich sind.« (Parl-fr 25)

Weniger als eine Woche nach dieser Antwort wurde in dem vom Abgeordneten Yannick Kerlogot verfassten und am 30. September 2020 vorgelegten Bericht präzisiert, dass die AFD ein Projekt in Höhe von 35 Millionen € in Betracht zieht, einschließlich eines Darlehens in Höhe von 25 Millionen € für den Bau und die Ausstattung des neuen Museums und für die Sanierung und Ausstattung der vier Paläste sowie einen auf 10 Millionen € geschätzten Zuschuss für Handwerker, Unternehmen, Berufsausbildung und zur Deckung der Betriebskosten. (Parl-fr 8) Es sei daran erinnert, dass es sich hauptsächlich um Darlehen handelt, die u. a. zur Finanzierung französischer Unternehmen verwendet werden.

Macron hatte in Ouagadougou erklärt, dass Frankreich keine Afrikapolitik mehr habe und dass es Afrika nicht sage, was zu tun sei. (Peraldi 2018a) Dennoch sehen wir, dass die Rückgaben von Objekten an den Senegal und nach Benin von Projekten begleitet werden, bei denen sich Frankreich in Afrika engagieren möchte. Insbesondere haben die französischen Minister zugesichert, dass die restituierten Objekte in Museen aufbewahrt und der Öffentlichkeit präsentiert werden. Sie bestanden auch auf der Beteiligung Frankreichs am Aufbau von Mu-

seen und der Ausbildung von afrikanischem Museumspersonal. Wenn die Objekte an afrikanische Länder zurückgegeben werden, warum erwartet die französische Regierung dann Garantien für die Erhaltung und Präsentation der Werke?

Eine wenig transparente französische Politik

Die derzeitige Kulturministerin Roselyne Bachelot bezeichnete den Gesetzentwurf im Oktober 2020 als »das Ergebnis eines langen Prozesses«. (Parl-fr 3)

Und für ihren Vorgänger, Franck Riester, ist dank dieser Restitutionsen und des damit einhergehenden kulturellen und wissenschaftlichen Austauschs klar: »Unsere beninischen und senegalesischen Partner werden sich morgen mit symbolischen Objekten aus ihrer Vergangenheit identifizieren können, die die Grundlage für eine dynamische Kultur- und Denkmalschutzpolitik bilden werden.« (Parl-fr 2)

Während die Minister mit ihrer Arbeit zufrieden zu sein scheinen, hat dieser Gesetzentwurf in mehreren Bereichen Fragen aufgeworfen:

- juristisch: Die Regierung nutzte das Format der Leihgabe, um die Rückgabe von Objekten einzuleiten und durch »Ausnahmen« wurde das Prinzip der Unveräußerlichkeit von Objekten aus Sammlungen ausgehebelt. Doch ab wie vielen Objekten kann noch von Ausnahme gesprochen werden? Nach welchen Kriterien werden zukünftig Länder Objekte erhalten können?

- historisch: Warum beschränken sich Restitutionsen auf Eigentum, das während der Kolonialzeit außer Landes gelangte? Warum wird nur Afrika berücksichtigt? An welches Land kann ein Objekt restituiert werden, wenn es von einer Kultur ist, die sich historisch über mehrere heutige Länder verteilt? Wird es aus afrikanischen Ländern oder innerhalb Afrikas Restitutionsen geben?

- symbolisch: Wie ist die Rückgabe des Säbels zu interpretieren, der einem »militärischen und religiösen Führer« (Gouv-fr 6), dem Gründer des Toucouleur-Reiches, der den »Dschihad« (Parl-fr 5) anführte, zugeordnet wurde, wenn gleichzeitig die französische Regierung im Rahmen der Operation »Barkhane« Soldaten in die Sahel-Zone schickt, um den »islamistischen Terrorismus zu bekämpfen«? (Gouv-fr 9) Was kann über Politiker gesagt werden, die einen »Säbel mit Scheide, der El Hadj Omar Tall zugeordnet war«, in den Senegal transferierten, obwohl Wissenschaftler vor dem Akt der Übertragung nach-

gewiesen haben, dass die Beschreibung nicht zum Objekt passt?

- politisch: Werden Restitutionsen immer – wie im Fall von Senegal und Benin – von Partnerschaften oder Abkommen mit Frankreich begleitet?

- kulturell: Bachelot bezeichnete die 26 Objekte als »wichtige Elemente« des Kulturerbes Benins: Ist es sinnvoll zwei Kalebassen, eine Spindel, einen Webstuhl, eine Soldatenhose, eine Tunika und eine Ledertasche diesen Status zu verleihen? Oder liegt es eher daran, dass diese Stücke zur Dodds-Sammlung gehören und sie dadurch mit der Kolonialzeit verbunden werden?

- moralisch: Der Begriff »Restitution« wurde gewählt, weil dieser »dunkle Ereignisse, die zur französischen Kolonialgeschichte gehören«, hervorheben würde. Gleichzeitig behauptet die Regierung, dass es sich nicht um eine Buße handelt und dass sie sich damit an die Jugend wenden möchte, welche die Kolonialzeit nicht erlebt hat, um eine neue Seite in Europa und Afrika aufzuschlagen. Warum betraf das Gesetz nur die Rückgabe von Gegenständen, die von französischen Militärs in Afrika erbeutet sein sollen, nicht jedoch historisch und künstlerisch wichtige Werke?

Es entsteht der Eindruck, dass Objekte nicht wegen ihrer ästhetischen Eigenschaften oder ihrer kulturellen und historischen Bedeutung transferiert werden, sondern, dass die treibende Kraft polit-ökonomische und diplomatische Hintergründe sind, welche der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Letztlich dienen diese Aktionen der Stärkung der französischen Präsenz in Afrika.

Was spricht dagegen dies offen auszusprechen?

Ein Aufruf zur größeren Zirkulation von Werken, aber nicht von afrikanischen Jugendlichen

Die französische Regierung fordert eine größere Zirkulation von Werken in europäischen und afrikanischen Museen. Das Gleiche kann von der Mobilität der afrikanischen Jugend nicht gesagt werden. Macron hat zwar den Wunsch geäußert, die Zahl der Austauschprogramme mit Afrika zu erhöhen und hat die »Saison Afrika 2020« initiiert, doch dem jugendlichen Afrikaner ist die Einreise nach Frankreich kaum möglich.

Ein Franzose, der nach Afrika reisen möchte, um ein Museum oder eine Kunstbiennale zu besuchen, vereinbart einen Termin mit der Botschaft des betreffenden

Landes und erhält sein Visum. Für einen Beniner oder Senegalesen mit durchschnittlichem Einkommen, der eine Ausstellung in Frankreich besuchen möchte, ist es fast unmöglich ein Touristenvisum zu erhalten. Erfolgsversprechender wird es, wenn er von einer französischen Institution zur Teilnahme an einer kulturellen Aktivität auf französischem Territorium »eingeladen« ist. Selbst dann verläuft der Genehmigungsprozess nicht ohne Schwierigkeiten, denn eine Reihe von Dokumenten müssen vorgelegt werden. Auch wenn alle Dokumente vorhanden sind, kann die Botschaft einen Visumantragsteller verächtigen, dessen Einreise nach Frankreich ablehnen und diese Verweigerung in seinen Pass stempeln, ohne eine detaillierte Begründung zu liefern.

Abneigung gegen die französische Präsenz in Afrika

Am 27. November 2017, wenige Stunden vor der Ankunft Macrons in Burkina Faso, wurde ein französisches Militärfahrzeug in Ouagadougou mit einer Granate angegriffen. (Pres-fr 13)

Im Juni 2019 wurde der burkinische Verteidigungsminister Chérif Sy in der südafrikanischen Zeitung Mail&Guardian zu den Beweggründen der Operation in der Sahel-Zone befragt. *»Ich bin überrascht, dass es den Franzosen nicht gelungen ist, diese Terrorbanden auszurotten. Wir stellen uns viele Fragen. Wollen sie das wirklich oder haben sie eine andere Agenda?«* (Pres-fr 14)

Anfang März 2021 wurden mehrere französische Geschäfte im Senegal bei Demonstrationen angegriffen. Journalisten von TV5 Monde und AFP fragten, ob der Zweck der Plünderung darin bestehe, eine politische Botschaft des Misstrauens gegenüber den französisch-senegalesischen Beziehungen zu senden. (Pres-fr 15) Kurz zuvor hatte sich der französische Milliardär Vincent Bolloré, dessen Transport- und Logistikunternehmen in 250 Niederlassungen 47 afrikanischer Länder tätig ist (Pres-fr 16, Pres-fr 17) der Korruption in Afrika schuldig bekannt. Ihm wird vorgeworfen, den afrikanischen Präsidenten von Togo und Guinea geholfen zu haben, die Macht zu erlangen oder zu erhalten. Im Gegenzug hätten diese Regierungschefs die Interessen der Bolloré-Gruppe in diesen Ländern begünstigt. (Pres-fr 18)

Macrons Interview mit den Journalisten Benjamin Roger und Marwane Ben Yahmed von der Zeitschrift *Jeune Afrique*, das am 20. November 2020 veröffentlicht

wurde, offenbart die Befürchtungen des französischen Präsidenten, dass die Beziehungen Frankreichs zu Afrika verkümmern: *»Jahrzehntelang haben wir eine sehr institutionelle Beziehung zu Afrika unterhalten, durch amtierende Staatsoberhäupter und durch gut etablierte Unternehmen. Nun haben Ressentiments einen gewissen Platz eingenommen. Aber es ist auch eine Strategie am Werk, manchmal angeführt von afrikanischen Führern, aber vor allem von ausländischen Mächten, wie Russland oder der Türkei, die mit postkolonialen Ressentiments spielen.«* Der französische Präsident möchte, dass Frankreich mit Afrika *»eine Liebesgeschichte«* aufrechterhält, denn, so fügt er hinzu, *»Frankreich hat einen Teil von Afrika in sich.«* (Pres-fr 19)

Ein konkurrierender geopolitischer Kontext

Während der Veranstaltung »Parlons Afrique« am 11. Juli 2019 betonte der ghanaische Präsident Nana Akufo-Addo, dass die afrikanischen Länder der Schlüssel zur Entwicklung des eigenen Kontinents seien. Er forderte einen Perspektivwechsel in den Beziehungen zu Europa und dem Rest der Welt. In Anlehnung an Asien forderte er Afrika auf, sich auf sich selbst zu verlassen, ohne sich von Partnerschaften abzuwenden um von Know-how und Technologie zu profitieren. Afrika habe viele Reichtümer, darunter einen hohen Anteil an Bodenschätzen, die von Industrieunternehmen benötigt werden. Er forderte die Afrikaner auf, die Voraussetzungen für die Ausbeutung dieser Ressourcen zu schaffen und wirtschaftlich unabhängig zu werden. Es spiele keine Rolle, wer die Partner sind, solange das Engagement für die afrikanischen Länder von deutlich größerem Nutzen sei. (Gouv-fr 15)

Mit finanzieller Hilfe Chinas wurde der Bau des Museums der Schwarzen Zivilisationen in Dakar fertiggestellt, zu einer Zeit, als Frankreich über die Restitution afrikanischer Kulturgüter debattierte. Der Wettbewerb auf dem afrikanischen Kontinent und das Image von *Çafrrique* scheinen Macron zu beschäftigen, der während »Parlons Afrique« seinen Willen äußerte, mit ganz Afrika zusammenarbeiten zu wollen. Der afrikanischen Diaspora schrieb er die Rolle eines Botschafters in Europa zu. Für den französischen Präsidenten sind Frankreich und Afrika schicksalhaft miteinander verbunden: *»Wenn Afrika scheitert, kann Europa nicht erfolgreich sein [...] Denn wenn Afrika scheitert, kommen alle, die in ihrem Land oder auf dem afrikanischen Kontinent keinen Erfolg haben, auf den europäi-*

schen Kontinent.« Frankreich wolle »echte Partnerschaften« mit Afrika aufbauen. Er wolle ein neues Wirtschaftsmodell: *»Wir haben in der Vergangenheit Modelle der wirtschaftlichen Entwicklung praktiziert, die nicht ausgewogen waren. Es wurden Rohstoffe ausgebeutet, und Frankreich verdiente daran, ohne dass sich die afrikanische Mittelschicht entwickeln konnte, ohne dass Bildung in Afrika möglich war und irgendwie kluge Köpfe ausgebildet wurden und vor Ort blieben.«* Macron kündigte an, dass er nun eine französische Präsenz aufbauen will, die auf respektvollen und ausgewogenen Partnerschaften und Investitionen basiert. *»Diese Zurückgewinnung Afrikas geht durch die Rückgewinnung der Herzen und sie soll sich nicht im Wettbewerb, im Raubbau mit anderen verstehen.«* (Gouv-fr 15)

Zu diesem Zweck hat er im August 2017 einen Präsidialrat für Afrika ins Leben gerufen, der Persönlichkeiten aus der Zivilgesellschaft vereint, die teilweise der afrikanischen Diaspora angehören und der ein neues Licht auf die aktuellen Herausforderungen in den Beziehungen zwischen Frankreich und den Ländern des afrikanischen Kontinents werfen soll. (Gouv-fr 16)

Leider war es trotz mehrerer Anfragen an den Präsidialrat für Afrika nicht möglich, herauszufinden, ob dieser bei dem Projekt zur Rückgabe des afrikanischen Kulturerbes eine Rolle gespielt hat oder nicht.

Sind Restitutionsen ein Ziel an sich?

Auch nach den Rückgaben bleiben viele Fragen offen: Werden die konkreten Auswirkungen nach Rückgabe der Objekte analysiert? Welche Spuren werden von den zurückgegebenen Objekten in französischen Sammlungen bleiben? Welche Untersuchungen werden durchgeführt, um festzustellen, ob die erwarteten Wirkungen nach der Rückgabe der Objekte eintreten? Werden in Afrika aufbewahrte Werke in Sonderausstellungen in Europa präsentiert werden? Würde die französische Regierung, die den Wunsch geäußert hat, das Kulturerbe der Menschheit der afrikanischen Jugend zugänglich zu machen, zustimmen, wichtige europäische Werke wie die Mona Lisa an ein Museum in Afrika zu verleihen? Wie hoch wäre das Budget für temporäre Wanderausstellungen zwischen Frankreich und Afrika? Die bisherigen Gespräche haben offiziell noch keine konkreten Vorschläge erbracht.

Auch wenn die französische Regierung mehrere Beiträge für die Unterstützung der afrikanischen Museen genannt hat, ist es schwierig, die Zahlen des Budgets zu

finden, das für die Forschung in Frankreich bereitgestellt wird. Bachelot erwähnt verschiedene Aktionen, um Wissenschaftler für die unverzichtbare Forschung zur Provenienz von Sammlungen zu vereinen und zählt auf das Musée du quai Branly und das Musée de l'Armée, um *»die französischen Museen, die es brauchen, zu begleiten [und] ihr Wissen an alle französischen Einrichtungen, die außereuropäische Sammlungen besitzen, weiterzugeben«*. Verfügt das Kulturministerium über ein Budget für die Forschung in regionalen Museen? Oder glaubt die Ministerin, dass die beiden Pariser Museen in der Lage seien, alle über das französische Territorium verstreuten Objekte und Archivalien zu kennen und dieses Wissen im Rest der Welt zu verbreiten? Werden sich die geplanten Aktionen hauptsächlich auf Diskussionen und Ad-hoc-Einsätze zur Provenienzforschung im Zusammenhang mit der Kolonialzeit konzentrieren? Sind Forschungsstellen und -einrichtungen in weiteren französischen Museen geplant, um diesen zu helfen ihre Bestände zu studieren und online zu stellen?

Es bleiben mehr Fragen als Antworten und eine langfristige Strategie mit finanziell abgesichertem Budget ist nicht erkennbar.

Der französische Präsident Frankreich sagte, dass noch bis in die Gegenwart afrikanische Rohstoffe ausgebeutet wurden und französische Unternehmer gaben zu, sich in die Politik Afrika eingemischt zu haben. Der Sarr/Savoy-Rapport trägt den Titel: *»Rapport zur Restitution des afrikanischen Kulturerbes. Auf dem Weg zu einer neuen Beziehungsethik«*. Können derartige Restitutionsprojekte die Beziehungen zwischen Afrika und Frankreich tatsächlich verbessern? Kann die gegenwärtige Beurteilung vergangener Konflikte zu einer besseren Zukunft verhelfen? Oder ist es eine Ablenkung vom Fehlverhalten in der Gegenwart?

Übersetzung aus dem Französischen
Klaus Lief, Audrey Peraldi, Andreas Schlothauer

Französische Version:
kunst-und-kontext.de

ANMERKUNGEN

TEIL I

1 Insgesamt sechs Fälle sind auf der UNESCO-Internetseite aufgeführt und nur einer davon betrifft Kulturgüter aus Afrika. Es handelt sich um eine Maske der Makonde, die während eines Einbruchs in das Nationalmuseum in Dar Es Salaam, Tansania, gestohlen wurde. Diese wurde 1985 in Paris verkauft und dann im privaten Musée Barbier-Mueller in Genf aufbewahrt. Nachdem das Schweizer Museum im Jahr 1990 über den Diebstahl der Maske informiert worden war, meldete es die Anwesenheit des Objekts in seinen Sammlungen. Nach langwierigen Verhandlungen wurde die Maske am 6. November 2009 an Tansania zurückgegeben.

TEIL III

1 Emmanuel Macron war von August 2014 bis August 2016 Minister für Wirtschaft, Industrie und digitale Angelegenheiten.

2 Auf die Frage eines Senators an Bachelot, wie viele der zur Restitution beantragten Gegenstände in der Ausstellung und wie viele in der Reserve sind, gab die Ministerin zu, dass sie die Zahlen nicht kennt.

3 Die Angabe sollte überprüft werden.

TEIL IV

1 Der Begriff »Dschihad« wird in der »Étude d'impact« verwendet. (Parl-fr 5)

2 47 % der Abgeordneten sind von La République en Marche, 10 % von der MoDem-Fraktion, 18 % von Les Républicains und 25 % von sieben anderen Parteien. (Parl-fr 9)

QUELLEN

Gouvernement / Regierung Frankreich

Gouv-fr 1: Biographie d'Édouard Philippe, site du gouvernement : www.gouvernement.fr/edouard-philippe-o (Vu le 10.3.2021)

Gouv-fr 2 : JORF n°0240 du 17 octobre 2018, Décret du 16 octobre 2018 relatif à la composition du Gouvernement, www.legifrance.gouv.fr/affichTexte.do?cidTexte=JORFTEXT000037501223&categorieLien=id

Gouv-fr 3 : Biographie de Franck Riester, site du gouvernement : www.gouvernement.fr/ministre/franck-riester (Vu le 10.3.2021)

Gouv-fr 4 : Biographie de Roselyne Bachelot, site du ministère de la culture : www.culture.gouv.fr/Nous-connaître/Organisation/Roselyne-Bachelot-Narquin-ministre-de-la-Culture (Vu le 10.3.2021)

Gouv-fr 5 : Florent Corda, « Un sabre «historique» en cours de restitution au Sénégal », site du ministère des armées : www.defense.gouv.fr/actualites/articles/un-sabre-historique-en-cours-de-restitution-au-senegal, publié le 18.11.2019

Gouv-fr 6 : Déclaration à l'occasion de la remise du sabre d'El Hadj Oumar Tall au Sénégal, Site du gouvernement : www.gouvernement.fr/partage/11256-declaration-suite-a-l-engagement-du-processus-de-restitution-au-senegal-du-sabre-d-el-hadj-oumar

Gouv-fr 7 : Discours de Franck Riester, ministre de la Culture, prononcé à l'occasion du forum « Patrimoines africains : réussir ensemble notre nouvelle coopération culturelle », le 4 juillet 2019, site du ministère de la culture : www.culture.gouv.fr/Presse/Discours/Discours-de-Franck-Riester-ministre-de-la-Culture-prononce-a-l-occasion-du-forum-Patrimoines-africains-reussir-ensemble-notre-nouvelle-cooper

Gouv-fr 8 : Expertise France, Étude de faisabilité pour la valorisation et la préservation du site patrimonial d'Abomey www.expertisefrance.fr/fiche-projet?id=812485 (Publication du 30.10.2020)

Gouv-fr 9 : Déclaration de Franck Riester, ministre de la culture, sur la relation qui unit la France au Bénin, notamment la coopération cultu-

relle, à Cotonou le 15 décembre 2019, site Vie Publique : www.vie-publique.fr/discours/272463-franck-riester-1512-2019-la-relation-qui-unit-la-france-au-benin

Gouv-fr 10 : La Saison Africa 2020, site du ministère de l'éducation nationale et de la jeunesse : www.education.gouv.fr/la-saison-africa-2020-12296 (Vu le 4.3.2021)

Gouv-fr 11 : Code civil, Chapitre Ier, article 1353, Site Légifrance : www.legifrance.gouv.fr

Gouv-fr 12 : LOI n° 2002-5 du 4 janvier 2002 relative aux musées de France, Article 11, Site Légifrance : www.legifrance.gouv.fr/affichTexte.do?cidTexte=JORFTEXT00000769536&categorieLien=id

Gouv-fr 13 : Code du patrimoine, Site Légifrance : www.legifrance.gouv.fr/codes/id/LEGITEXT000006074236/

Gouv-fr 14 : Discours du Président de la République Emmanuel Macron à l'université Ouaga I, professeur Ki-Zerbo, à Ouagadougou, le 28.11.2017. Transcription du 29.11.2017, Site de l'Élysée : www.elysee.fr/emmanuel-macron/2017/11/28/discours-demmanuel-macron-a-luniversite-de-ouagadougou

Gouv-fr 15 : « Parlons Afrique : échanges avec les diasporas africaines », le 11.07.2019 Chaîne Youtube de l'Élysée : www.youtube.com/watch?v=mnUQnRnMZYw&t=138s

Gouv-fr 16 : Site internet du Conseil Présidentiel pour l'Afrique : www.cpafrique.fr

Gouv-fr 17 : Remise du rapport Savoy/Sarr sur la restitution du patrimoine africain, site de l'Élysée : www.elysee.fr/emmanuel-macron/2018/11/23/remise-du-rapport-savoy-sarr-sur-la-restitution-du-patrimoine-africain, publié le 23.11.2018

Parlement / Parlament Frankreich

Parl-fr 1 : Biographie d'Édouard Philippe, site de l'Assemblée Nationale : www2.assemblee-nationale.fr/sycomore/fiche/%28num_dept%29/18496

Parl-fr 2 : Compte-rendu de la séance du 6.10.2020, site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/15/cr/2020-2021/20210009.asp

Parl-fr 3 : Compte-rendu de la commission de la culture, de l'éducation et de la communication du 20.10.2020, site du Sénat : www.senat.fr/compte-rendu-commissions/20201019/culture.html#toc3

Parl-fr 4 : Compte-rendu de la Commission des affaires culturelles et de l'éducation n°63 du 30.9.2020, site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/comptes-rendus/cion-cedu/15cion-cedu1920063_compte-rendu

Parl-fr 5 : Projet de loi relatif à la restitution de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal. Étude d'impact, 16.7.2020. Site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/textes/l15b3221_etude-impact.pdf

Parl-fr 6 : Projet de loi relatif à la restitution de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal. Site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/dossiers/restitution_biens_culturels_Benin_Senegal?etape=15-AN1-DEPOT

Parl-fr 7 : Projet de loi relatif à la restitution de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal. Projet de loi - Exposé des motifs. Site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/textes/l15b3221_projet-loi

Parl-fr 8 : Rapport n°3221 fait au nom de la commission des affaires culturelles et de l'éducation sur le projet de loi, par Yannick Kerlogot et Avis fait au nom de la commission des affaires étrangères, par Marion Lenne, Site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/rapports/cion-cedu/l15b3387_rapport-fond

Parl-fr 9 : Assemblée Nationale: Liste des députés par groupe politique, www2.assemblee-nationale.fr/deputes/liste/groupe-politique.

Parl-fr 10 : Rapport n° 91 de Mme Catherine MORIN-DESAILLY, fait au nom de la commission de la culture, de l'éducation et de la communication, déposé le 28.10.2020, Site du Sénat www.senat.fr/rap/l20-091/l20-0911.pdf

Parl-fr 11 : Rapport de la commission mixte paritaire chargée de proposer un texte sur les dispositions restant en discussion du projet de loi relatif au retour de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal, Site de l'Assemblée Nationale www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/dossiers/restitution_biens_culturels_Benin_Senegal?etape=15-CMP

Parl-fr 12 : Rapport, en nouvelle lecture, sur le projet de loi, modifié par le Sénat, relatif au retour de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal (n°3526), Site de l'Assemblée Nationale www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/dossiers/restitution_biens_culturels_Benin_Senegal?etape=15-ANNLEC

Parl-fr 13 : Rapport, en nouvelle lecture, sur le projet de loi, adopté, par l'Assemblée nationale, en nouvelle lecture, relatif à la restitution de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal (n°196), Site du Sénat: www.senat.fr/rap/l20-204/l20-204.html

Parl-fr 14 : Rapport au Parlement de la Commission scientifique nationale des collections (CSNC), 2015 : www.culture.gouv.fr/Espace-documentation/Rapports/Rapport-au-Parlement-de-la-Commission-scientifique-nationale-des-collections-CSNC

Parl-fr 15 : Audition de Stéphane Martin au Sénat, Comptes rendus de la Commission de la culture, de l'éducation et de la communication, par la présidence de Catherine Morin-Desailly, le 19.2.2020 : www.senat.fr/compte-rendu-commissions/20200217/cult.html

Parl-fr 16 : Audition d'Emmanuel Kasarhérou au Sénat, Comptes rendus de la Commission de la culture, de l'éducation et de la communication, par la présidence de Catherine Morin-Desailly, le 22.7.2020 : www.senat.fr/compte-rendu-commissions/20200720/cult.html

Parl-fr 17 : Avis du Conseil d'État N°399752 sur le projet de loi relatif à la restitution de biens culturels à la République du Bénin et à la République du Sénégal, séance du 3.3.2020, Site de l'Assemblée Nationale : www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/textes/l15b3221_avis-conseil-etat.pdf

Parl-fr 18 : Commission des affaires culturelles et de l'éducation, Site de l'Assemblée Nationale, www2.assemblee-nationale.fr/15/commissions-permanentes/commission-des-affaires-culturelles (Vu le 2.2.2021)

Parl-fr 19 : Biographie de Yannick Kerlogot, Site de l'Assemblée Nationale, www2.assemblee-nationale.fr/deputes/fiche/OMC_PA719230 (Vu le 2.2.2021)

Parl-fr 20 : Biographie de Catherine Morin-Desailly, Site personnel : catherine-morin-desailly.fr/biographie-cmd/ (Vu le 2.2.2021)

Parl-fr 21 : L'Essentiel sur la mission d'information sur les restitutions d'oeuvres d'art, 16.12.2020, Commission de la culture de l'éducation et de la communication, Site du Sénat : www.senat.fr/rap/r20-239/r20-239-syn.pdf

Parl-fr 22 : Rapport n°3347 fait au nom de la commission spéciale chargée d'examiner le projet de loi, adopté par le Sénat, après engagement de la procédure accélérée, d'accélération et de simplification de l'action publique, par Guillaume Kasbarian, 17.9.2020, Site de l'Assemblée nationale www.assemblee-nationale.fr/dyn/15/rapports/csasap/l15b3347_rapport-fond#_Toc256000016

Parl-fr 23 : Rapport n°358 fait au nom de la commission spéciale sur le projet de loi d'accélération et de simplification de l'action publique, par Patricia Morhet-Richaud, 26.2.2020, Site du Sénat : www.senat.fr/rap/l19-358/l19-3581.pdf

Parl-fr 24 : Rapport n°3466 et n°66 fait au nom de la commission mixte

paritaire chargée de proposer un texte sur les dispositions restant en discussion du projet de loi d'accélération et de simplification de l'action publique, par Guillaume Kasbarian et Daniel Gremillet, Site du Sénat : www.senat.fr/rap/l20-066/l20-0661.pdf

Parl-fr 25 : « Fonds alloués à la création d'un musée au Bénin », Question écrite n°12206 de Ladislav Poniatowski publiée dans le JO Sénat du 19.09.2019 - p.4726 et réponse du Ministère de la culture publiée dans le JO Sénat du 24.09.2020 - p.4347, Site du Sénat : www.senat.fr/questions/base/2019/qSEQ190912206.html

Gouvernement Béninois / Regierung Benin

Gouv-bj 1- Secrétariat général du gouvernement, République du Bénin. Compte-rendu du Conseil des Ministres béninois du 27.7.2016. N°14/PR/SGG/CM/OJ/ORD. sgg.gouv.bj.

Union Africaine

Unio-Af 1 - Commission de l'Union Africaine, Agenda 2063, L'Afrique que nous voulons, Version populaire, Publication : Avril 2015, au.int/sites/default/files/documents/36204-doc-agenda2063_popular_version_fr.pdf

Unio-Af 2 - Commission de l'Union Africaine, Agenda 2063. Premier plan décennal de mise en oeuvre 2014-2023, Septembre 2015: www.un.org/fr/africa/osaa/pdf/au/agenda2063-first10yearimplementationf.pdf

Musées / Museen

Muse-fr 1: Musée de l'Armée. Base de données des collections : basedescollections.musee-armee.fr/ark:/66008/6995?posInSet=1&queryId=109f9b38-a7df-4fe2-bf80-7d8d88b7aa9f. (Mise à jour du 28.1.2021)

Muse-sg 1 : Institut Fondamental d'Afrique Noire, Musée Théodore Monod, ifan.ucad.sn/index.php/muee-theodore-monod

Muse-bj 1 : Musée historique d'Abomey, site de l'École du patrimoine africain : www.epa-prema.net/abomey/collections.htm

ICOM

ICOM France : www.icom-musees.fr (Vu le 13.12.2021)

ICOM-Fr 2019, « Restituer ? Les musées parlent aux musées », Paris, Musée des Arts et Métier, 20.2.2019, www.icom-musees.fr/ressources/restituer-les-musees-parlent-aux-musees

ICOM France : « Code de déontologie de l'ICOM pour les musées », Version française de 2017 : www.icom-musees.fr/ressources/code-de-deontologie

ICOM Schweiz : « Ethische Richtlinien für Museen von ICOM », Version allemande de 2010, www.icom-deutschland.de/images/Publikationen_Buch/Publikation_5_Ethische_Richtlinien_dt_2010_komplett.pdf

UNESCO

UNESCO : Formulaire type pour les demandes de retour ou de restitution / Standard Form concerning Requests for Return or Restitution, janvier 1986 / January 1986 : http://www.unesco.org/new/fileadmin/MULTIMEDIA/HQ/CLT/movable/pdf/form_returnEN_FR_02.pdf

UNESCO : « Restitution de biens culturels », <http://www.unesco.org/new/fr/culture/themes/restitution-of-cultural-property/return-or-restitution-cases/> (Vu le 13.12.2021)

Correspondances / Korrespondenz

AFD : Cellule influence et médias, Direction de la Stratégie, des partenaires et de la communication de l'AFD, Mail du 17.7.2019

Élysée : Chef du cabinet du président de la République, Mail du 20.3.2018. Ref. PDR/SCP/BCP/BR/A119430

Musée du quai Branly : Service de presse. Mail du 22.6.2018 et du 30.5.2018.

Ministère de l'Europe et des Affaires Étrangères : Service de presse. Mail du 4.7.2018

Ministère de la culture : Échange téléphonique du 9.8.2018

UNESCO Paris : Mail du 15.7.2020

Presse

Pres-fr 1 : « Quand Bachelot jurait qu'elle ne ferait plus de politique », Chaîne YouTube LeHuffPost : www.youtube.com/watch?v=_pQRLug-KooE (Publication du 6.7.2020)

Pres-fr 2 : Francis Simonis, « La première œuvre qui est « restituée » à l'Afrique est un objet européen », *Le Monde Afrique* : www.lemonde.fr/afrique/article/2019/11/24/la-premiere-uvre-qui-est-restituee-a-l-afrique-est-un-objet-europeen_6020342_3212.html (Publication du 24.11.2019)

Pres-fr 3 : « La question épineuse de la restitution du patrimoine africain français », *France Culture*, Publication du 20.01.2019: *France Culture*: www.franceculture.fr/emissions/lart-est-la-matiere/la-question-epineuse-de-la-restitution-du-patrimoine-africain-francais

Pres-fr 4 : « Patrimoine africain: la France rendra-t-elle son butin? », par Olivier Marbot, Publication du 18.12.2018, actualisée le 12.11.2019, *Jeune Afrique* : www.jeuneafrique.com/mag/685642/culture/patrimoine-africain-la-france-rendra-t-elle-son-butin/

Pres-fr 5 : « Les oeuvres d'art du patrimoine africain bientôt restituées? », par Hermann Boko, Publication du 23.11.2018, modifiée le 24.11.2018, *France 24* : www.france24.com/fr/20181123-france-afrique-benin-restitution-patrimoine-africain-oeuvres-art-retour-colonies-macron

Pres-fr 6 : « Il existe un lobby anti-restitution des oeuvres d'art », par Vincent Hugué, publié le 26.01.2019 et mis à jour le 29.01.2019, *L'Express* : www.lexpress.fr/actualite/monde/afrique/felwine-sarr-le-poids-de-l-impense-colonial_2058754.html

Pres-fr 7 : « Art africain : Emmanuel Macron décide de restituer 26 oeuvres réclamées par le Bénin », par l'AFP et le Figaro, Publié le 21.11.2018 et actualisé le 23.11.2018, *Le Figaro* : www.lefigaro.fr/arts-expositions/2018/11/21/03015-20181121ARTFIG00145-erestitutions-d-oeuvres-a-l-afrique-le-rapport-des-experts-mandates-par-l-elysee-ne-fait-pas-l-unaninite.php

Pres-fr 8 : « L'Afrique demande la restitution de biens culturels », par Luis Nicolas Jachmann, publication du 2.01.2019, *Arte Info* : www.arte.tv/fr/articles/lafrique-demande-la-restitution-de-biens-culturels

Pres-fr 9 : *Macron en Afrique : Les questions des étudiants burkinabè*, Chaîne YouTube France24 : www.youtube.com/watch?v=XTSJqDe5PmM&t=1805s, Vidéo publiée le 28.11.2017

Pres-fr 10 : Déclaration polémique de Macron sur l'Afrique au G20 : rencontre avec Philippe Kouhon, Chaîne YouTube de Brut : www.youtube.com/watch?v=N5YVwoJS9PY, Vidéo postée le 17.7.2017

Pres-fr 11 : « Bénin - Patrice Talon : J'ai pris le risque d'être impopulaire », par François Soudan, Publication du 29.9.2020, *Jeune Afrique* : www.jeuneafrique.com/mag/1049398/politique/benin-patrice-talon-jai-pris-le-risque-detre-impopulaire/

Pres-fr 12 : *Le Monde Afrique*, Le Bénin se prépare à la restitution du trésor des rois d'Abomey, Publication du 16.7.2019 : www.lemonde.fr/afrique/article/2019/07/16/le-benin-se-prepare-a-la-restitution-du-tresor-des-rois-d-abomey_5489910_3212.html

Pres-fr 13 : Burkina : un véhicule militaire français attaqué à la grenade avant l'arrivée de Macron à Ouagadougou, *Franceinfo / France Télévisions*, Publication du 28.11.2017 : www.francetvinfo.fr/monde/afrique/burkina-faso/burkina-faso-un-vehicule-militaire-francais-a-ete-vise-par-une-attaque-a-la-grenade-avant-l-arrivee-d-emmanuel-macron-a-ouagadougou_2488971.html

Pres-fr 14 : « I question France's motives, says Burkina Faso's defence minister », par Simon Allison, Publication du 4.6.2019, *Mail&Guardian* mg.co.za/article/2019-06-04-oo-i-question-frances-motives-says-burkina-fasos-defence-minister/

Pres-fr 15 : Sénégal : les pillages d'enseignes françaises ravivent la question des intérêts français, par TV5MONDE avec AFP : information.tv5monde.com/afrique/senegal-les-pillages-d-enseignes-francaises-ravivent-la-question-des-interets-francais, Publication le 7.3.2021 mise à jour 08.03.2021

Pres-fr 16 : Bolloré, document d'enregistrement universel 2019 incluant le rapport financier annuel, Publication du 29.4.2020, Site de Bolloré : www.bolloré.com/bollo-content/uploads/2020/06/bolloré-urd-2019-fr_01.pdf //

Pres-fr 17 : Bolloré, moteur de la transformation logistique de l'Afrique, Site : www.businessfrance.fr/Media/Default/PROCOM/Articles%20-%20News/Bolloré.pdf (Vu le 25.3.2021)

Pres-fr 18 : Vincent Bolloré plaide coupable, Publications du 26.2.2021 sur la chaîne YouTube de TV5 Monde : www.youtube.com/watch?v=u1BSKcm5GMM

Pres-fr 19 : « La France a une part d'Afrique en elle. Nos destins sont liés. » Entretien du président Emmanuel Macron avec Jeune Afrique. Publié sur le site de l'Élysée le 20.11.2020 : www.elysee.fr/emmanuel-macron/2020/11/20/interview-jeune-afrique

Pres-sg 1 : Thierno Seydou Nourou Tall, « Le vrai sabre d'El Hadji Oumar Foutiyou est à Bandiagara », *Seneweb* : www.seneweb.com/news/Video/thierno-seydou-nourou-tall-quot-le-vrai-n_300822.html. (Publication du 18.11.2019)

Pres-sg 2 : Abdoulaye Sokhna Diop, « El Hadji Oumar n'a jamais possédé un sabre », *Seneweb* : www.seneweb.com/news/Societe/professeur-abdoulaye-sokhna-diop-laquo-e-n_300947.html (Publication du 19.11.2019)

Publications / Publikationen

Beaujean, Gaëlle (2019) : *L'art de la cout d'Abomey. Le sens des objets*. Les presses du réel, 2019, Dijon.

Debie, Yves-Bernard (2019) : « La Vente aux enchères des Salorges du 23 mars 2019 : une tragi-comédie en trois actes », Publication en ligne sur LinkedIn : www.linkedin.com/pulse/la-vente-aux-enchères-des-salorges-du-23-mars-2019-une-debie (Publication du 31.08.2019).

Goy, Bertrand (2021) : *Le « sabre d'El Hadj Oumar », une restitution peu exemplaire*, preprint

Ly-Tall, Madina (1997) : *Histoire générale de l'Afrique. Édition abrégée*. VI. L'Afrique au XIXe siècle jusque vers les années 1880. Présence Africaine/Edicef/UNESCO, Paris

Sarr, Felwine / Savoy, Bénédicte (2018) *Restituer le patrimoine africain*. Philippe Rey/ Seuil

Schlothauer, Andreas (2018): *Restitutionsdebatte in Deutschland und Frankreich*. In: *Kunst&Kontext* 15: 8-12

Volper, Julien (2021) : *Afrikanisches Kulturerbe: der 90%-Mythos*. In: *Kunst&Kontext* 21: 105-109

Du même auteur / Von der Autorin

Peraldi, Audrey (2019) : *Le rapport Sarr-Savoy. À qui profitent les restitutions ?* In: *Kunst&Kontext* 18: 58-72

— (2018b) : *La restitution des biens culturels du Bénin « En Marche » - Une mission d'Emmanuel Macron et un projet économique de Patrice Talon / Benins Kulturerbe in Frankreich « En Marche » - zwischen Macrons Mission und Talons wirtschaftlichem Projekt*. In: *Kunst&Kontext* 15: 14-41

— (2018a) : *Le patrimoine partagé d'Emmanuel Macron. Un projet de restitution d'art africain / Macrons geteiltes Kulturerbe - zur Restituti-on afrikanischer Kunstwerke*. In: *Kunst&Kontext* 14: 32-37

Afrikanisches Kulturerbe: der 90%-Mythos

(»*Patrimoine africain : le mythe des 90 %*«, veröffentlicht in »*La Tribune de l'Art*«, 20. Januar 2020, www.latribunedelart.com/patrimoine-africain-le-mythe-des-90)

»» Wenn es um Zahlen geht, kommt eine grundlegende psychologische Komponente hinzu: Der Zweifel wird gemildert und manchmal sogar ausgelöscht angesichts einer anerkannten Zahl. Jede noch so fantasievolle oder willkürliche Zahl strahlt durch ihre scheinbare Genauigkeit eine Autorität aus, macht den Eindruck, auf einer soliden Basis zu stehen und verschafft sich Respekt.¹ ««

Am 15. Dezember 2019 twitterte der französische Kulturminister, Franck Riester: »*Emmanuel Macron wird seine Ankündigung umsetzen und 26 Objekte nach Benin zurückgeben.*«² Wie ist diese klare Ansage zu verstehen? Dass die »Nationalkommission Sammlungen« (Commission scientifique nationale des Collections) ohne »Wenn« und »Aber« den präsidentiellen Wunsch unterstützen soll oder, dass die Regierung ihre Expertise für überflüssig hält?³ Eine dritte Möglichkeit wäre, dass der Minister dem Zeitgeist folgend die sozialen Netzwerke zur Profilierung nutzt. Wie dem auch sei, bei ihrem Angriff auf die Verwaltung der Nationalsammlungen hat die französische Regierung auf eine moralische Karte gesetzt, indem sie sich darauf beruft, dass die 26 Stücke der Abomey-Militärkampagne [des Jahres 1892] Raubkunst seien.⁴

Restitutionsen innerhalb Europas?

Damit könnte allerdings jedes Museumsstück, das infolge eines Krieges nach Frankreich gelangte, einer Rückgabe unterliegen. Bislang ist die Unantastbarkeit der französischen Nationalsammlungen in Marmor eingraviert, und nun scheint ein saurer »Macronscher« Regen sie ernsthaft anzugreifen. Die Situation wird aufmerksam von vielen Ländern verfolgt. So zum Beispiel von Belgien, dessen Abgeordnetenkammer im ersten Trimester 2019 eine Resolution entwarf, in der die belgische Bundesregierung aufgefordert wurde »*einen Dialog mit dem französischen Staat über die Problematik nach Frankreich translozierter*

bedeutender Gemälde aus Flandern, Wallonien und Brüssel zu beginnen.«⁵ Die Erwerbsumstände beider Fälle (Benin, Belgien) weisen deutliche Parallelen auf.⁶ Die oft für die logischen Folgen der Restitutionsdiskussion verwendete Redewendung »die Büchse der Pandora öffnen« findet hier ihren konkreten Ausdruck. Doch anscheinend müssen die französischen Museen – den folgenden Ausführungen zufolge – nicht um ihre Sammlungen bangen, denn der afrikanische Fall sei eine Ausnahme und unvergleichbar mit eventuellen zwischeneuropäischen Rückforderungen.

Sonderfall afrikanisches Kulturerbe?

Worauf basiert die afrikanische Ausnahme, die Sonderregelungen rechtfertigen soll – und die nach französischem Recht und internationalen Abkommen illegal ist? Lassen wir am besten Bénédicte Savoy und Felwine Sarr zu Wort kommen. Sie beziehen sich auf »*die Beobachtung, die oft von den Experten formuliert wurde, wonach quasi das ganze materielle subsaharische, afrikanische Kulturerbe sich ausserhalb des afrikanischen Kontinents befindet. Die Feststellung dieser Kluft zwischen der Objektanzahl in Europa und in Afrika ist es, welche die Besonderheit des afrikanischen Falls definiert.*«⁷

Gegen diese pointierte Behauptung kann Folgendes eingewendet werden:

Bénédicte Savoy und Felwine Sarr führen weniger das »Verbrechen« (Kriegsbeute oder Kolonialisierung), son-

dern die Anzahl enteigneter Objekte als Rechtfertigung einer rückwirkenden gesetzlichen Forderung an. Dies ist rechtlich fragwürdig und auch nicht sonderlich logisch. Auch sind die Quellen und der Wahrheitsgehalt der Behauptung, dass sich 90 % des materiellen afrikanischen Kulturgutes außerhalb des afrikanischen Kontinents befinden sollen, zu hinterfragen.

Die nie empirisch belegte aber umso öfter zitierte Zahl (90 %) ist nicht neu. Sie wurde schon von dem in Benin geborenen Paulin Joachim im Jahr 1965 in seinem Artikel »Gebt uns die Negerkunst zurück« (Rendez-nous l'Art nègre) in der Zeitschrift *Bingo* genannt. Allerdings wird im Bericht von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr der ebenfalls aus Benin stammende Alain Godonou zitiert. Er sagte 2007 im UNESCO-Forum zum Thema »Erinnerung und Universalität«: »Statistisch betrachtet, kann man, glaube ich, beim Summieren der Bestände der afrikanischen Nationalmuseen, die, wenn es sich um ein großes Museum handelt jeweils um die drei- bis fünftausend Objekte beinhalten, sagen, dass 90 bis 95 % des afrikanischen Kulturgutes sich in großen Museen außerhalb des Kontinentes befinden.«

Diese Behauptung Godonous wirkt nur auf den ersten Blick wie eine kleine Bombe, sie entpuppt sich bei genauerer Untersuchung als nasser Knallfrosch.

Museumssammlungen in Afrika

In Afrika gibt es, ebenso wie in Europa, kleine Museen mit unter tausend Stücken⁸, so in den Museen des Kameruner Graslandes, z. B. in Foumban, Bafut und Mankon.⁹ Weiterhin gibt es afrikanische Museen, deren Bestände Godonous »drei bis fünf tausend Stücke« eines »großen Bestandes« weit übertreffen. So befanden sich bei der Unabhängigkeitserklärung Senegals im IFAN-Museum (»l'Institut Français/Fondamental d'Afrique Noire«) in Dakar ungefähr 10.000 Objekte. In den folgenden Jahren »verschwanden« viele derselben »auf geheimnisvolle Weise«, darunter die sehr schöne archäologische Terrakotta, die im Jahr 1943 in Kania (Mali) von Théodore Monod ausgegraben wurde und die im 1967 erschienenen Buch »Afrique Noire la Création Plastique« (Die Kunst des schwarzen Erdteils, so der Titel der deutschen Ausgabe) von Michel Leiris und Jacqueline Delange, abgebildet ist. Die Sammlungen des *Musée des civilisations de Côte d'Ivoire* in Abidjan und des *Musée national du Burkina Faso* umfassen jeweils 14.000 bis 15.000 Stücke. Zu erwähnen ist, dass das Abidjan-Museum zu Kolonialzeiten errichtet und

während der Staatskrise des Jahres 2011 geplündert wurde.^{9a}

Noch größer sind die Bestände im *Nigerian National Museum* in Lagos (45.000 Stücke) und im Institut des *Musées Nationaux du Congo* in Kinshasa (30.000 Stücke). Weiterhin gab es zu Kolonialzeiten wichtige Museen, die nach der Unabhängigkeit des jeweiligen Landes geschlossen wurden, so zum Beispiel das *Musée de la Vie Indigène* in Léopoldville mit fast 7.000 Objekten in den 1950er-Jahren. Von den Belgiern 1936 gegründet wurde es 1965 aufgelöst. Ein Großteil dieser Sammlung verließ das Land und wurde außerhalb des Kongos neu verteilt.

Was ist mit afrikanischem Kulturerbe gemeint?

Diese wenigen Beispiele verdeutlichen wie unzuverlässig die genannte Zahl ist, für die Godonou auch keine Quellen nennt. Betrachten wir außerdem etwas genauer, was er unter afrikanischem Kulturerbe versteht. Einbezogen ist nur das museale Erbe, nicht aber die archäologischen Funde. Auch der Bericht von Savoy/Sarr berücksichtigt diese in seiner Analyse nicht. Sind derartige Funde etwa kein kulturelles Erbe? Dabei liegt dieses zum größten Teil noch vergraben und muss nur ans Tageslicht befördert werden.

Ein Beispiel: Finanziert durch Frankreich begann das *Institut de Recherches en Sciences Humaines* (IRSH) in Niger zwischen 1983 und 1985 mit Ausgrabungen der Nekropole Bura-Asinda-Sikka. Die Fundstücke gelangten in die dortigen nationalen Sammlungen. Nachdem die Ausgrabungen aus Geldmangel eingestellt worden waren, kam es zu illegalen Grabungen bzw. Plünderungen durch anliegende Bewohner.

Die Archäologie ist derzeit leider kein besonderer Schwerpunkt afrikanischer Regierungen und auch keiner der französischen Regierung unter Emmanuel Macron. Das *Institut national de recherches archéologiques préventives* wird immer mehr vernachlässigt. Sind archäologische Rettungsmaßnahmen eine unnötige Last? Diese Frage sollte in Benin besonders aktuell diskutiert werden, da eine mit chinesischen Geldern finanzierte Pipeline zahlreiche Kulturstätten bedroht.¹⁰

Doch lassen wir nun die Archäologie und betrachten einen weiteren Kulturerbe-Typus: zeitgenössische ethnographische Objekte. Lebendige Maskentraditionen gibt es z. B. in Burkina Faso, der Elfenbeinküste, dem Kongo

und Sambia. Die Hersteller leben! Diese Masken sind dadurch besser erforschbar als Exemplare der Kolonialzeit und könnten mit entsprechenden Sammlungsinformationen den Bestand der nationalen Museen vergrößern. Die Objekte gegenwärtiger Traditionen werden kaum von den örtlichen Museen beachtet, obwohl sie morgen klassische Kunst sein könnten.

Ein weiteres Beispiel von unbeachtetem Kulturerbe sind die hochqualitativen Stücke des Vodun-Kultes in Benin; viele davon nach der Unabhängigkeit hergestellt. Diese Stücke werden nicht von den örtlichen Museen erworben, sondern rechtmäßig von europäischen Händlern gekauft. Sie scheinen, wie die archäologischen Schätze, nicht als afrikanisches Kulturerbe angesehen zu werden, die es verdienen vor Ort aufbewahrt und ausgestellt zu werden.

Weitere Beispiele finden sich in den Bereichen Architektur und zeitgenössischer Bildhauerei. So ließ der Kulturminister Benins eine Skulptur des Künstlers Bruce Clarke durch eine Planierraupe zerstören¹¹ und zeigte so deutlich seine Missachtung des kulturellen Erbes.

Afrika in europäischen Museen

Auch gäbe es viel über die europäischen Museen zu sagen, die vom Trio Sarr/Savoy und Godonou als Fehlerlager dargestellt werden. Ich habe diesen Aspekt im November 2019 auf einer Fachtagung des *Institut français de conservation préventive* in einem Video mit dem Titel »Die Unkenntnis der ethnographischen Museumssammlungen und die Restitutionsfrage« dargelegt.¹² Die Betrachtung der ethnographischen Sammlungen europäischer Museen widerlegt die Behauptung, dass sich 90 % des afrikanischen Kulturgutes dort befinden. Diese basiert auf einer verzerrten Einschätzung und einem merkwürdigen Konzept des afrikanischen Kulturgutes, die dann ad nauseam (bis zum Erbrechen) verbreitet wurde. Die so konstruierte afrikanische Ausnahme, welche eine illegale Selbstbedienung in französischen Museen zu rechtfertigen schien, erweist sich als falsch. Somit ist aber auch die noch dubiosere Vorgehensweise, nur bei afrikanischen Objekten so zu verfahren, um nicht die »Büchse der Pandora« zu öffnen, nicht mehr zu rechtfertigen.

Die laufende Propaganda für dieses Vorgehen ist inakzeptabel. Die Abgeordneten aller politischen Parteien sollten sich im Klaren darüber sein, dass sie letztendlich

einen hohen Preis dafür zahlen könnten, wenn sie im Rahmen einer vermeintlichen politischen Korrektheit nur einige afrikanische Stücke loslassen. Tatsächlich machen sie sich so zu Mitläufern einer willkürlichen Entscheidung des französischen Präsidenten mit katastrophalen Auswirkungen auf die nationalen Sammlungen.

Kaufen statt Enteignen

Abschließend noch eine Frage, die im Zusammenhang mit dem Aufbau musealer Sammlungen in Afrika gestellt werden könnte: Wie steht es mit der Rolle, die der Kunsthandel dabei spielen könnte? An keiner einzigen Stelle in ihrem Bericht erwähnen Savoy und Sarr eine andere Alternative, als diejenige, europäische Museumssammlungen ins Visier zu nehmen, um diesen Aufbau voranzutreiben. Der Ankauf von Objekten wird nirgends in Betracht gezogen und kein einziger Akteur des Kunstmarkts wurde kontaktiert.

Dabei bietet der Kunstmarkt zahlreiche afrikanische Kunstwerke aller Länder des Kontinents zum Kauf an¹³ und Stücke musealer Qualität können teilweise für weniger als 5.000 € erworben werden. Das privat finanzierte Museum *Le Petit Musée de la Récade* in Abomey-Calavi (Benin), das von einer Gruppe Pariser Galeristen (Robert Vallois, Bernard Dulon etc.)¹⁴ gegründet wurde, hat seine Sammlung auf ausschließlich kommerzielle Art zusammengestellt. Dieses konkrete Beispiel hat weder das Interesse der französischen Regierung noch das der beiden Berichterstatter geweckt. Dies ist bedauerlich, denn mit intelligenten Einkäufen könnte die Regierung durchaus symbolträchtige Ziele erreichen.

So konnte Präsident Chirac im Jahr 2002 der algerischen Regierung durch einen Kauf auf dem Kunstmarkt und nicht durch die Enteignung eines Museums das Siegel des Dey d'Alger schenken.¹⁵

Präsident Macron will das Problem des afrikanischen »Kulturgutes« lösen. Dies hätte er durch Objektankäufe innerhalb einer kürzeren Frist als seiner fünfjährigen Amtszeit schaffen können,¹⁶ indem er sich finanziell auf staatliche Einrichtungen stützt wie die *Agence française de développement* (AFD). Diese Agentur hat angekündigt, im Jahr 2018 in Afrika 5,3 Milliarden Euro zu verteilen, und einige Projekte betreffen bereits den kulturellen Bereich. So finanziert sie in Höhe von zwölf Millionen Euro¹⁷ – das ist die Hälfte der Summe, die vom *Loto du Patrimoine* (Lotto für das Kulturerbe) von Stéphane Bern für

Kulturprojekte gestiftet wird – die Errichtung eines Museums in Benin, das wahrscheinlich als Schatzschatulle für die rund zwanzig Kunststücke fungieren soll, die Präsident Macron demnächst restituieren will. Dabei geht es wohl darum zu zeigen, dass das Land Benin den Willen und die Fähigkeiten hat, die Objekte ordnungsgemäß unterzubringen, die Emmanuel Macron zuvor illegal den französischen Nationalsammlungen entwendet hat. So schenkt man nach dem Motto »Am Besten macht man es selbst.« auch gleich ein Museum zu diesem Zweck!¹⁸

Und die Motive Macrons?

Die überraschende Entscheidung des Präsidenten sich in den afrikanischen Sammlungen französischer Nationalmuseen zu bedienen, wirft die Frage nach den Motiven für seinen kulturellen Kreuzzug auf, wenn er quasi als Wortführer von Organisationen wie der CRAN¹⁹ auftritt. Es scheint klar zu sein, dass der »Restitutionsritter« Emmanuel Macron kein dynamisches museales Ensemble in Afrika anstrebt, das über die Stücke, die aus europäischen Museen restituiert würden, hinausgeht. Es geht ihm vor allem um einen politische Akt der Reparatur, der wenig mit der Kunst- und Museumswelt zu tun hat, die er nicht zu verstehen und die ihm auch nicht besonders am Herzen zu liegen scheint.

Geht es bei diesen »Restitutionen« darum, den noch heute starken Einfluss Frankreichs auf seine ehemaligen Kolonien gerechter zu gestalten, das sogenannte France-Afrique zu verändern, oder unterschwellig in einem Privatisierungsbestreben, durch eine Art Testlauf beim Fall Benin, die Unantastbarkeit der Nationalsammlungen nach und nach auszuhebeln? Dann wäre das nationale Kulturerbe veräußerbar.

Noch steht dieses über viele Jahre in französische Museen gelangte Kulturgut unter dem Schutz des Gesetzes. Behütet vor der eventuellen Begierde dieses sehr liberalen Präsidenten, der darin vielleicht eine Art »fette Kasse« sieht, z. B. für kleine diplomatische Geschenke – es wäre doch schade, wenn diese ungenutzt bleiben würde – aber für wie lange noch?

Hiermit sei nur die Frage gestellt.

Übersetzung

Klaus Lief, Audrey Peraldi, Andreas Schlothauer

ANMERKUNGEN

1 Das Zitat ist aus dem Artikel »De la créance accordée aux chiffres sans valeur« des Historikers Jean Stengers. (2004: 221) Der Originaltext lautet »Lorsqu'il s'agit de chiffres, un élément psychologique supplémentaire, et qui est capital : c'est que le doute, devant le chiffre, se trouve atténué, effacé même parfois par le prestige que le chiffre dégage. Le chiffre a, en soi, une autorité incontestable : il inspire le respect. Même lorsqu'il est absolument arbitraire et fantaisiste, il donne l'impression, par sa précision, de posséder des sous-bassements«

2 Die Originalversion lautet: »L'engagement d'Emmanuel Macron de restituer au Bénin les 26 œuvres sera tenu.« Der Satz ist in mehreren Zeitungsartikeln enthalten. Es wurde zudem kürzlich bekannt, dass Benin noch weitere Stücke vom französischen Staat verlangt.

3 Es sei daran erinnert, dass der Minister plant, diese Kommission abzuschaffen.

4 Hierzu gäbe es Vieles und vor allem zu Differenzierendes zu sagen, z. B. www.latribunedelart.com/restitutions-vent-de-l-histoire-ou-air-du-temps

5 www.lachambre.be/FLWB/PDF/54/2847/54K2847012.pdf

6 Die in diesem Zusammenhang verwendete sprachliche Neuschöpfung »Translokation« benutzt Bénédicte Savoy sehr gern, eine der beiden Berichterstatter, die Emmanuel Macron für seinen Bericht zur Restitution afrikanischer Kulturgüter ernannte. www.laviedesidees.fr/La-memoire-restituee-des-oeuvres-voles.html

Dies ist eigentlich nicht sehr überraschend, sondern eher logisch, denn wenn Frankreich sich dazu bekennen würde, Kriegsbeute an Benin zurückzugeben, wäre es naheliegend, dass dies auch für andere Länder Gültigkeit hätte. So könnten zum Beispiel 16 Kunstwerke aus Belgien, darunter mehrere von Rubens, die sich in französischen Nationalmuseen befinden, zurückgegeben werden. Verwiesen sei auch auf den französischsprachigen Bericht von Pierre-Yves Kairis, den wir auf dieser Webseite veröffentlicht haben. www.latribunedelart.com/note-sur-les-tableaux-enlevés-a-la-belgique-en-1794-et-restitues-ou-non-en-1815

7 Zitat von Seite 3 der PDF-Fassung. (www.bj.ambafrance.org/Te-lecharger-l-integralite-du-Rapport-Sarr-Savoy-sur-la-restitution-du, 6. Mai 2020) Im Original lautet es: »sur le constat, souvent formulé par les experts, selon lequel la quasi-totalité du patrimoine matériel des pays d'Afrique situés au sud du Sahara se trouve conservée hors du continent africain. C'est ce constat, cet abîme entre le nombre d'objets en Europe et en Afrique même, qui définit et mesure la spécificité du cas africain«.

8 Es sei darauf hingewiesen, dass große europäischen Museen mit mehreren zehntausend Stücken aus Afrika eher die Ausnahme als die Regel sind.

9 In Kameruner Museen befindet sich auch Kriegsbeute aus alter Zeit, z. B. Schädel geköpfter Feinde, darunter auch europäischer. Dieses spezifische Thema behandelte der Autor im Kolloquium »Quel avenir pour les arts anciens d'Afrique, d'Océanie et des Amériques ?« (Paris 2018). www.youtube.com/watch?v=m9M7MiH91rE

9a www.lexpress.fr/actualites/1/culture/cote-d-ivoire-le-musee-d-abi-djan-pille-durant-la-guerre-un-pan-d-histoire-s-efface_1020745.html, Artikel in der Wochenzeitung *L'Express*

10 www.benin24tv.com/projet-de-pipeline-export-niger-benin-le-plaidoyer-du-professeur-didier-ndah/

11 www.jeuneafrique.com/138590/culture/b-nin-ouidah-la-femme-debout-est-terre/

12 La méconnaissance des collections ethnographiques muséales et la question des restitutions. Die relevante Passage beginnt bei 4'58«.

13 www.latribunedelart.com/ouvrez-ouvrez-la-cage-aux-oiseaux-quelques-remarques-a-propos-d-une-promesse-de-restitution

14 www.lepoint.fr/culture/benin-les-recades-du-royaume-d-abomey-mises-a-l-honneur-a-cotonou-24-12-2017-2182321_3.php

Kürzlich haben die französischen Freunde des Museums *Petit Musée de la Récade* für 24.000 Euro 28 Objekte aus dem ehemaligen Königreich Dahomey angekauft. Die Botschaft Benins in Frankreich zeigte für die Stücke keinerlei Interesse, obwohl sie zuvor Druck gemacht hatte, sie von einer öffentlichen Versteigerung in Nantes in 2019 zurückzuziehen, um ein befürchtetes »Versteigerungsfieber« zu vermeiden.

15 Das Objekt, das den Nachfahren des Maréchal de Bourmont, dem Anführer in der Schlacht von Alger des Jahres 1830, gehörte, wurde vom Maison Osenat de Fontainebleau verkauft.

16 Westliche Mäzene könnten hierbei ebenfalls behilflich sein. So fällt einem schnell der Name Georges Soros ein, der Restititionen befürwortet. Er ist für das 21. Jahrhundert, was John D. Rockefeller von der

Universität von Chicago und der Stadt Ludlow im 19. und 20. Jahrhundert war, ein Philanthrop ersten Ranges. Nebenbei bemerkt ist Felwine Sarr Präsident der Open Society Initiative for West Africa, eine der vielen Organisationen im Soros-Imperium.

17 Siehe Artikel in *Le Monde*: www.lemonde.fr/afrique/article/2019/07/16/le-benin-se-prepare-a-la-restitution-du-tresor-des-rois-d-abomey_5489910_3212.html

18 Was die tatsächlichen Aufnahmekapazitäten der Museen in Benin anbetrifft, ist das Interview im französischen Wochenblatt *Télérama* (2016) mit dem Künstler Romuald Hazoumé aufschlussreich. www.telerama.fr/scenes/romuald-hazoume-cela-fait-cinquante-ans-que-la-culture-beninoise-est-a-l-abandon_147390.php

19 Eine Vereinigung, deren letzter Paukenschlag der gelungene Aufruf zum Aufführungsverbot eines Theaterstücks an der Sorbonne war (siehe den Artikel www.marianne.net/societe/accusee-de-blackface-une-piece-d-eschyle-bloquee-par-des-militants-antiracistes-la-sorbonne)

BÜCHER

ALLGEMEIN – Bücher

Di Blasi, Johanna: Das Humboldt Lab. Museumsexperimente zwischen postkolonialer Revision und szenografischer Wende. Bielefeld 2019, 285 S.

Im Humboldt Lab Dahlem (2012-2015) experimentierten Teams mit Präsentations- und Vermittlungsmodellen für ethnografische Sammlungen. Zeitgleich begann ein großer Szenografie-Dienstleister mit der Gestaltung der Museumsflächen nach dem Muster erlebnisorientierter Themenparks.

Edenheiser, Iris; Förster, Larissa (Hrsg.): Museumsethnologie. Eine Einführung. Theorien, Debatten, Praktiken. Berlin 2019, 382 S.

Mit Beiträgen zur Geschichte, Theorie und Praxis ethnografischer Sammlungen und ethnologischer Museen im deutschsprachigen Raum unter Einbeziehung aktueller internationaler Entwicklungen und Debatten.

González Menéndez, María (Hrsg.): Des lions et des hommes. Mythes félins : 400 siècles de fascination. Paris 2019, 137 S.

Begleitkatalog zu einer Sonderausstellung über (Groß-)Katzenmotive in der Kunst, weltweit, seit der Steinzeit.

Greve, Anna: Koloniales Erbe in Museen. Kritische Weißseinsforschung in der praktischen Museumsarbeit. Bielefeld 2019, 263 S.

Holfelder, Moritz: Unser Raubgut. Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte. Berlin 2019, 224 S. (Rezension, S. 82 f.)

Kaufmann, Doris: Ornamentwelten. Ethnologische Expeditionen und die Kunst der »Anderen« (1890-1930). Wien u. a. 2020, 177 S.

Nicht die europäische künstlerische Avantgarde entdeckte Anfang des 20. Jahrhunderts in den Völkerkundemuseen „die Primitive Kunst«. Schon viel früher trafen Ethnologen bei ihren Expeditionen auf Kulturobjekte und bewerteten sie als Kunstwerke.

Kohl, Karl-Heinz; Kramer, Fritz; Möller, Johann Michael; Sievernich, Gereon; Völger, Gisela: Das Humboldt Forum und die Ethnologie: ein Gespräch ... Frankfurt am Main 2019, 164 S.

Das Auffälligste am Streit um das Humboldt Forum ist der Streit selbst. Er will nicht enden, und ausgerechnet jene völkerkundlichen Sammlungen, die am weitesten von der ungeliebten preußisch-deutschen Vergangenheit wegführen sollten, brachten den Konflikt am Ende doch wieder nach Berlin. Denn jetzt wird über die koloniale Verantwortung gestritten und die Frage der Restitution der Objekte. In all diesen Debatten haben sich die Historiker zu Wort gemeldet, die Kunstwissenschaftler, die Museumsfachleute, die Politiker und nicht zuletzt die Kritiker der nachkolonialen Verhältnisse schlechthin. Nur von denen, die sich von Berufs wegen am besten mit den in Rede stehenden Sammlungen auskennen, von den

Ethnologen, war erstaunlich wenig zu hören.

Andreas Kilb empfahl das Buch in der FAZ vom 10. Mai 2019 allen Kulturpolitikern und Aktivisten rund ums Humboldt-Forum. Es taugte auch als „Vademekum gegen all die schrillen Töne der Debatte um Kolonialismus und zweifelhafte Provenienzen“.

Penny, H. Glenn: Im Schatten Humboldts. Eine tragische Geschichte der deutschen Ethnologie. München 2019, 287 S.

Von den hohen Idealen Alexander von Humboldts bis zum erbitterten Streit um das Humboldt Forum führt ein langer und verschlungener Pfad durch die deutsche Geschichte. Kaum etwas illustriert ihn besser als die ethnologische Sammlung des Berliner Museums - mit 500.000 Objekten eine der größten der Welt. H. Glenn Penny schildert in seinem Buch, wie diese gigantische Sammlung entstanden ist, welche Motive dahinter standen und warum ihre ursprüngliche Idee bis heute kaum beachtet wird.

Auf den Spuren Humboldts tragen Ethnologen Objekte aus der ganzen Welt zusammen, um ein »Laboratorium« der Menschheitsgeschichte zu schaffen. Es soll das Erbe bedrohter Kulturen bewahren und den aufkommenden rassistischen Ideen Einhalt gebieten.

Schaedler, Karl-Ferdinand: „Raubkunst“ – Wirklich geraubt? Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext. München 2020, 196 S. (Rezension, S. 89 f.)

Splettstößer, Anne: Umstrittene Sammlungen. Vom Umgang mit kolonialem Erbe aus Kamerun in ethnologischen Museen. Die Fälle Tange/Schiffsnabel und Ngonso/Schalenträgerfigur in Deutschland und Kamerun. Göttingen 2019 (Rezension, S. 69 f.)

Vermeulen, Han F.: Before Boas. The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment. Lincoln 2018, 746 S.

Hardcover Juli 2015, Paperback September 2018 (Rezension, S. 22 f.)

ALLGEMEIN – Artikel

Costa, Roberto (2020): Building an Indigenous Museum in the Vatican. Some Papuan Directions for Indigenising Museums. In: TSANTSA 25: 141-152

Himmelsbach, Markus (2019): Briefe aus der »Mitte der Massai-Steppe«, »praktische Ehrungen« und der »Berliner Moloch« – Einblicke in das Sammlernetzwerk des Karl Graf von Linden. In: Tribus 68: 110-145

Ivanoff, Hélène (2019): Zwischen Kunst, Völkerkunde und Vorgeschichte. Eine deutsch-französische Geschichte des Musée d'Ethnographie du Trocadéro. In: Paideuma 65: 271-290

Kisin, Eugenia; Myers, Fred R. (2019): The Anthropology of Art, After the End of Art. Contesting the Art-Culture System. In: Annual Review of Anthropology 48: 317-334

Laurière, Christine (2019): Die Gesellschaft der Freunde des Musée d'Ethnographie du Trocadéro, Mäzenin eines Museums (1928-1935). In: Paideuma 65: 255-270

Loder-Neuhold, Rebecca (2019): The »Missions-ethnographische Museum« of St Gabriel as an Example for European Mission Museums. In: Anthropos 114/2: 515-529

Marten, Michael (2019): Framing the Debate. Mission History and the Postcolonial Museum. In: Anthropos 114/2: 489-493

Nadolska-Styczyńska, Anna (2019): Missionary Museums - a Challenge and a Dilemma for Anthropologists. In: Anthropos 115/1: 163-170

AFRIKA – Bücher

Bouttiaux, Anne-Marie: Wax. Die Farben Afrikas. Hildesheim 2019, 183 S.

Es waren Holländer, die im späten 16. Jahrhundert die javanische Batik nach Europa brachten und um 1880 mit der Produktion von prachtvoll farbigen Wax-Stoffen begannen, die vor allem nach Westafrika verkauft wurden. Obwohl es auch in Afrika Produktionsstätten für Wax gibt, kommen die teuersten Stoffe nach wie vor aus Holland. Das Buch erzählt die Kulturgeschichte des Wax und erläutert die Bedeutung besonderer Farben und Muster.

Guyer, Nanina; Oberhofer, Michaela (Hrsg.): Fiktion Kongo. Kunstwelten zwischen Geschichte und Gegenwart. Zürich 2020, 328 S.

Ausgangspunkt sind Werke und Fotografien, die der deutsche Kunstethnologe Hans Himmelheber 1938/39 aus dem Kongo mitbrachte. Zusammen mit seinen Tagebuchaufzeichnungen zeugen die teils noch nie publizierten Objekte und Bilder von der Kreativität und Innovationskraft der damaligen Zeit - aber auch von Himmelhebers eigener Vorstellung vom Kongo. Einbezogen ist das aktuelle künstlerische Schaffen in der Demokratischen Republik Kongo. Katalog zur Ausstellung im Museum Rietberg Zürich.

Monroe, John Warne: Metropolitan Fetish. African Sculpture and the Imperial French Invention of Primitive Art.

Ithaca and London 2019, 349 S.

From the 1880s to 1940, French colonial officials, businessmen and soldiers, returning from overseas postings, brought home wooden masks and figures from Africa. This imperial and cultural power-play is the jumping-off point for a story that travels from sub-Saharan Africa to Parisian art galleries; from the pages of fashion magazines, through the doors of the Louvre, to world fairs and international auction rooms; into the apartments of avant-garde critics and poets; to the streets of Harlem, and then full-circle back to Dakar, Bamako, and Abidjan.

Museum Giersch der Goethe-Universität (Hrsg.): Frobenius. Die Kunst des Forschens. Petersberg 2019, 280 S.

Die Ausstellung rückt die talentierten Künstlerinnen und Wissenschaftler in den Vordergrund, die hinter den beeindruckenden Felsbildkopien aus den Archiven des Frobenius-Instituts stehen und bisher wenig Beachtung erfahren haben. Wer waren sie? Was hat sie angetrieben? Enthalten sind mehr als 200 Bildwerke: ethnographische Bilder, Fotografien und Nachzeichnungen prähistorischer Felsbildkunst, welche die Sammlungen des Frobenius-Instituts beherbergen.

AFRIKA – Artikel

Beuvier, Franck; Tchatchouang Nguoupeyou, Honoré (2019): Préciosité des biens coutumiers au Cameroun. In: *Gradhiva* 30: 110-127

Bondaz, Julien (2019): Le caractère marchand du fétiche et son secret. L'art de profiler les objets chez les antiques ouest-africains. In: *Gradhiva* 30: 70-90

Boyd, Craniv A. (2018/19): Preliminary Notes on Ndebele Beadwork in the Study Collection of the Ethnologisches Museum Berlin in Dahlem. In: *Baessler-Archiv* 65: 19-34

Ene-Orji, Chinedu (2019): Continuity and Change in Nsukka Art: George Odoh's Illustration of Things Fall Apart. In: *African Arts* 52/3: 48-61

Guggeis, Karin (2018/19): Alles Raubkunst? Erste Ergebnisse zum Provenienzforschungsprojekt über Max von Stettens kolonialzeitliche Sammlung aus Kamerun im Museum Fünf Kontinente. In: *Journal Fünf Kontinente* 3: 10-29

Hart, William (2019): A Mask of the Western Kuranko. In: *African Arts* 52/3: 28-33

Janzen, Reinhild Kauvenhoven (2019): Carving Postcolonial Kongo Culture. Bakala Kalundi Daniel. In: *African Arts* 52/3: 34-47

Rea, Will (2019): The pa Masquerades of Èkìtì. A Structural Approach. In: *African Arts* 52/3: 16-27

AMERIKA – Bücher/Hefte

Bjerregaard, Lena et al.: Inca: Textiles et parures des Andes. Antwerpen 2018, 207 S.

Cipolletti, María Susana: Kosmospfade. Schamanismus und religiöse Auffassungen der Indianer Südamerikas. Baden-Baden 2019, 294 S.

Die Studie behandelt die vielfältigen Mythen und Rituale Südamerikas vom Tiefland bis zu den Anden. Allen Traditionen gemeinsam ist die Gewissheit, dass zwischen Diesseits und Jenseits, Menschen und Gottheiten eine Verbindung besteht und dass die verschiedenen Kosmosbereiche miteinander vernetzt sind

Ethnohistory 67/3 (2020) – Themenheft zu Federn und Vögeln in Mesoamerika

Sousa, Lisa; Caplan, Allison: Introduction: Knowledge of Birds and Feathers in the Ancient and Colonial Mesoamerican World: 345-354

Caplan, Allison; Maley, James M.; McCormack, John E.: Bridging Biology and Ethnohistory: A Case for Collaboration: 355-382

Caplan, Allison: The Living Feather: *Tonalli* in Nahua Featherwork Production: 383-406

Sousa, Lisa: Telling History in Feathers: Plumes and Power in Nahua Narratives: 407-428

Montero Sobrevilla, Iris: The Disguise of the Hummingbird: On the Natural History of Huitzilopochtli in the Florentine Codex: 429-453

Garagarza, León García: The Tecolotl and the Chiquatli: Omen of Death and Transspecies Dialogues in the Aztec World: 455-479

Few, Martha: The Lives and Deaths of Caged Birds: Transatlantic Voyages of Wild Creatures from the Americas to Spain, 1740s-1790s: 481-501

Kasprzycki, Sylvia S.: Five Years in America. The Menominee Collection of Antoine Marie Gachet. Altenstadt 2018, 92 S.

In the course of a sojourn in North America between 1857 and 1862, the Capuchin priest Antoine Marie Gachet from Fribourg spent nearly three years among the Menominees of Wisconsin. As part of his pastoral and missionary work he engaged in ethnographic and linguistic studies resulting in a Menominee grammar, a dia-

ry account of his labors, and an ethnographic collection. This unusually well documented collection, preserved by the association ProEthnographica in Fribourg, is here published for the first time in its entirety together with a selection of Gachet's hitherto unpublished drawings held by the Capuchin Friary in Fribourg.

Michelet, Dominique (Hrsg.): Les Olmèques et les cultures du Golfe du Mexique. Paris 2020, 255 S.

Katalog zur Olmeken-Ausstellung im Musée du quai Branly.

Schlothauer, Andreas: Federschmuck aus dem Küstengebiet Guayanas des 18. Jahrhunderts im Zeeuws Museum Middelburg, Niederlande. RCMC-Report Nr. 2018.01 AM. Berlin 2018, 36 S.

Der Federschmuck erreichte Zeeuw im 18. Jahrhundert, somit gehören die Stücke zu den frühest dokumentierten aus dem Küstengebiet Guayanas – dem heutigen Surinam und Französisch-Guayana. Bei der Analyse der drei Inventarnummern stellte sich heraus, dass es sich um vier Objekte handelt.

Schlothauer, Andreas: Die erste Restitution des Ethnologischen Museums Berlin – gute Absicht und falsche Begründung? RCMC-Report Nr. 2018.02 AM. Berlin 2018, 36 S.

Der Bericht dokumentiert die erste Restitution des Ethnologischen Museums bzw. der Stiftung Preußischer Kulturbesitz an eine Herkunftsgesellschaft. Da eine wissenschaftliche und öffentliche Diskussion zu den Objekten im Vorfeld fehlte, kam es zu Fehleinschätzungen mit der Folge einer falschen Begründung. Es stellt sich die grundsätzliche Frage, warum seit Jahren im Zusammenhang mit dem Humboldt Forum ausschließlich über die Zusammenarbeit mit den Herkunftsgesellschaften geredet wird, nicht aber von der Zusammenarbeit mit den jeweiligen Spezialisten im eigenen Land bzw. in Europa?

Schlothauer, Andreas: Die Sammlung Gustav J. Vollmer vom oberen Rio Negro im Bestand des MARKK (ehemals Völkerkundemuseum Hamburg). RCMC-Report Nr. 2019.01 AM. Berlin 2019, 74 S.

Als die Stadt Hamburg im Jahre 1850 in der Staatsbibliothek eine ethnographische Sammlung anlegte, waren darunter Objekte vom »Rio Negro«, die der »in Südamerika lebende Hamburger Kaufmann Vollmer« der Stadt Hamburg geschenkt hatte. Ein Teil dieser Stücke wurde 1922 von dem damaligen Kurator des Museums, Gustav Antze, beschrieben, wobei in den meisten Fällen eine genauere regionale Zuordnung nicht gelang. Für die 14 Federschmuckobjekte wird als Herkunftsregion das

Dreiländereck Brasilien – Kolumbien – Venezuela vorgeschlagen. Einige Objekte können den Tukano und Baniwa des oberen Rio Negro zugeordnet werden, andere den Piaroa des oberen Río Orinoco. Mehrere Gegenstände können als hybrid bezeichnet werden, denn sie zeigen neben indigenen Merkmalen auch nicht-indigene Einflüsse.

Stubbe, Anja Noëmi und Hannes Stubbe: Kleine Kunstgeschichte Brasiliens. Eine wissenschaftliche Einführung. Aachen 2018, 148 S.

Die Kunst in Brasilien ist als Forschungsfeld der kunsthistorischen Forschung im deutsch-sprachigen Raum relativ selten systematisch bearbeitet worden. Auch das kunstinteressierte Publikum besitzt im Allgemeinen kaum Kenntnisse über die reichhaltige, ausdrucksstarke brasilianische Kunst. Das Buch bietet eine abstraktartige Kunstgeschichte Brasiliens. In der nicht nur das prähistorische, das indigene und das afrobrasilianische Kunstschaffen behandelt werden, sondern auch die Entwicklung der Kunst seit der Kolonialzeit und die Geschichten der Malerei, der Architektur, der Fotografie, des Films, sowie der *arte popular* anhand ausgewählter Abbildungen dargestellt werden. Eine umfangreiche Bibliografie dient der wissenschaftlichen Vertiefung.

AMERIKA – Artikel

Berlekamp, Friederike S. (2018/19): Die Opferblutschale - eines »der hervorragendsten Stücke der altmexikanischen Sammlung«. In: Baessler-Archiv 65: 125-134

Clados, Christiane (2018/19): Borrowed from the Ancestors. Tiwanaku and Wari Motifs in Inca Tcapus. In: Baessler-Archiv 65: 35-50

Deglin, Louise (2019): Could the Mexica totzli have been a sun parakeet? Connecting Mexica featherwork to South America. In: Journal de la Société des Américanistes 105/2: 93-105

Feest, Christian (2018/19): The Prophet Stick. Detective Stories from the Museum World. In: Journal Fünf Kontinente 3: 96-151

Fischer, Manuela (2018/19): Die Skulpturen von San Agustín (Kolumbien) im Ethnologischen Museum, Staatliche Museen zu Berlin. Eine strittige Sammlung. In: Baessler-Archiv 65: 103-123

Helbig, Jörg (2018/19): Bemerkungen zum Nachlass von Carl Friedrich Philipp von Martius in der Bayerischen Staatsbibliothek München. In: Journal Fünf Kontinente 3: 30-95

Labischinski, Ilja (2018/19): Past, Present, and Future of the Chugach collection in the Ethnologisches Museum Berlin. In: Baessler-Archiv 65: 135-150

ARKTIS – Bücher

Holmstedt, Leif Birger: Magiske masker og figurer fra Grønland. Kopenhagen 2020, 140 S. (publishapp.saxo.com)

Überarbeitete Neuauflage des erstmals 2008 erschienenen Buches.

ASIEN – Bücher

Fink, Jella: Voices of Weavers. Textile Cultures, Craftsmanship, and Identity in Contemporary Myanmar. Münster 2020, 161 S.

The lives of weavers and their textile creations form the central Subject in this monograph. It explores an understudied field of material culture studies in contemporary Myanmar. Textile cultures, craftsmanship and (national) identity are the core topoi of this work. Embedded in a century of shifting political and economic systems, the documented weaving cultures enhance our understanding of transformation processes on the local level. This book brings together current impulses of material culture studies and observations based on extensive ethnographic fieldwork data.

Grasskamp, Anna: Objects in Frames. Displaying Foreign Collectibles in Early Modern China and Europe. Berlin 2019, 246 S.

Anna Grasskamp investigates display practices of the sixteenth and seventeenth century in China and Europe. The book provides an in-depth analysis of the processes through which foreign artifacts and natural objects were framed in early modern collections.

Libera, Svetlana: Historische und soziokulturelle Aspekte der indonesischen Batikkunst. Die Bedeutung von Farbsymbolik und Musterung, Herstellung und Verwendung in Kerek und Tuban. Hamburg 2018, 153 S.

Die nordjavanische Küste war ein Schmelztiegel verschiedener Kulturen, Religionen und Traditionen. Die Batiktextilien mit ihren feinen Mustern und ihrer reichen Farbpalette spiegeln die unterschiedlichen Einflüsse. Die Muster zeigen ein breites Spektrum von Symbolen und Bedeutungen; jedes Motiv hat eine eigene Geschichte und vermittelt bestimmte Informationen über den

Herstellungsort, die Funktion und den Anlass, zu dem das eine oder andere Kleidungsstück getragen wurde.

Weihreter, Hans: Magie vom Dach der Welt. Der tibetische Kulturraum im Spiegel seiner Kunst. Wettin-Löbejün 2018, 256 S.

Archäologische Streufunde, Schmuck und prachtvoll verzierte Gebrauchsgegenstände sowie einige mittelalterliche Kultfiguren werden in diesem Buch gemeinsam vorgestellt. Sie skizzieren die Kulturen eines geografisch riesigen Raumes in Zentralasien. Die Zeitspanne reicht vom 1. Jahrtausend v. u. Z. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Die völlig unterschiedlichen Objekte verbindet, dass sie von der tibetischen Kultur beeinflusst sind. Katalog zur Ausstellung auf Schloß Wernigerode.

Wieczorek, Alfried; Rosendahl, Wilfried (Hrsg.): Javagold. Pracht und Schönheit Indonesiens. Oppenheim am Rhein 2019, 191 S.

Präsentiert wird das faszinierende Kaleidoskop der hinduistischen und buddhistischen Handwerkskunst des 15.-7. Jahrhunderts v. u. Z. Der Reichtum der filigranen Objekte in Form und Verzierung sucht seinesgleichen auf der Welt. Ringe, Arm- und Halsreifen sowie beeindruckende Diademe und Anhänger haben bis heute ihren Zauber nicht verloren. Die goldenen Meisterwerke waren häufig bestimmten Gruppen, Schichten oder Lebensphasen vorbehalten. Begleitband zur Ausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen.

ASIEN – Artikel

Krpata, Margit Z. (2018/19): Albert Grubauer (1869-1960). Eine Spurensuche zum 150. Geburtstag des Sammlers, Händlers und Fotografen. In: Journal Fünf Kontinente 3: 178-193

Kasatkina, Aleksandra K.; Appel, Michaela (2018/19): A »Missing Link«? A Set of Genital Piercing Instruments from British North Borneo in the Collections of Albert Grubauer in St. Petersburg and Munich. In: Journal Fünf Kontinente 3: 194-219

Mechling, Mathilde; Vincent, Brice; Baptiste, Pierre; Bourgarit, David (2018): The Indonesian Bronze-Casting Tradition. Technical Investigations on Thirty-Nine Indonesian Bronze Statues (7th-11th c.) from the Musée National des Arts Asiatiques Guimet, Paris. In: Bulletin de l'École française d'Extrême-Orient 104: 63-139

OZEANIEN – Bücher

Conru, Kevin (Hrsg.): Sepik Ramu Art. Photographs by Hughes Dubois. Brüssel 2019, 294 S.

Thode-Arora, Hilke: Spiegelbilder. Māori-Kunst und Helme Heines Blick auf Neuseeland. Unterhaching/München 2018, 239 S.

Were, Graeme: How Materials Matter. Design. Innovation and Materiality in the Pacific. New York 2019, 211 S.

Das Buch befasst sich auch mit Museen/Ausstellungen und Formen des ethnographischen Sammelns im digitalen Zeitalter.

OZEANIEN – Artikel

Appel, Michaela; Fourmile, Gudju Gudju; Turnbull, Paul (2018/19): The Return of an Indigenous Australian Ancestor from the Five Continents Museum. In: Journal Fünf Kontinente 3: 220-245

Boag, Courtney J.; Martin, Richard J.; Bell, Damein (2020): An »authentic« Aboriginal product. State marketing and the self-fashioning of Indigenous experiences to Chinese tourists. In: The Australian Journal of Anthropology (TAJA) 31/1: 51-65

Faleolo, Ruth (Lute) (2020): Pasifika diaspora connectivity and continuity with Pacific homelands: Material culture and spatial behaviour in Brisbane. In: The Australian Journal of Anthropology (TAJA) 31/1: 66-84

Gunn, Robert; Goodes, Jake; Douglas, Leigh (2019): Gariwerd petroglyphs and their situation within the Gariwerd rock art sequence. In: The Artefact. The Journal of the Archaeological and Anthropological Society of Victoria 42: 17-27

Norris, Jack (2019): Aboriginal breastplates: Objects and Images of the Colonial Frontier. In: The Artefact. The Journal of the Archaeological and Anthropological Society of Victoria 42: 28-42

Schifko, Georg (2020): Zur antikisierenden Darstellung australischer Aborigines in einem Kupferstich aus Sydney Parkinsons Bericht von der ersten Weltumsegelung James Cooks. In: Anthropos 115/1: 127-131

Scott, David J. (2020): Mind the gap: Encountering contemporary art through play. In: The Australian Journal of Anthropology (TAJA) 31/1: 101-114

Auswahl

Harald Grauer, Andreas Schlothauer

Alexander Dorn

Nachruf Boris Kegel-Konietzko (8. Februar 1925 – 3. Oktober 2020)

»Der Anblick roter Flussläufe im dichten Grün des Kongo ist sehr eindrucksvoll.«

Boris Kegel-Konietzko, 1951 (an Bord einer DC-10)

Mein erstes Treffen mit Boris fand in den historischen Geschäftsräumen der Galerie Kegel-Konietzko in Hamburg-Blankenese statt. Das ist viele Jahre her, doch in meiner Erinnerung als sei es gestern gewesen. Nicht nur wegen der Kunstwerke Afrikas, sondern weil Boris eine geradezu überbordende Lebendigkeit ausstrahlte. Er war damals bereits 80 Jahre alt und hatte mehr erlebt, als jeder Mensch, den ich bis heute kennengelernt habe.

Die ersten drei Lebensjahre verbrachte Boris in einem Be-

duinenzelt. So jedenfalls musste das komplett mit orientalischen Stoffen ausgestaffte Schlafzimmer seiner Eltern auf ihn gewirkt haben. Sein Bettchen stand bei zwei alten Diwanen, und er schaute auf einen indischen Tempelschrein. Ein Kohlenbecken aus Arabien füllte das „Zelt“ mit wohliger Wärme. Von überall trafen diverse Götter-, Götzenfiguren und Masken aus Asien und Afrika auf die neugierigen Augen des kleinen Mannes. Es ist nicht nötig – auch wenn es mir eine Freude wäre – das

ganze Sammelsurium dieses Zimmers und überhaupt des ganzen Hauses in Hamburg-Wandsbek zu beschreiben. Auch so wird bereits klar, wie prägend dieses erste Umfeld für Boris lebenslanges Interesse an fremden (Kunst)-Formen gewesen sein dürfte.

Noch viel stärker war der Einfluss seiner Eltern und deren Umfeld. Sein Vater war der Forschungsreisende und Ethnografika-Händler Julius Konietzko, der im Auftrag verschiedener deutscher Völkerkundemuseen zwischen 1911 und 1914 Sammelreisen nach Lappland, Spanien, Portugal, Irland und in das obere Nilgebiet in den heutigen Südsudan unternommen hatte. Nach wenigen Jahren war er so bekannt, dass er seine zu verschiffenden Sammelfunde lediglich mit „J. K. Hamburg“ beschriften musste, um sie aus aller Herren Länder sicher in die Heimat zu bringen. Boris' Mutter, Lore Konietzko, war ein Malerin aus gutem Hause. Hinter dieser gebildeten, kultivierten und ausgesprochen starken Persönlichkeit öffnete sich der Kreis um Rosa Schapire, einer deutschen Kunsthistorikerin, Sammlerin, Mäzenin und Autorin. Persönlichkeiten wie die Karl Schmitt Rottluff, Ernst Ludwig Kirchner, Emil Nolde, Carl-Otto Czeschka oder der Bildhauer Friedrich Wield (ein Schüler von Auguste Rodin) kamen mit den Konietzkos in Kontakt und ins Geschäft. Zudem zählten bekannte Händler wie Charles Ratton, Jacob Aalderink, Matthias L. J. LeMaire zu diesem Kreis und natürlich Hans Himmelheber. Andere, wie zum Beispiel der Künstler und Afrika-Sammler Klaus Clausmeyer, hatte Lore bereits seit ihrer Kindheit in Düsseldorf gekannt.

Dank dieser Eindrücke und Erlebnisse war Boris bereits als Kind eingeweiht in die Welt der (Stammes-)Kunst und deren Handelswege und -regeln. Den finalen „Infekt“ dürfte er sich dann im Alter von elf Jahren eingefangen haben. Damals hatte seine Mutter, zwischenzeitlich mit dem Arzt und Afrika-Sammler Georg Kegel verheiratet und mit ihrer eigenen Firma ausgestattet, eine stattliche Anzahl afrikanischer Kunstwerke von Hans Himmelheber erworben, der just von einer ausgedehnten Westafrika-Expedition (1934-35) zurückgekehrt war. Diese Werke, die den Grundstock der Familiensammlung ergänzen sollten, waren Boris erstes Afrika-Projekt, denn er dokumentierte die Sammlung gemeinsam mit seiner Mutter. Ich denke, dass die hohe Qualität der Objekte in Kombination zusammen mit dem mütterlichen Anspruch, diese präzise abzubilden und zu beschreiben, der Ausgangspunkt war für den guten Blick, der Boris ab Mitte der

1950er-Jahre dazu befähigte, die Geschichte der Galerie Kegel-Konietzko erfolgreich bis in die heutige Zeit fortzuschreiben.

In Afrika war Boris selbst dann in den Jahren 1950 bis 1959, überwiegend in der Demokratischen Republik Kongo, Zentral- und Westafrika. Zunächst im Auftrag des Instituts des Parc National de Belgique, später im Rahmen privater Forschungs- bzw. Einkaufstouren für die mütterliche Galerie, die 1964 auf ihn überschrieben wurde. Vorerst konzentrierte sich die Handelstätigkeit auf die Räume in Blankenese. Zu den bereits genannten Kunden kamen immer weitere hinzu, darunter auch nahezu alle wichtigen ethnologischen Museen der Welt und auch weitere Händler aus Europa und den USA: besonders zu erwähnen sind hier Edmond Darteville, Pierre Verité, Julius Carlebach und Ludwig Bretschneider.

Dann kam das Jahr 1968: Er lernte Ingeborg kennen, die große Liebe seines Lebens. Durch Inge an seiner Seite kam frischer Wind in sein Leben und in seine geschäftlichen Aktivitäten. Sie erwies sich als ausgesprochen geschickt im Verkauf und war bzw. ist bis heute voller mitreißender Energie. Von 1969 an war das Ehepaar Kegel-Konietzko Aussteller auf den wichtigen deutschen Kunstmesse in Düsseldorf, Köln, Hannover und München. Es folgten fast 25 Jahre geprägt von viel und sehr erfolgreicher Arbeit im Wechsel mit bis zu dreimonatigen Segeltouren. Ohne seine Inge hätte Boris diese goldene Zeit nicht erlebt. Ich denke, es war die schönste seines Lebens.

Seit dem Jahr 2000 verlagerte Boris seine Aktivitäten zunehmend auf private Herzensprojekte. Er verfasste seine Memoiren, half dem Brücke-Museum in Berlin bei der Kuratierung der Schmitt-Rottluff Ausstellung und arrangierte eine weitere für die Zeichnungen und Gemälde seiner Mutter. Boris stellte diversen Museen Top-Stücke seiner Sammlung als Leihgabe oder Schenkung zur Verfügung und krönte sein Lebenswerk mit dem Verkauf einiger besonders erwähnenswerter afrikanischer Kunstwerke in Zusammenarbeit mit Roberta Entwistle, unter anderem einer mächtigen *nkisi nkondi*-Figur aus dem Kongo an das Metropolitan Museum of Art.

Am Abend des 3. Oktober 2020 ist Boris im Alter von 95 Jahren friedlich eingeschlafen – ich werde ihn sehr vermissen.

Nachruf Bernd Muhlack (24. Juli 1937 – 16. Oktober 2020)



Abb. 1 Bernd Muhlack im Gespräch mit Arnd Klinge, Frühjahrstagung 2008 im Staatlichen Museum für Völkerkunde München

Bernd Muhlack hat uns verlassen. Er ist in die andere Welt, in die Welt der afrikanischen Götter aufgebrochen. Die haben ihm auch ein langes Leiden erspart, und so wird berichtet, dass er bis zuletzt guter Dinge war. Freilich war sein Weggang viel zu früh - er hatte noch so viel vor und wollte seine umfangreiche Sammlung anderen afiçionados zeigen.

Es muss Anfang der 1970er-Jahre gewesen sein. Bernd war schon seit ein paar Jahren im Dienst für eine Holzhandelsfirma in den Kamerun gekommen und ich war als

Ökonom für eine Ingenieurfirma mit dem Auftrag dort, eine Straße bis zur Brücke des Noun anzulegen, dem Grenzfluss zwischen dem Gebiet der Bamileke und der Bamum.

Aber wir beide waren nicht des Holzes oder der Straße wegen nach Foumban gereist. Dort hatte sich bereits seit Sultan Njoyas Zeiten ein kleiner, wenn auch wichtiger Markt für afrikanische Kunst etabliert. Es bedarf wohl keiner investigativen Recherche, um herauszufinden, was die beiden jungen Männer dazu bewogen haben mochte, in das einzig bewohnbare kleine Hotel Foumbans, betrieben von einem Bamum, zu kommen. Zwei weiße Einzelgänger in einer sonst leeren Herberge: Das konnte nur einen sehr eindeutigen Sinn ergeben. Die Aufklärung erfolgte kurz nach dem Frühstück, als wir beide – jeder für sich – von einem Händler abgeholt wurden.

Schnell befreundeten wir uns und waren immer sehr neugierig was der Handel gebracht hatte, welchem Händler zu trauen und bei welchem Vorsicht geboten war. Es war die Zeit der ersten guten Fälschungen und Fantasieprodukte, die reichlich Stoff für Diskussionen lieferten. Zum einen waren es die oft überdimensionierten Repliken, geschaffen nach Abbildungen in Büchern afrikanischer Kunst, sowie Repliken seltener nigerianischer Objekte, wie die Akwanshi Stein-Skulpturen, aber auch die bis dahin meist unbekannteren Figuren und Masken der Ethnien im Osten und Südosten Nigerias, deren fragwürdige Herkunft aus dem Biafra-Krieg uns damals nicht bewusst war.

Die frühen 1970er-Jahre waren es auch, als sich in Heidelberg der „Zake-Kreis“ bildete, zu dessen eifrigen und beredten Mitgliedern bald auch Bernd zählte. Von Helmut Zake, dem Direktor des Internationalen Studienzentrums der Universität Heidelberg und seiner Frau Josette gegründet, trafen sich dort Sammler wie Prof. Dr. Rudolph Sühnel, Manfred Magin und Dr. Hans Himmelheber. Weitere frühe Mitglieder waren neben Bernd Muhlack Harald Rolf Kunitsch, Werner Fischer sowie

Ursula und Burkhard Gottschalk. Die Treffen waren begleitet von Vorträgen, und die Sammler konnten ihre bevorzugten oder rätselhaften Objekte zur Begutachtung und Diskussion mitbringen. Daneben unternahm man gemeinsame Exkursionen in die Museen von Paris, Berlin, Zürich, Wien, Brüssel und München.

Noch zwei Wochen vor seinem Tod, so berichtet Alexander Dorn, einer seiner engsten Freunde, erschien Bernd fit und agil wie immer und war so voller Lust und Leidenschaft, so voller Erwartungen, allesamt immer eine Portion zu hoch – was er als leidenschaftlicher Sammler vielleicht auch brauchte. Er war wirklich ein besonderer, ja, auch ein besonders anstrengender Freund.

Beruhigend ist es jedoch zu wissen, dass er sich bis zuletzt an seinen Stücken erfreuen konnte. Er war ein *aficionado* wie er im Buche steht, mit allen positiven und negativen Eigenschaften sowie den daraus resultierenden Konsequenzen für das persönliche Leben und Umfeld – was ihn einiges gekostet hat, nicht nur viel Geld sondern auch Freundschaften. Aber dieses unbeirrbar Sammeln hat Bernd Muhlack auch zu einer internationalen Größe werden lassen. Noch bis vor einem Jahr war Bernd trotz seines allmählich schlimmer werdenden Sehverlustes ständiger Gast der BRUNEAF (Brüssel) und der *Parcours des Mondes* (Paris) und ging in den wichtigen Galerien in Europa und Amerika ein und aus.

Mit Bernd Muhlack verliert die afrikanische Kunst nicht nur in Deutschland einen ihrer größten Liebhaber, Bewunderer und Verehrer – eine Lücke, die nicht leicht zu schließen sein wird.

Interview mit Bernd im Jahr 2007

im Rahmen der Herbsttagung der Vereinigung der Freunde der Afrikanischen Kultur e. V. im Elfenbeinmuseum Erbach (Interviewer: Andreas Schlothauer)

Seit wann sammelst Du und wie kam es dazu?

Bernd: Tja, wie kam es dazu ... Ich kam damals als junger Holzkaufmann für eine norddeutsche Firma nach Afrika zum Einkauf und zur Verschiffung tropischen Rund- und Schnittholzes. Nach dem Besuch fast aller west- und zentralafrikanischen Regenwaldländer entschied ich mich für den festen Standort Duala in Kamerun. Von dort aus bereiste ich in regelmäßigen Abständen die Holzländer Nigeria, Ghana, die Elfenbeinküste und in der anderen Richtung, Gabun und den Congo-Brazzaville. Ich war zunächst nur vom Fremdländischen, von der Andersartigkeit des afrikanischen Kunstgewerbes fasziniert, von der Existenz alter afrikanischer Kunst für kultische Zwecke, also von Stammeskunst, wußte ich noch nichts. Erst durch den Besuch von „Chefferien“, der Teilnahme an Festen und durch die Bekanntschaft eines Händlers, der später sehr wichtig für mich werden sollte, wurden mir die Augen geöffnet. Übrigens gründete ich mit meiner aus Deutschland nachkommenden Verlobten eine Familie und unser Sohn wurde in Duala geboren.

Was war das erste Stück?

Bernd: Mein erster Erwerb war noch ein kunstgewerbliches Objekt, eine kitschige sogenannte »Elefantenbrücke«, wie wir sie heute auch hier im Museum gesehen haben. Von der trennte ich mich schon bald wieder und konzentrierte mich nur noch auf traditionelle Stammeskunst. Das erste echte Stück war eine wunderschöne Maske der Bamileke, die noch heute einen besonderen Platz in meiner Wohnung hat. Ich kannte das Stück schon von einem Foto, dann kam die Nachricht, daß es nun vom Dorf den Weg in die Stadt gefunden hatte, und ich erwarb das Objekt. Aus heutiger Sicht war es sehr preisgünstig, jedoch darf man die Inflation nicht vergessen, der Wert des Geldes war ja um ein Mehrfaches höher.

Und was sammelst Du, bestimmte Regionen oder Länder?

Bernd: »Ich beschränke mich auf alles«. Das ist ein Zitat von keinem Geringeren als von Johann Wolfgang von Goethe, der ja ein leidenschaftlicher Sammler gewesen ist, sehr breit gestreut. Es hat sich so ergeben, wohl auch

durch meine sehr intensive Reisetätigkeit in den vielen Jahren, daß ich aus fast allen Regionen West- und Zentralafrikas etwas habe. Also gibt es weder Länder noch Stämme, die ich ausgeschlossen habe, wenngleich ich zugeben muß, daß ich sowohl stilistisch als auch von der Provenienz einige Vorlieben habe.

Und das seit 1959/60?

Bernd: Ehrlich gesagt: 1959 noch nicht, in dem Jahr traf ich in Afrika ein, aber das Jahr 1960 kann ich wohl als den Beginn meiner Sammlertätigkeit bezeichnen.

Also fast 50 Jahre.

Bernd: Ja, so ist es, wer es nicht glaubt, dem sage ich: »die weißen Haare sind nicht gefärbt.«

Und warum sammelst Du immer noch?

Bernd: Nicht, weil ich schon genug habe. Nein, wohl nur deshalb, weil es mir immer noch sehr viel Spaß macht. Es ist eine wunderbare Bereicherung des Lebens. Zwar habe ich auch schon mehrfach übers Aufhören nachgedacht, aber mit negativem Ergebnis.

Und ein Lieblingsstück? Gibt es so was überhaupt?

Bernd: Ständig wechselnd. Nein, ein Lieblingsstück in der Sammlung gibt es nicht. Darüber bin ich eigentlich sogar ganz froh, dass ich insofern nicht festgelegt bin. Es gibt zwar ein paar Objekte in der Sammlung, zu denen ich ein besonderes Verhältnis habe. Dies ist jedoch eher deswegen, weil mit ihnen eine ›story‹, also eine Geschichte verbunden ist, an die ich mich gern erinnere.

Die Stücke wurden dann überwiegend in Afrika erworben, oder?

Bernd: Zunächst mal ja. Die ersten 20 bis 30 Jahre habe ich ausschließlich in Afrika gekauft. Als es dann mit dem ›Nachschub‹ weniger wurde, begann ich, mich auch für Galerien in Europa zu interessieren. Ich kaufte Objekte in London, Paris und Brüssel, ein paar Stücke auch in der Schweiz. Ich schätze, daß 70 bis 80 Prozent der heutigen Sammlung direkt in Afrika gekauft wurde.

Und wer ist Dir in Afrika begegnet in dieser Zeit?

Bernd: Viele, alle kann ich gar nicht so schnell nennen. Legendäre Namen sind unter ihnen, z.B. Pierre Harter, den ich sehr häufig traf. In Kamerun auch Philippe Guimiot, dem ich traumhafte Stücke verdanke. Ein sehr

wichtiger Händler war, in Duala bzw. Fouban, Amadou Moumie El Hadj, von den Afrikanern in dieser Zeit wohl der beste Mann. An der Elfenbeinküste gab es damals Samir Borro oder Ferrari de La Salle, unter den Afrikanern dort wäre als wichtigster Händler Gaston Dieu zu nennen. Und es begegneten mir immer wieder Europäer, die damals mit ihren Galerien meist noch neu auf dem Markt waren, die heute einen bekannten Namen haben. Einige von ihnen gibt es schon nicht mehr. Viele neue sind dazugekommen.

Was ist Dir beim Kauf der Stücke wichtig gewesen, oder ist Dir wichtig?

Bernd: Qualität, Qualität, Qualität.

Und Ergänzungen zu schon vorhandenen Stücken?

Bernd: Nein, überhaupt nicht. Ich war und bin kein Sammler der auf ›Vollständigkeit‹ bedacht ist. Die Vielfaltigkeit meiner Sammlung hat sich wohl eher zufällig ergeben, direkt oder bewußt angestrebt habe ich sie nicht. Qualität allein war mir wichtig.

Wie oft warst Du in Afrika?

Bernd: Nach meiner Rückkehr aus Kamerun mußte ich beruflich mehrmals jährlich in die verschiedenen Holzländer reisen. Ich hatte gemäß Absprache mit der Firma völlig freie Hand, und so kamen, ich habe sie nicht gezählt, weit mehr als 100 Reisen zusammen.

Was hat Deine Frau zu Deiner zweiten Leidenschaft gesagt?

Bernd: Sie hat sie zunächst als Manie bezeichnet, als Besessenheit, als übertriebene Leidenschaft. Sie hat die Sammlung auch gern als meine ›Zweit-Frau‹ bezeichnet. Manchmal kam auch richtige Kritik mit dem Hinweis auf unseren Konsumverzicht, den die Sammelei uns aufzwang. Die Wende brachte eine Baule-Figur, die ich von einer Reise im Handgepäck mitbrachte. Sie war von großer Qualität und großem ›Liebreiz‹. Sie begehrte sie und ich schenkte sie ihr. Das war nun ihr erstes Stück, und ich hatte nie wieder Probleme.

Foto Volkmar Schlothauer

Andreas Schlothauer

Nachruf Achim Schäfer (20. Mai 1962 – 17. Dezember 2020) Sammlungsleiter und stellvertretender Direktor im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen

Media vita in morte sumus

Mitten im Leben sind wir im Tod

»Völlig unerwartet hat er uns verlassen. Er wird uns fehlen. Wir sind traurig aber auch dankbar für die schöne und fröhliche Zeit mit ihm. Sein unermüdliches, vielfältiges Engagement für das Historische und Völkerkundemuseum (HVM) und die St. Galler Museen bleibt unvergesslich.«



Abb. 1 Achim während der Vernissage zur neuen Dauerausstellung Afrika, Ozeanien und Südamerika, 11. März 2016

In Schweich bei Trier geboren, hatte Achim nach dem Abitur die Unteroffizierslaufbahn eingeschlagen. Bei der Bundeswehr blieb er fünf Jahre, studierte dann Geschichts- und Politikwissenschaften an der Universität Stuttgart und zog im Jahr 1994 nach Steinach (Kanton St. Gallen). Seine Frau arbeitete bei einer internationalen Firma mit Sitz in der Schweiz und er betreute die beiden Söhne in deren ersten Lebensjahren. Wenn er über diese Zeit sprach, wurde deutlich, wie sehr ihn diese Aufgabe und die damit verbundenen Erfahrungen geprägt hatten. Wohl auch deshalb war er in seiner Arbeit ein so angenehm ruhiger und fürsorglicher Mensch.

Seit dem Jahr 2002 arbeitete Achim im Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen, und bei meinem ersten Besuch im Museum am 14. Dezember 2004 wurde er mir von der damaligen Südamerika-Kuratorin als »unser Sammlungsleiter Herr Schäfer« vorgestellt. Auch bei meinem zweiten Besuch am 29. September 2005 kam es nur zu einer kurzen Begegnung. Eine Mail vom August 2009 zeigt, dass wir uns damals noch respektvoll mit »Herr Schäfer« und »Herr Schlothauer« betitelten. Achim war in diesem Jahr zum stellvertretenden Direktor aufgestiegen.

Seit 2004 war ich häufig in St. Gallen, nicht nur wegen der interessanten Sammlungen, sondern auch wegen der Kultur des Interesses und der Offenheit des von Daniel Studer geleiteten Hauses. Achim interessierte sich sehr für die Sammlungen, und er unterstützte nicht nur mich,



Abb. 2 Achim (ganz links) und drei Tagungsteilnehmer, 29. Mai 2010

sondern auch viele andere Wissenschaftler. Beide, der Direktor und sein Sammlungsleiter, initiierten und ermöglichten eine Zusammenarbeit zu Objekten des HVM, die sich u. a. aus der Anzahl der Artikel in *Kunst&Kontext* ablesen lässt.

Von Basel aus kommend, waren wir am 6. Juni 2009 mit sieben Indianern aus dem brasilianischen Bundesstaat Rondonia einige Stunden zu Gast im HVM. Mehrere Stücke wurden dem Museum geschenkt und einige Fotos dokumentieren den Besuch. Es folgten zwei gemeinsam mit Achim organisierte Tagungen der Vereinigung der Freunde afrikanischer Kultur e. V. Die erste mit dem Thema »Echt oder Falsch?« fand vom 28. bis 30. Mai 2010 statt. (Abb. 2) Ein Ziel war, dass das Museum mehr zur Qualität und Bedeutung seiner Afrika-Objekte erfahren wollte: »Welche Stücke sind selten oder gar einmalig? Welche Stücke sind zweifelhaft? Welche falsch?« Etliche Stücke, die damals diskutiert wurden, stehen heute in der Dauerausstellung, und die gemeinsame Analyse des Sammlungsbestandes führte zum Thema der zweiten Tagung, einer Zusammenarbeit von vier Schweizer ethnografischen Museen (Bern, Genf, Neuchâtel, St. Gallen), im Oktober 2015: »Coray – von der Heydt – Speyer – Walden und die Museen in der Schweiz«.

Ein Ergebnis der beiden Tagungen waren Publikationen von Achim, die in *Kunst&Kontext* erschienen. Im Jahr 2012

widmete er sich mit dem Historiker Peter Müller »lebensgroßen Schauffiguren, die in unseren Inventaren nicht vermerkt sind« und auf die Entstehungszeit des Museums datieren. Diese »waren bis in die Siebzigerjahre hinein ein wesentlicher Bestandteil der Dauerausstellung in St. Gallen und bei den Besuchern beliebt. Heute ist der Großteil im Depot verstaut. Teils entkleidet, teils beschädigt und nur fragmentarisch erhalten, fristen die Figuren, die zwischen 1900 und 1930 ihre Blütezeit erlebten, ein kümmerliches, unbeachtetes Dasein. Da in keinem europäischen Museum annähernd so viele Figuren erhalten blieben wie in St. Gallen, haben die Figuren heute einen besonderen Wert.« (Müller/Schäfer 2012: 34) Im Themenheft zum Schweizer Sammler Han Coray, das 2016 erschien, widmete er sich dessen Afrika-Sammlung im HVM. Sein Schlusswort zeigt sein Interesse an den Personen hinter den Ob-

jekten: »Unbefriedigend aus heutiger Sicht ist, dass die Hersteller und Nutzer der Stücke, also die Menschen in Afrika, nur durch die Objekte, aber nicht durch Informationen zu diesen in Erscheinung treten. Bei keinem Stück der Coray-Sammlung sind die Herstellung, die Nutzung oder der Erwerb vor Ort dokumentiert. Unklar ist auch, auf welchen Wegen und unter welchen Umständen diese nach Europa gelangten. Nur bei wenigen Objekten ist es bisher gelungen die Vorbesitzer auf europäischem Boden zu ermitteln. Derartige Rekonstruktionen werden auch in Zukunft nur in Einzelfällen möglich sein.« (Schäfer 2016: 20)

Achims Arbeit war es, die vielen Ideen und Projekte seines Direktors in den Museumsalltag einzuspeisen und gemeinsam mit allen umzusetzen. Im Nachruf auf der Internetseite des Museums heißt es: »Achim Schäfer stand den aus 18 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bestehenden Publikumsdiensten und der Sammlungsgruppe vor. Zusammen bildeten sie die Museumsdienste. Als Stellvertreter des Direktors unterstützte er diesen in sämtlichen Belangen der Museumsleitung.« Neben den zahlreichen Sonderausstellungen, pro Jahr vier bis sieben, wurden im HVM die Dauerausstellungen in den 2010er-Jahren neu gestaltet und eröffnet: Nordamerika (2015); Afrika, Ozeanien und Südamerika (2016); Asien (2019). Zu Achims Aufgaben zählte weiterhin der Aufbau der Datenbank und die fotografische Erfassung der Stücke sowie die Vorbereitung und Durch-



Abb. 3 Achim (ganz links), das Museumsteam und Gäste, 4. August 2015

führung des Umzuges aller Objekte in das neue Depot. Da es ihm offensichtlich mit dem HVM noch nicht reichte, engagierte sich Achim in seiner Freizeit auch in Arbon, einer Nachbargemeinde von Steinach. Seit 1995 machte er dort Stadtführungen, seit 2002 Führungen im Historischen Museum. Ab 2006 war er im Vorstand der Museumsgesellschaft und seit 2012 war er deren Präsident.

Unser letztes gemeinsames Projekt war eine Umsetzung des obigen Zitates von Achim, denn durch heutiges Sammeln können die »Hersteller und Nutzer der Stücke, also die Menschen in Afrika [...] in Erscheinung treten.« Co-finanziert durch das HVM konnten im November 2019 von einem Team aus vier Ugandern und drei Deutschen im Nordosten des Landes 209 Objekte der Matheniko-Karamojong durch Erwerbsinterviews dokumentiert und angekauft werden. Die Stücke wurden auf drei ugandische Museen und auf das HVM verteilt. Die Mitreise war ihm zwar nicht möglich, aber seine Begeisterung bei der Vorbereitung und dann bei der Übernahme der Objekte sowie der Erarbeitung der Objektbeschreibungen für die Datenbank war deutlich spürbar. Außerdem wurde eine Vitrine der Afrika-Dauerausstellung mit den Objekten und Fotos bestückt sowie die Ausstellungstexte von Achim verfasst. Eine dritte für Herbst 2020 geplante Tagung, die als Abschied für den scheidenden Direktor gedacht war, muss-

te verschoben werden und sollte im Mai 2021 stattfinden: »Das HVM St. Gallen 2002 bis 2020 – Bestandsaufnahme, Digitalisierung und Forschung. 19 Jahre Kooperation mit Wissenschaftlern, Indigenen, Reisenden und Künstlern«. Daniel Studer wird im Frühsommer 2021 in Ruhestand gehen und die Stelle war seit Herbst 2020 ausgeschrieben. Achim hatte sich beworben und er wäre ein würdiger Nachfolger gewesen. Als Historiker wusste er um die Vergänglichkeit zeitgenössischer Museumsdebatten und ließ sich nicht von modischen Trends steuern. Die offene Erwiderung suchte er zwar nicht, hatte aber immer vernünftige Antworten bereit. Er war auf seine Art ein Freigeist, dem jede Art ideologischen Denkens fremd blieb. Mit Auswüchsen desselben konfrontiert, stand er innerlich abseits und betrachtete den überbordenden Aktivismus seiner Zeit mit einem gewissen Unbehagen, aber trotzdem mit fürsorglichem Verständnis.

In der Vorstellung meiner Zukunft habe ich Achim noch jenseits der 80 Jahre getroffen, um mich mit ihm über vergangene Museumszeiten zu unterhalten. Das wird nun leider nicht mehr so sein können. Was bleibt sind Erinnerungen an einen sehr guten Freund und stets interessierten, vielseitigen Kollegen.

Fotos Andreas Schlothauer

IMPRESSUM

Kunst & Kontext
11. Jahrgang, 2021

Herausgeber

Vereinigung der Freunde afrikanischer Kultur
e.V. (gemeinnützig)
Westerende 7a, 25876 Schwabstedt
www.freunde-afrikanischer-kultur.de

Chefredaktion

Andreas Schlothauer (V.i.S.d.P.)
Kunst & Kontext, Raumerstrasse 8, 10437 Berlin
schlothauer@kunst-und-kontext.de

Redaktionelle Mitarbeit

Ingo Barlovic, Karl Brosthaus, Bruno Illius,
Audrey Peraldi, Petra Schütz, Martin Schultz

Anzeigen / Abonnement

info@kunst-und-kontext.de

Grafik, Gestaltung

André Orlick
andreo89@me.com

Gestaltungskonzept, Cover

Manja Hellpap, www.typografie.berlin

Druck

Pinguin Druck GmbH, Berlin
Auflage: 600

Erscheint zweimal jährlich

ISSN 2192-4481

Konto der Vereinigung der Freunde afrikanischer Kultur e. V.:

Nord-Ostsee Sparkasse
IBAN: DE82 2175 0000 0121 2479 69
BIC: NOLADE21NOS

Abonnements sind auch ohne Vereins-
mitgliedschaft möglich: 7,00 € pro Heft
plus Versand

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben
die persönliche Auffassung des Verfassers wieder
und nicht unbedingt die Meinung der Redaktion
oder des Herausgebers. Verantwortlich für die
Richtigkeit der Textinhalte sind die jeweiligen
Autoren. Für unverlangt eingesandte Texte über-
nehmen Redaktion und Herausgeber keine
Haftung. Die Zeitschrift und alle in ihr enthalte-
nen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Die Redaktion hat sich um die Wahrung sämtli-
cher Bildrechte bemüht; sollten gleichwohl nach-
weisbare Rechte nicht berücksichtigt worden
sein, wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

www.kunst-und-kontext.de

AUTOREN

Audrey **PERALDI** (*1984) ist als freiberufliche
Kulturwissenschaftlerin in Frankreich und
Deutschland tätig. Einer ihrer Schwerpunkte ist
seit 2017 die Restitutionsdiskussion in Frankreich.

Andreas **SCHLOTHAUER** (*1958) berichtet seit 2017
über die Restitutionsdebatte in Deutschland.

Julien **VOLPER** (*1980) ist Kurator am Musée royal
de l'Afrique centrale (Tervuren, Belgien) und Do-
zent für afrikanische Kunstgeschichte an der Uni-
versité libre de Bruxelles. In diesem Artikel äußert
er sich als Privatperson.

Mit Unterstützung des



www.rc-materialculture.de



PinguinDruck.de

Zemanek-Münster



African & Oceanic Art Auction Consignments now invited

Zombo, Uíge Province, Angola, H 23 cm

Provenance: Old UK Collection



Bundesverband Deutscher Kunstversteigerer e.V.

97070 Würzburg | Hörleingasse 3-5 | info@tribalart.de | www.tribalart.de